

Schriften des Vereins für Socialpolitik

Band 115/XXXI

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXXI

Von

Günther Chaloupek, Christian Gehrke,
Nils Goldschmidt, Harald Hagemann, Tetsushi Harada,
Peter Rosner, Hans-Michael Trautwein

Herausgegeben von

Heinz D. Kurz



Duncker & Humblot · Berlin

Schriften des Vereins für Socialpolitik
Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
Neue Folge Band 115/XXXI

SCHRIFTEN DES VEREINS FÜR SOCIALPOLITIK

Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Neue Folge Band 115/XXXI

Studien zur Entwicklung
der ökonomischen Theorie XXXI



Duncker & Humblot · Berlin

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXXI

Geschichte der Entwicklungstheorien

Von

Günther Chaloupek, Christian Gehrke,
Nils Goldschmidt, Harald Hagemann, Tetsushi Harada,
Peter Rosner, Hans-Michael Trautwein

Herausgegeben von

Heinz D. Kurz



Duncker & Humblot · Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten

© 2016 Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Fremddatenübernahme: L101 Mediengestaltung, Berlin

Druck: Meta Systems Publishing & Printservice GmbH, Wustermark

Printed in Germany

ISSN 0505-2777

ISBN 978-3-428-14988-9 (Print)

ISBN 978-3-428-54988-7 (E-Book)

ISBN 978-3-428-84988-8 (Print & E-Book)

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ☼

Internet: <http://www.duncker-humblot.de>

Historians of economic thought, knowing that the past is no moving target, take their time.

Anonymous

Vorwort

Die 30. Jahrestagung des Dogmenhistorischen Ausschusses des Vereins für Socialpolitik fand am 15. und 16. Mai 2009 in den Räumlichkeiten der Diplomatischen Akademie in Wien statt – in unmittelbarer Nähe jenes Orts, des Theresianums, wo Joseph Alois Schumpeter zur Schule gegangen ist. Das Thema des Treffens war die „Geschichte der Entwicklungstheorien“. Die Tagung wurde von Karl Milford zusammen mit seiner Gattin sowie deren Mitarbeiterin Frau Chalaupok bestens organisiert und betreut. Die finanzielle Unterstützung durch Frau Milfords Firma *Asset Allocation Alpha* sowie durch das Institut für Volkswirtschaftslehre der Universität Wien, vertreten durch dessen Leiter Peter Rosner, wurde dankbar begrüßt. Die an der Tagung Teilnehmenden kamen jedoch nicht nur in den Genuss der großartigen Gastfreundschaft der lokalen Organisatoren sowie von neun Referaten und sich anschließenden gründlichen Aussprachen darüber, sondern auch eines unvergesslichen Klavierkonzerts von Frau Kazue Harada, der Gattin des Ausschussmitglieds und Referenten Tetsushi Harada, am 14. Mai im „Hölzernen Saal“ des Musikvereins Wien. Lang anhaltender Beifall bedankte die Künstlerin. Der Abend klang beschwingt in ortsüblicher Manier in einem „Beisl“ aus.

Sieben der Beiträge kommen hier zum Abdruck. Im ersten, „Entwicklung und Geschichte. Die deutschen Ansätze in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts“, wirft Peter Rosner die Frage auf, wie Ökonomen in der genannten Periode die Tatsache erklärten, dass Deutschland „offensichtlich ärmer [war] als Großbritannien und Frankreich“. Rosner zufolge gab es im Wesentlichen nur zwei Arten von Antworten. Die erste besagt, dass Deutschland im Verhältnis zu den genannten anderen Ländern arm an einer Ressource war – Kapital – bzw. einen relativ hohen Anteil an unproduktiver Arbeit aufwies. Für die behandelten deutschen Autoren war diese Erklärung jedoch zu eng. Sie verfolgten „einen wesentlich weiteren und umfassenderen Erklärungsansatz“. Rosner ist bestrebt, seine These an zwei Beispielen zu belegen. Zum einen wendet er sich Friedrich Lists Überlegungen sowie der Kritik daran durch dessen Zeitgenossen zu. Zum anderen erörtert er einige Ideen der älteren Historischen Schule zum Problem der Entwicklung. Deren Vertreter, so Rosner, hatten ein „viel umfassenderes Verständnis von Entwicklung als List“. Sie scheiterten aber daran, ein ökonomisches Konzept von Entwicklung zu entwerfen, das sowohl die ökonomische Theorie als auch die Wirtschaftspolitik hätte befruchten können.

Im zweiten Beitrag hält Günther Chaloupek in seiner Arbeit „Technischer Fortschritt und wirtschaftliche Entwicklung in Werner Sombarts Konzeption des ‚Wirtschaftssystems‘“ diesem zugute, „als erster Ökonom die Bedeutung des technischen Fortschritts für die langfristige wirtschaftliche Entwicklung des Kapitalismus systematisch untersucht zu haben“. Die Betonung liegt auf „systematisch“, denn selbstverständlich steht Chaloupek nicht an zu konzedieren, dass sich bereits andere Ökonomen und insbesondere Marx vor Sombart intensiv mit der Rolle des technischen Fortschritts im Zusammenhang mit einer Erörterung des „Bewegungsgesetzes“ der modernen Gesellschaft befasst haben und Sombart selbst vielfach auf den Spuren von Marx gewandelt ist. Ob der Marxschen Analyse das Attribut „systematisch“ zu versagen ist, kann heute – nach Fertigstellung der II. Abteilung der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), die alle Vorarbeiten Marx’ zum Kapital, darunter zahlreiche bislang noch nicht publizierte Manuskripte enthält – leichter entschieden werden als ehemals. Chaloupek konzentriert sich in seiner Studie vor allem auf Sombarts Analyse der Rolle der Technik im Entwicklungsprozess in dessen Hauptwerk *Der moderne Kapitalismus*. Im Unterschied zum Hauptstrom der vor allem auf Kapitalakkumulation fixierten Nationalökonomie seiner Zeitgenossen betont Sombart, ähnlich wie Schumpeter, den technischen Fortschritt als treibende Kraft der kapitalistischen Expansion. Darüber hinaus geht der Beitrag am Rande auch auf die von Sombart erörterte Wechselwirkung von Technik und Kultur ein.

Der folgende Beitrag ist ebenfalls dem Werk Werner Sombarts gewidmet. In seiner Arbeit „Wirtschaftssystem und Entwicklung bei Werner Sombart: Wirtschaft als ‚Kulturbereich‘ in seinem Werk ‚Die Ordnung des Wirtschaftslebens‘“ geht es Tetsushi Harada vor allem um eine genauere Klassifikation der sogenannten „jüngsten Historischen Schule“, zu der gemeinhin Autoren wie Max Weber, Sombart, Arthur Spiethoff und Edgar Salin gezählt werden. Schumpeters Unterscheidung in eher soziologisch orientierte Ansätze einerseits und eher wirtschaftswissenschaftliche andererseits greift Harada zufolge zu kurz. Stattdessen schlägt er vor, die verschiedenen Positionen der Vertreter der jüngsten Historischen Schule methodologisch voneinander abzugrenzen, und zwar danach, ob die fraglichen Autoren auf eine „Teilerkenntnis“ oder eine „Gesamterkenntnis“ sozio-ökonomischer Sachverhalte aus waren. Weber, so Haradas Deutung, zielt auf eine Teilerkenntnis ab, die anderen Genannten unter Einschluss von Sombart hingegen auf eine Gesamterkenntnis. Er beschäftigt sich anschließend näher mit Sombarts Einfluss auf Spiethoff und Salin.

Christian Gehrke zeichnet in seinem Essay „‚Externe Ersparnisse‘ als Ursache steigender Erträge: Von Marshall und Viner zu Chipman und Krugman“ die Aufnahme und den Umgang mit Alfred Marshalls Konzept der „externen Ersparnisse“ in der nachfolgenden Literatur nach. Während Jacob

Viner auf pekuniäre externe Erträge abstellte und technologische als theoretisch und empirisch fragwürdig ablehnte, versuchte John Chipman letztere in die allgemeine Gleichgewichtstheorie einzubauen. Zu diesem Zweck nahm er an, dass dem einzelnen Unternehmer nicht bewusst sei, dass und wie Änderungen der Produktionsmenge einer Industrie die Kostensituation der in ihr tätigen Firmen beeinflussen, er also von einer subjektiven Produktionsfunktion mit konstanten Skalenerträgen ausgehe. Was Chipman für eine bedeutende Ausweitung des Anwendungsgebiets der allgemeinen Gleichgewichtstheorie ansah, wurde indes kaum aufgegriffen. Dies zeigt sich auch an Hand von Paul Krugmans Arbeiten zur Außenwirtschafts- und Entwicklungstheorie einerseits und den späteren zur wirtschaftlichen Geographie und Standorttheorie andererseits. Wie vor ihm Viner ist Krugman höchst reserviert gegenüber technologischen externen Ersparnissen und misst auch pekuniären nur eine geringe Rolle zu. Er setzt im Rahmen heroisch einfacher Modelle zunächst ganz auf pekuniäre und firmeninterne. Die Annahme vollkommenen Wettbewerbs lässt sich daher nicht aufrechterhalten. Erst in seinen zweitgenannten Arbeiten weist er externen Ersparnissen eine größere Bedeutung zu, hält aber an unvollkommener Konkurrenz fest. Auch in der Entwicklungsökonomik wird häufig eine an Krugman orientierte Modellierung mit firmenintern steigenden Erträgen sowie unvollkommener Konkurrenz und nicht Chipmans Konzept parametrischer externer Ersparnisse verwendet, so etwa in der Formalisierung von Paul Rosenstein-Rodans „Big Push“-Entwicklungsstrategie durch Murphy, Shleifer und Vishny.

Hans-Michael Trautweins Beitrag ist bis zu einem gewissen Grad komplementär zu demjenigen Gehrkes. Er beschäftigt sich mit dem „Prinzip der kumulativen und zirkulären Verursachung“, prominent von Gunnar Myrdal in seinem Werk *Economic Theory and Underdeveloped Countries* vertreten. Myrdal selbst übernimmt die Grundidee hierfür von Knut Wicksell. Davor finden wir eine Version der Vorstellung eines sich selbst tragenden Prozesses der Kapitalakkumulation und Produktivitätssteigerung bereits in Adam Smith. In jüngerer Zeit wurde das Prinzip insbesondere von Paul Krugman in Gestalt von Kern-Peripherie-Modellen in der sogenannten New Economic Geography wieder aufgegriffen. Was unterscheidet die Konzipierung des Prinzips durch Krugman von derjenigen durch Myrdal, und warum ist es Ersterem gelungen, es in der Ökonomik wieder „hoffähig“ zu machen, obgleich Myrdal inhaltlich vieles von dem, was Krugmans zu sagen hat, vorweggenommen hat? Wie Krugman betont, findet man nur dann Gehör im Fach, wenn man das jeweils interessierende Phänomen in den vorherrschenden Argumentationsstil der Zeit kleidet. Der aktuelle Stil – man könnte auch von Mode sprechen – verlangt, dass ökonomische Themen grundsätzlich auf die Form von Optimierungsproblemen unter Nebenbedingungen zu bringen und also solche zu lösen sind. Krugman gehorcht dieser Erwartung.

tungshaltung und deutet geografische ökonomische Polarisierung als das Resultat des Zusammenspiels des optimierenden Verhaltens verschiedener Akteure in unterschiedlichen ökonomischen Rollen. Wie Trautwein zeigt, gelingt es ihm damit, einige der Myrdalschen Ideen im gewählten Rahmen zu reformulieren, aber es verbleibt ein Rest, der sich dem Vereinnahmungsversuch versperrt und als Herausforderung an die Ökonomik bestehen bleibt.

Harald Hagemann befasst sich mit „Entwicklungstheorien des ausgewogenen versus unausgewogenen Wachstums“. Einleitend betont er, wie sehr das erst gegen Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstehende neue Fachgebiet der Entwicklungsökonomik von deutschsprachigen Emigranten geprägt worden ist. Die Emigration hat sie in verschiedene Teile der Welt verschlagen und mit sozio-ökonomischen Problemen konfrontiert, auf die sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden analytischen Werkzeugen zu reagieren versucht haben. Wie können gering entwickelte Wirtschaften mit einem großen Agrarsektor und hoher verdeckter Arbeitslosigkeit aus der Armutsspirale heraus- und auf einen Pfad der Entwicklung und des Wachstums gebracht werden? Während Paul Rosenstein-Rodan, Ragnar Nurkse und W. Arthur Lewis ein ausgewogenes Wachstum als Entwicklungsstrategie empfahlen, die strukturellen Wandel und effektive Nachfrage aufeinander abzustimmen und Disproportionalitäten zwischen den verschiedenen Sektoren zu vermeiden suchte, plädierten Albert O. Hirschman und Paul Streeten für eine Strategie des unausgewogenen Wachstums und sahen in den sich ergebenden Spannungen und Reibungen ein vorwärtstreibendes Moment. Hagemann argumentiert, dass die beiden Strategien unterschiedliche Sichtweisen des Produktionsprozesses zum Hintergrund haben – eine eher horizontale Sichtweise, wie sie in der Input-Output-Analyse gängig ist, einerseits und eine vertikale, zeitlich gestaffelte, wie sie österreichische Ökonomen, zumal Eugen von Böhm-Bawerk, vertreten haben, andererseits. Die beiden Strategien können darüber hinaus mit den Werken zweier Großer unseres Fachs in Verbindung gebracht werden: John Maynard Keynes im ersten Fall und Joseph Alois Schumpeter im zweiten.

Nils Goldschmidt fragt in seiner Arbeit: „Gibt es eine ordoliberalen Entwicklungsidee? Walter Euckens Analyse des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandels“. Er tritt der verbreiteten Auffassung entgegen, erst Friedrich August von Hayek habe eine ordnungsökonomische Öffnung hin zu einem „Denken in wirtschaftlichen Prozessen“ bewerkstelligt. Tatsächlich fehle diese Dimension in Euckens Werk nicht nur nicht, sondern dieses sei im Gegenteil geradezu „als eine durchgängige Suche nach einer adäquaten Entwicklungsidee“ zu lesen. Goldschmidt führt vier Belege zur Untermauerung seiner Auffassung an: erstens Euckens Zivilisationskritik, die in der Behauptung der „geistigen Leere“ seiner Zeit gipfelt; zweitens Euckens Zurückweisung des Relativismus der Historischen Schule, der den Weg zu

einer Erklärung ökonomischer Entwicklung letztlich versperrt; drittens seine Zurückweisung der Sicht, ökonomischer Wandel sei ausschließlich auf wirtschaftliche Faktoren zurückzuführen; sowie viertens Euckens „Methode des Datenkranzes“, die den Zweck verfolgt, verschiedene relevante thematische Zugänge zum Thema Entwicklung zu ermöglichen.

Im Anschluss an die Referate kam es wie immer zu intensiven und gelegentlich kontroversen Diskussionen, die den Referenten die Gelegenheit boten, ihre Stücke im Lichte der geäußerten Einwände und weiterführenden Hinweise zu überarbeiten.

Die Mitgliederversammlung beschloss einstimmig, Herrn Kollegen Goldschmidt in den Ausschuss aufzunehmen.

Als Herausgeber des Bandes bedauere ich dessen spätes Erscheinen. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass die Verantwortung hierfür letztlich bei mir liegt. Jenen Beitragenden, die ihr Manuskript zeitnah zur Jahrestagung abgegeben haben, danke ich für ihre große Geduld. Es liegt nun an den Lesern zu entscheiden, ob angesichts des Vorgelegten gesagt werden kann: „Gut Ding wollte Weile haben“.

Heinz D. Kurz

Inhaltsverzeichnis

Entwicklung und Geschichte. Die deutschen Ansätze in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Von <i>Peter Rosner</i> , Wien	13
Technischer Fortschritt und wirtschaftliche Entwicklung in Werner Sombarts Konzeption des „Wirtschaftssystems“ Von <i>Günther Chaloupek</i> , Wien	43
Wirtschaftssystem und Entwicklung bei Werner Sombart: Wirtschaft als „Kulturbereich“ in seinem Werk „Die Ordnung des Wirtschaftslebens“ Von <i>Tetsushi Harada</i> , Nishinomiya	77
„Externe Ersparnisse“ als Ursache steigender Erträge: Von Marshall und Viner zu Chipman und Krugman Von <i>Christian Gehrke</i> , Graz	93
Cumulative Processes and Polarizing Economic Development: Gunnar Myrdal’s Contribution By <i>Hans-Michael Trautwein</i> , Oldenburg	127
Entwicklungstheorien des ausgewogenen versus unausgewogenen Wachstums Von <i>Harald Hagemann</i> , Stuttgart-Hohenheim	153
Gibt es eine ordoliberalen Entwicklungsidee? Walter Euckens Analyse des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandels Von <i>Nils Goldschmidt</i> , Siegen.	181

Entwicklung und Geschichte.

Die deutschen Ansätze in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts

Von *Peter Rosner*, Wien

Moderne Entwicklungsökonomie im Rahmen des wissenschaftlichen *mainstream* stellt zwei Fragen. Erstens, was bestimmt den Reichtum und das Wachstum dieses Reichtums von Wirtschaften, die ihr volles ökonomisches Potential im Rahmen idealer institutioneller Voraussetzungen ausschöpfen? Das ist in erster Linie das Gebiet traditioneller Wachstumstheorie. Zweitens, welche Behinderungen für die Produktion des Reichtums und für Wirtschaftswachstum treten dadurch ein, dass diese idealen institutionellen Voraussetzungen nicht vorhanden sind? Die Auswirkung von steigenden Skalenerträgen, asymmetrischer Information, Rechtsunsicherheit, rent-seeking und anderer Gegebenheiten auf wirtschaftliche Entwicklung füllen die Kapitel einschlägiger Lehrbücher und sind Arbeitsgebiete entsprechender Forschungen.

Die erste dieser Fragen dominierte die britische wirtschaftstheoretische Diskussion im 19. Jahrhundert – die Klassische Ökonomie. Wer aber nur ein bisschen die Deutsche volkswirtschaftliche Literatur des 19. Jahrhunderts kennt, weiß, dass es die zweite dieser Fragen war, die zu ihrem zentralen Thema gehörte. Das ist nicht überraschend, wenn man annimmt, dass die in einem Land diskutierten Fragen in einem engen Zusammenhang mit den Problemen des betreffenden Landes stehen. Deutschland war offensichtlich ärmer als Großbritannien und Frankreich. Ob und wie das geändert werden kann, war ein nahe liegendes Thema wirtschaftspolitischer Diskussion und damit der akademischen Volkswirtschaftslehre.

Die am Beginn des 19. Jahrhunderts vorhandenen Theorien erlaubten zwei Interpretationen der Tatsache, dass Deutschland ärmer war. Die erste Möglichkeit war, die Ursache dieser Armut in Deutschland auf das Fehlen einer Ressource, die den reicheren Ökonomien zur Verfügung steht, zurückzuführen. Das wäre eine Aussage wie die über das Verhältnis des Reichtums Spaniens zu dem eines anderen europäischen Landes im 16. Jahrhundert gewesen. Spanien war in der allgemeinen Auffassung reicher, weil es ein an Ressourcen reicheres Gebiet erobert hatte, nicht weil es in irgendeinem Sinn höher entwickelt war (z.B. *Roscher*, 1854: 275).

Die alternative Interpretation war, Deutschland als allgemein weniger entwickelt als die damals führenden Staaten Europas zu sehen. Man konnte den geringeren Reichtum im Rahmen der von den Physiokraten und den Autoren der Klassischen Ökonomie entworfenen Theorien interpretieren; etwa als einen Mangel an Kapital oder einem Zuviel an Smith-unproduktiver Arbeit. Diese Fakten wären selbst erklärungsbedürftig gewesen. Wieso gibt es in Deutschland weniger Kapital? Wieso ist dieses unproduktiver eingesetzt? Die Physiokraten erklärten den niedrigeren Kapitalbestand in der Landwirtschaft Frankreichs mit institutionellen und politischen Verhältnissen. Damit der Landwirtschaft mehr Kapital zur Verfügung stehen kann, bedürfe es institutioneller Reformen. Diese sind Voraussetzung zur Akkumulation.

Für die Autoren in Deutschland war dieser Ansatz während des 19. Jahrhunderts zu eng. Ein im engeren Sinn ökonomisches Model der Kapitalakkumulation wie bei den Autoren der klassischen Ökonomie genügte ihnen nicht. Wie im Folgenden gezeigt wird, verfolgten sie einen wesentlich weiteren und umfassenderen Erklärungsansatz, nämlich den einer langfristigen und umfassenden gesellschaftlichen Entwicklung.

Die Arbeit enthält zwei Kapitel. Das erste ist den Überlegungen Friedrich Lists und der Kritik seiner Zeitgenossen daran gewidmet. Gezeigt wird, dass die Theorie von List in einem engeren Sinn als die seiner Kritiker als ökonomische Theorie zu sehen ist und in manchen Aspekten als Vorläufer moderner Theorien betrachtet werden kann. Im zweiten Kapitel werden die Ideen der älteren Historischen Schule zur Entwicklung dargestellt. Die Autoren dieser Schule hatten ein viel umfassenderes Verständnis von Entwicklung als List. Es gelang aber nicht, ein ökonomisches Konzept von Entwicklung zu entwerfen, das für ein Forschungsprogramm im Rahmen theoretischer Volkswirtschaftslehre und für Politikaussagen verwendet werden konnte.

I. Vorspiel: Friedrich List

Friedrich List war in Deutschland der erste, der die Entwicklung der Wirtschaft eines Staates als ein Nachholen gegenüber reicheren, also mehr entwickelten Wirtschaften zum zentralen Thema eines Buches gemacht hatte. Es erregte offensichtlich großes Interesse, wurde aber von der akademischen Kritik wenig geschätzt. Es wurde eher als politisches Pamphlet denn als wissenschaftliches Werk gesehen. Zwar weist es richtige Punkte auf, es fehle aber an akademischer Dignität (*Roscher*, 1842; *Rau*, 1843; *Hildebrand*, 1847; *Knies*, 1853, 251 ff.; neuerdings Scherf, 1989). Tatsächlich findet man in dem Werk etwa eine große Zahl abwertender Bemerkungen über andere

Autoren und über Politiken, die im akademischen Diskurs auch damals unüblich waren.¹

Wie auch immer, List stellt die Frage nach den Möglichkeiten für Wirtschaftswachstum so, wie sie bis heute von vielen in der Entwicklungsökonomie gesehen wird: Gibt es ökonomische Mechanismen, die bewirken, dass eine Wirtschaft nur deshalb nicht reich ist, weil sie durch den größeren Reichtum einer anderen am Wachstum gehindert wird? Seine Antwort war, dass dies der Fall ist und seine politische Schlussfolgerung war der Ruf nach Zöllen.

Das zentrale Argument für diese Feststellung: Wenn eine Wirtschaft ärmer ist als eine andere, dann ist sie unproduktiver. Die geringere Produktivität ist eine Folge mangelnder oder geringer Fähigkeiten und Geschicklichkeiten. Es fehlt nicht eine natürliche Ressource in einer ärmeren Wirtschaft, sondern Kenntnisse der Technologien und sonstigen Fähigkeiten zur Produktion, die den reicheren zur Verfügung stehen. Diese Fähigkeiten werden produziert, insbesondere werden Qualifikationen und Techniken vor allem in der Produktion selbst erworben. Bei Freihandel werden allfällige Produktivitätsunterschiede im Wettbewerb zwischen den Staaten nicht verringert. Die Produzenten der ärmeren Wirtschaft müssen daher einige Zeit hindurch durch Zölle geschützt werden, auch wenn letztlich Freihandel vorzuziehen ist. Der vorübergehende Schutz vor ausländischer Konkurrenz ermögliche es den Produzenten des ärmeren Landes, die im reicheren Land bereits vorhandenen Fähigkeiten sich anzueignen.

Mehr als hundert Jahre lang war dieses Argument in der politischen Diskussion sehr erfolgreich. Während des 20. Jahrhundert war es für viele Jahrzehnte ein wichtiges Argument in den entwicklungspolitischen Diskussionen, nämlich dass die höhere Produktivität in den reichen Ländern eine Bedrohung für die beginnende Industrialisierung der unterentwickelten Ökonomien sei, und diese daher vor dem Wettbewerb geschützt werden müssen. Erst als manche Industrien in den reichen Ländern durch Konkurrenz aus den ärmeren Ländern gefährdet waren, wurde das Argument umgedreht. Die möglicherweise geringere Produktivität in den unterentwickelten Ökonomien werde durch die wesentlich geringere Entlohnung des Faktors Arbeit mehr als wettgemacht. Die Armut in den ärmeren Ökonomien sei bei freiem Wettbewerb eine Bedrohung für den Reichtum der anderen.

Innerhalb der wissenschaftlichen Ökonomie fand man Lists Argument weniger überzeugend. Die Kritik der Zeitgenossen Lists in Deutschland wird weiter unten behandelt. Aber auch die spätere Wirtschaftstheorie kann-

¹ Z. B. Man könne nicht wissen, „... ob die dementierten Tories so weit zur Vernunft zu bringen sind ...“ (*List*, 1842: 10).

te mit dem Listschen Argument wenig anfangen. Die Vorstellung, dass im Handel zwischen zwei Ökonomien eine der beiden ewig einen Exportüberschuss hat, ist mit an Gleichgewichten orientierten Theorien, sei es der realen, sei es der monetären Außenwirtschaft nicht vereinbar.² In den letzten Jahrzehnten freilich wird dieses Argument mit Hilfe neuerer Methoden der Theorie wieder diskutiert.

Interessanterweise hat List diesen Aspekt gesehen oder zumindest geahnt. Er bezeichnet die theoretische Basis der Physiokratie und der klassischen Ökonomie als Theorie der Werte (l.c.: 201 ff.). In diesen Theorien ginge es nur um den Tausch gleicher Werte und die Messung des Reichtums. Dessen Produktion werde nicht behandelt. Das sei insofern ein Fehler, als ein bestehender Reichtum vergeht. Die Wirtschaftstheorie soll vielmehr bestimmen, wovon die Fähigkeit abhängt Reichtum zu produzieren. List verweist auf Staaten, die sich nach Zerstörungen durch Kriege in kurzer Zeit erholt hatten. Er verwendet in diesem Zusammenhang den Ausdruck produktive Kräfte bzw. Produktivkraft. Was genau darunter zu verstehen ist, bleibt unklar – er wird von Rau und Knies dafür gerügt. Man kann aber diesen Begriff als einen der wirtschaftlichen Dynamik verstehen. Sicher sind das Wissen und die sonstigen Fähigkeiten der Menschen wesentliche Aspekte dieses Begriffs. Es handelt sich um immaterielle Güter, die in der Betrachtung der Theorie der Werte nicht beachtet werden.³

List begründet diese Theorie mit historischer Erfahrung. Der Freihandel sei für Venedig nur am Anfang seiner Entwicklung günstig gewesen. Seine Vorherrschaft habe es durch die Förderung der Manufaktur und durch Abschluss des Marktes erreicht. Schädlich wurden diese Beschränkungen später, nämlich sobald es seine Vorherrschaft erreicht hatte. Es fehlte dann die Konkurrenz, wodurch die Manufaktur Venedigs an Bedeutung verlor. Darüber hinaus gab es keine nationale Einigung in Italien. Die Hanse hatte zwar die Suprematie des Handels und der Schifffahrt, aber da sie keine Nation bildete, handelte jede Stadt eigennützig. Im modernen Sinn: sie war bloß ein Kartell – und zerbrach. Da die Verbindung zum Hinterland und damit zum Reich fehlte, gab es keine Agrarbasis. Gemeinsame Interessen konnten nicht geltend gemacht werden. Für die Niederlande, die ihre Vor-

² Unter anderem wies bereits Rau in seiner Kritik an List darauf hin (*Rau*, 1843: 376). Im Rahmen von Theorien des ungleichen Tausches oder einer anderen Ausbeutungstheorie könnte das vielleicht begründet werden.

³ List weist kritisch darauf hin, dass die Ausbildung von Menschen bei vielen Autoren der Ökonomie als unproduktiv angesehen wird. Tatsächlich ist das bis heute ein Problem der VGR geblieben, nämlich die Unterscheidung zwischen Investition und Konsum im öffentlichen Sektor. Der Bau einer Schule ist eine Investition und erhöht somit den Reichtum einer Ökonomie. Die sich an die Fertigstellung der Schule anschließende Beschäftigung von Lehrern ist hingegen Konsum.

herrschaft nach der Befreiung von Spanien erreichen konnte, waren hingegen die politische Geschichte und der damit verbundene Zugang zu Märkten von großer Bedeutung. Für den Reichtum Englands wiederum werden von List, abgesehen von Rechtssicherheit, Freiheit der Religionsausübung und der Kultur, Handelsbeschränkungen als Basis des Reichtums angeführt – Ausfuhrverbote für Rohmaterialien, die Navigation Acts und anderes. Diese mussten freilich aufgegeben werden, weil man andernfalls zurückgefallen wäre. Das stärkste Land benötigt Wettbewerb, um nicht zu erstarren. Spanien wiederum widerfuhr das, was man heute in der Entwicklungsökonomie als Fluch der Ressourcen bezeichnet. Der Reichtum der herrschenden Schicht verhinderte die Entstehung von innerer Freiheit, eine Voraussetzung für das Entstehen von gewerblicher Produktion. Darüber hinaus kam es zur Vertreibung wirtschaftlich aktiver Gruppen – Juden und Mauren.

Diese Form der ‚Beweisführung‘ – was auch immer geschah konnte durch eine *ad hoc* Hypothese mit einem allgemeinen Gesetz in Übereinstimmung gebracht werden – war schon damals nicht der Stand der Wissenschaft und wurde heftig kritisiert, sowohl von dem eher an allgemeinen Gesetzmäßigkeiten orientierten Rau⁴ als auch von den Autoren der sich formenden älteren Historischen Schule.

Bei den weiteren Ausführungen entwickelt List dann aber Argumente, die auch für die moderne Entwicklungsökonomie von Bedeutung sind. Die Basis bildet eine vereinfachte Version der aus der Literatur der Aufklärung im 18. Jahrhundert entwickelten Theorie der Entwicklungsstadien der Menschheit, nämlich dass die Menschheit zunächst als Hirten und Jäger lebte, daraus das Agrarsystem entstand und schließlich die modernere Manufakturwirtschaft. Für List war letzterer Übergang von Interesse.

Beim Vergleich der Arbeitsweisen in der Landwirtschaft mit der in der Manufaktur, etwa, stellt er fest, dass in der Landwirtschaft einfache, unqualifizierte körperliche Arbeit dominiert, die Manufaktur hingegen spezifische Arbeitsqualifikationen verlange (*List*, 1841a: 284 ff.).⁵ Während es in der Agrarwirtschaft wenig und nur langsamen Wechsel der Produktionstechniken gäbe, seien für die Manufaktur rasche Änderungen kennzeichnend. Sie ist nicht einfach ein anderer Wirtschaftszweig, sie ist Voraussetzung und Folge eines anderen Kultur, und zwar einer höheren.⁶ So können in einem

⁴ Lists Werk habe „... weniger das Gepräge einer ruhigen Forschung, als das der versuchten Vertheidigung eines einzelnen aufgestellten Rathschlages“ (*Rau*, 1843: 252).

⁵ Smiths bekannte Behauptung von der Vielseitigkeit landwirtschaftlicher Arbeit wird von List explizit zurückgewiesen.

⁶ Da es in der Manufaktur nicht nur auf körperliche Kraft ankomme, können auch Krüppel beschäftigt werden. Während Menschen in der Landwirtschaft wenig re-

reinen Agrarstaat Produkte nur regional produziert und konsumiert werden, da es keine ausgebauten Transportwege gibt. Daher werden natürlich vorhandene Ressourcen nicht beansprucht. Der lokale Markt ist zu klein für sie (l.c.: 302). Erst mit der Entwicklung der Manufaktur werden durch Errichtung einer entsprechenden Infrastruktur die lokalen Schranken überwunden (l.c.: 306). Kapital wird in der Landwirtschaft erst dann in größerem Maß verwendet, wenn es eine entwickelte Manufaktur gibt (l.c.: 328).

In der Sprache moderner Theorie kann der Unterschied zwischen der Agrarwirtschaft und der Manufaktur folgendermaßen gefasst werden: In der Agrarwirtschaft kommt es vor allem auf exogen gegebene Produktionsfaktoren an, nämlich einfache Arbeit, Boden, Klima und sonstige natürliche Ressourcen. In der Manufaktur hingegen haben auch produzierte Produktionsinputs eine große Bedeutung, nämlich Sachkapital und Humankapital.

„Forschen wir nach dem Ursprung und Fortgang einzelner Gewerbszweige, so finden wir, daß sie nur nach und nach in den Besitz verbesserter Verfahrungsweisen, Maschinen, Gebäude, Produktions-Vortheile, Erfahrungen und Geschicklichkeiten und aller derjenigen Kenntnisse und Connexionen gekommen sind Wir überzeugen uns, daß es in der Regel ohne alle Vergleichung leichter ist, ein bereits begonnenes Geschäft zu vervollkommen und auszudehnen, als ein neues zu gründen. ... Wir beobachten, daß es umso schwerer ist, ein neues Geschäft in Gang zu bringen, je weniger Geschäftszweige ähnlicher Art in der Nation bereits bestehen; weil hier erst Unternehmer, Werkführer, Arbeiter gebildet oder von außen herbeigezogen werden müssen, und weil die Einträglichkeit des Geschäftes noch nicht hinlänglich erprobt ist.“ (l.c.: 409)

Hier bekommt der ansonsten recht vage Begriff der Produktivkräfte eine zumindest anschauliche Plausibilität. Freilich hat es sehr lange gedauert, bis die moderne *mainstream*-Theorie diese Idee integrieren konnte, etwa durch technische spillovers und die damit verbundenen steigende Skalenerträge auf der Ebene einer Industrie,⁷ sowie einer systematischeren Integration der Idee von Humankapital in die Theorie der Produktion.

gionale Mobilität haben und daher die Partnerwahl in einem nur sehr engen Kreis erfolgt, ermöglicht die Lebensweise der in den Städten angesiedelten Manufaktur eine Vermischung unterschiedlicher Völker. Diese wird von List positiv bewertet (l.c.: 312f.).

⁷ Stärker noch in seinem Büchlein über Eisenbahnen: „Die Dampfkraft gewährt den großen Vortheil, daß sie da, wo die Steinkohle in Überfluß und zu billigen Preisen zu haben ist, eine Konzentration von großen Fabrikanstalten und Kapitalien, von technischen Kräften und Geschicklichkeiten, also große Fabrikemporien hervorruft. Kamin erhebt sich in diesen Emporien an Kamin. Hundert Fabrikanstalten theilen sich die verschiedenen einzelnen Zweige der Fabrikation. Jeder spinnt nur eine Sorte Garn, wirkt oder druckt nur eine Sorte Zeug. An einem und demselben Ort bilden sich ganze Heere von ansässigen Fabrikarbeitern, jeglicher und jedes

Unterschiedliche Außenhandelsregimes für die beiden Wirtschaftszweige sind sinnvoll, nämlich einerseits für die Agrarwirtschaft und den Handel mit Rohstoffen und für die Manufaktur andererseits. Für erstere bringt List auch die damals bekannten Argumente für freien Handel (l.c.: 310 f.). Beschränkung der Möglichkeit zu exportieren, ist, erstens, eine Umlenkung der Produktion zu Gunsten weniger produktiven Tätigkeiten; zweitens, verringert es die Exportmöglichkeiten, da die Handelsbilanz nicht langfristig im Ungleichgewicht sein kann und Retorsionsmaßnahmen ergriffen werden. Diesen Kosten steht kein Gewinn gegenüber. Für die Manufaktur werden diese Probleme der Beschränkung des Handels nicht bestritten, aber ein Vorteil geltend gemacht. Dieser besteht in einer Erhöhung der technischen Kompetenz, der mit technischem Fortschritt verbundenen zwischenzeitlichen Akkumulation von Kapital und der Errichtung einer Infrastruktur für den Transport. Für Deutschland wird ein Zeitraum von 15 Jahren genannt.

Die zeitgenössische Kritik an Rau stößt sich, sieht man von der an seiner unfundierten Argumentation ab, an seiner Orientierung an der Nation. Es muss dabei unterschieden werden zwischen Raus Kritik einerseits und der von Seiten der sich bildenden Historischen Schule andererseits.

Rau ist skeptisch gegenüber der Verwendung des Begriffs Nation im Zusammenhang mit Wirtschaftspolitik überhaupt. Er betrachtet ihn als eine Modeerscheinung, wobei die Bedeutung keinesfalls einheitlich ist (Rau, 1843: 350). Er gesteht List zu, dass dieser den Begriff ‚Volk‘ im Sinne von ‚Bürger eines Staates‘ und ‚Staatsvolk‘ verwendet. Wenn er aber von Nation spricht, damit dessen historische Bedeutung anspricht (l.c.: 253). Tatsächlich hat Nation in dem historisch-ethnischen Sinn keine Wichtigkeit in dem Buch von List. Er betont vor allem die Funktion großer politischer Einheiten für die wirtschaftliche Entwicklung, also die Einheit Deutschlands, wegen der Vorteile der Arbeitsteilung in einem Staat und wegen der Verbindung von Agrarwirtschaft und Manufaktur. Darüber hinaus gibt er der Nation im engeren Sinn nur wenig Bedeutung. Er nimmt einfach an, dass Nation und politische Einheit zusammenfallen.⁸ Rau erwähnt jedenfalls lobend in seiner Kritik, dass gemeinsame Einrichtungen von Staaten durch

Individuum legt sich auf *Eine* Gattung von Handarbeit, erlangt also den höchsten Grad von Geschicklichkeit“ (List, 1841b: 4; Hervorhebung F. L.). Das gleiche gilt für die Maschinenindustrie. List vermutet also eine regionale Konzentration durch bessere Verkehrswege.

⁸ Da eine Nation in einem Staat leben soll, muss Deutschland zu einem Staat werden. „Jedoch ist diese Maaßregel [die Gründung des Deutschen Zollvereins 1833, P. R.] nicht als vollständig zu betrachten, so lange sie nicht auf das ganze Küstenland von der Mündung des Rheins [ganz nahe an der Maas, P. R.] bis zur Gränze von Polen [Memel, P. R.] mit Einschluss von Holland und Dänemark [Belt, P. R.] sich erstreckt“ (List, 1841: 259). Das Deutschlandlied mit den berühmten

Verträge zu Stande kommen können, und führt die Eisenbahn in den deutschen Staaten als Beispiel an (*Rau*, 1843: 253). Es bedürfe nicht notwendigerweise einer politischen Einheit, um die Vorteile bei der Errichtung einer Infrastruktur erzielen zu können. Im übrigen weist er darauf hin, dass mit Österreich ein zweiter deutscher Staat besteht (l.c.: 268).

Anders ist die Kritik seitens der Historischen Schule. Sie stimmen mit Rau darin überein, dass es sich bei dem Werk von List nicht um eine wissenschaftlich fundierte Arbeit handle. Vor allem wird der zu enge Begriff von Nation kritisiert. Sie sei eben nur eine politische Idee bei List, der ethische Aspekt menschlichen Handelns werde von ihm nicht entsprechend gewürdigt.

„Das Gemeinwesen gilt ihm [List P. R.] eben nur als ein Mittel zur Erreichung individueller Glückseligkeit, und nur dadurch in seiner Auffassung von jener Älteren [der Aufklärung P. R.] verschieden, daß er den auf der Nationalität gegründeten Staat nicht bloß als ein Rechtsinstitut, sondern auch als eine notwendige ökonomische Erziehungsanstalt betrachtet. Es geht hiermit der Fortschritt, den wir in [Adolf P. R.] Müllers Theorie anerkennen mußten, die ethische Natur des Gemeinwesens, wieder verloren. Jede Unterordnung des Privatinteresses unter den öffentlichen Zweck erscheint nur als Forderung der Klugheit und des wohlverstandenen Eigennutzes, nicht als eine sittliche Pflicht, welche aus der Natur des Gemeinwesens hervorgeht.“ (*Hildebrand*, 1848: 58)

Für Hildebrand ist diese Frage von Bedeutung bei der Bewertung der substantiellen Behauptung von List über die Vorteilhaftigkeit des temporären Zollschatzes. Gemäß dieser Idee entwickelt sich die Arbeitsteilung innerhalb der Nationen, nicht aber zwischen den Nationen. Wenn schließlich, wie von List vorgesehen, der Freihandel zwischen Nationen eingeführt wird, dann wird es zum Kampf der Staaten untereinander um die Vorherrschaft kommen. Es müsse sich die Arbeitsteilung zwischen den Staaten ebenso entwickeln wie innerhalb der Staaten. Die Frage des Freihandels steht daher nicht so, wie es seine Befürworter und seine Gegner sehen, sondern muss von Fall zu Fall gesehen werden. Diese Feststellung ist freilich wenig hilfreich, wenn es eine Diskussion der Wirtschaftspolitik geht. Sie würde zu einem recht willkürlichen Abschätzen von Einzelfällen werden.⁹

Auch Roscher kritisiert in einer frühen Schrift die Art und Weise, wie List mit dem Begriff der Nation und dem Material aus der Geschichtsschreibung umgeht. Die Hervorhebung „... einzelner Elemente der Wirtschaft,

Verszeilen über erstrebenswerte Grenzen für ein geeintes Deutschland wurde ebenfalls im Jahr 1841 verfasst.

⁹ Insgesamt ist die Darstellung Lists durch Hildebrand sehr gut. Ähnlich wie Marx in den *Theorien über den Mehrwert* argumentiert, stellt er Lists Theorie dar, um dann ihre Verdienste und ihre Grenzen zu zeigen. Letzteres erfolgt durch Herausarbeiten der inneren Widersprüche.

Naturkraft, Arbeit, Capital, Production, Vertheilung, Consumption, welche das Leben immer verbunden zeigt ...“ (Roscher 1842a: 1178) könne nur der vorbereitende Teil der Staatswirtschaft sein, ähnlich der Anatomie in der Medizin. Bei der Frage, wie aber Entwicklung dargestellt werden kann, greift Roscher zu recht beliebigen Charakteristika über Nationen – um nicht nationale Vorurteile zu sagen. Über das von List gebrachte Argument zur Entwicklung Spaniens, nämlich dass die Vertreibung der Mauren zum Niedergang Spaniens beigetragen hatte bemerkt er:

„Die Verjagung der Morisken, die auch Hr. List wieder den Spaniern zum schweren Vorwurf macht, ist von den *aufgeklärtesten* und geistreichsten Zeitgenossen – ich gedenke hier nur des Cervantes – als eine dringende Nothwendigkeit lange ersehnt worden. Da müssen freylich tiefere Gründe eine glänzende Industrie verhindert haben. Der Spanier hat von jeher darnach gestrebt, für Europa das zu seyn, was Ritter und Priester für den einzelnen Staat sind. Königshaus, Kirche und Meer, wie das spanische Sprichwort sagt, waren die einzelnen Mittel sein Glück zu machen. Jeder Gewerbetreibende wollte nur so lange arbeiten, bis er müßig von seinen Renten leben könnte. Bey einem solchen Nationalcharakter konnten die Versuche der bourbonischen Fürsten den Gewerbefleiß durch Schutzsysteme zu heben, natürlich nur isoliert und ziemlich wirkungslos bleiben.“ (l.c.: 1189)

Wirtschaftstheorie wäre freilich wenig aussagekräftig, und im Übrigen auch unnötig, könnte man wirtschaftliche und politische Entwicklungen mit Nationalcharakter erklären!

Knies schließlich greift die Vorstellung der Entwicklung von List an. Sie kann kein allgemeines Gesetz sein, weil sie nicht auf die geografischen Besonderheiten eingehe (*Knies*, 1853: 250 ff.). Sie sei nichts anderes als eine eher mechanische Anwendung Hegelscher Ideen. Die wirtschaftliche Entwicklung könne nicht in solchen Kategorien analysiert werden.

II. Entwicklung als Geschichte – die Ältere Historische Schule

1. *Nation und Geschichte*

Einer der wichtigsten Aspekte der frühen Historischen Schule war wohl, die Idee der Gesellschaft als organische Ganzheit zu einem zentralen Begriff gemacht zu haben. Die Gesellschaft ist ein handelndes Subjekt und die einzelnen Mitglieder beziehen sich in ihren Handlungen auf sie. Das ist nicht nur im strategischen Sinn gemeint. Schließlich würde auch eine dem methodologischen Individualismus verpflichtete ökonomische Theorie betonen, dass Personen sich in ihren Handlungen strategisch auf die Gesellschaft beziehen. Für die Historische Schule wäre das eine unzureichende Darstellung. Gemäß deren Ideen handeln die Menschen in einer Gesellschaft auch sittlich. Die Autoren betonen dabei den Gegensatz zur Theorie von Smith.

Der entscheidende Punkt war natürlich die Gemeinsamkeit der Nation als sittliche und kulturelle Gemeinschaft.

Die Autoren der Älteren Historischen Schule knüpfen damit bewusst an Adolph Müller an, der aber gleichzeitig als reaktionärer Träumer abgelehnt wird.¹⁰ Jedenfalls stellen sie sich damit gegen den gesellschaftstheoretischen Rahmen der Theorie Smiths, nämlich den der schottischen Aufklärung. Menschen handeln nicht nur eigennützig, wie es Adam Smith und die daraus hervorgehenden Schulen behauptet hatten.

Die Gesellschaft als Subjekt zu denken hat inhaltliche und methodische Konsequenzen. Die Gesellschaft als Ganzheit wird als produzierende Einheit präsentiert, so als würde sie und nicht jede einzelne Person vor dem Problem der Knappheit stehen. Etwa bei Roscher:

„Wir verzichten ... in der Theorie auf die Ausarbeitung solcher Ideale gänzlich. Was wir stattdessen versuchen, ist die einfache Schilderung, zuerst der wirthschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volkes; zweitens der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind; endlich des größeren oder geringeren Erfolges, den sie gehabt haben. Also gleichsam die *Anatomie und Physiologie der Volkswirtschaft*.“ (Roscher, 1854: 54; Hervorhebung W. R.)

Bei Knies:

„Weil die Nationalökonomie diesen Zusammenhang [Politik, Ethik] zu berücksichtigen, und in den für sie fraglichen Teil an der sittlich-politischen Aufgabe des Ganzen mitzuwirken hat, so ist sie berufen, sich der Reihe der *moralischen und politischen Wissenschaften* zuzugesellen; erst damit vollzieht sie den Anschluss an das wirkliche Leben, weil in der That auch der einzelne Mensch und ganze Völker und Staaten durch die ‚haushälterische‘ Thätigkeit, durch wirtschaftliches Schaffen und wirtschaftliche Erfolge Zwecke ihres Gesamtlebens in Erfüllung zu bringen suchen, und dadurch das ökonomische Bemühen um mate-

¹⁰ Hildebrand bezeichnet Müller als ebenso einseitig wie Smith es war. Während letzterer Handlungen von Personen nur in ihrer Selbstbezüglichkeit analysiert, gibt es bei Müller nur das Volk als Gesamtheit (Hildebrand, 1847: 46 ff.). Dietzel erwähnt zwar Müller nicht namentlich, aber dieser ist wohl gemeint, wenn er schreibt: „... hier [in Deutschland nach den großen Reformideen am Beginn des 19. Jahrhunderts P. R.] trat eine entschiedene Reaktion gegen dieselben hervor, welche getragen von der poetisch mystischen und philosophisch grübelnden Geistesrichtung der Zeit, und gestützt von den herrschenden politischen Mächten, nach den mittelalterlichen Zuständen zurückstrebte. Unter dem Namen der romantischen Schule bekannt, übt diese Reaktion ihre Nachwirkung bis in unserer Tage, und wird bleibend als eine große Erscheinung geistiger Verirrung genannt werden“ (Dietzel, 1864: 18). Knies betont die Wichtigkeit der Ideen Müllers und schreibt dann: „Durch seinen [Müllers P. R.] Verstand der Restaurationspolitik befreundet und von der Politik ausgehend, aller Gefühlsromantik entfremdet, der Logik des katholisirenden Protestanten verfallen, versteht er es und verschmährt er es nicht, sich zugleich auf die Grundsätze der heiligen Allianz zu stützen, die Reformation anzugreifen und die polizeiliche Gefährlichkeit gegnerischer Lehren zu berühren“ (Knies, 1853: 153).

rielle Güter zu politischem und sittlichem Thun erheben.“ (*Knies*, 1853 [1883]: 437. Hervorhebung K. K.)¹¹

Bei Dietzel:

„Der Zweck und die Bedeutung der Volkswirtschaft ist daher auch nicht die Hervorbringung von Gütern an sich, durch umgestaltende Einwirkung auf die Außendinge; denn das kann, wenn auch in sehr unvollkommener Weise, auch ohne Volkswirtschaft durch den einzelnen Menschen geschehen. Sondern ihr Zweck ist die Befriedigung der Bedürfnisse einer *Gesamtheit von Menschen* mittels dieses *Systems von Verhältnissen*, durch welche sich das Princip des Zusammenwirkens der Kräfte im Zusammenleben vollzieht.“ (*Dietzel*, 1864: 107; Hervorhebung C. D.)

Was hier unter „... System von Verhältnissen ...“ gemeint ist, bleibt unklar. Es wird jedenfalls nicht nur ein System von Märkten angesprochen.

Die Autoren vermeinen diesen Aspekt dem Werk von Smith entnehmen zu können. Die von ihm so sehr betonte die Produktivität erhöhende Arbeitsteilung bedeute nämlich, dass in der modernen Wirtschaft jeder von allen anderen abhängig ist und damit von der Gesellschaft als Ganzheit. Nochmals Roscher:

„In diesem Sinn ist das Volk unstreitig eine Realität, nicht bloß die Individuen, welche dasselbe ausmachen. Weiter sagt man mit Recht, jede Wirtschaft setzt einen Willen voraus. Einen solchen Willen schreibt man dem Einzelnen zu, auch juristischen Personen, dem Staate, nicht aber dem Volke im Ganzen. Allein der Wille braucht nicht immer ein vollständig bewußter zu sein, wie schon die geistig minder begabten und minder gebildeten Hauswirthe zeigen. Das Planmäßige der Volkswirtschaft äußert sich am deutlichsten in den ökonomischen Gesetzen und Staatsanstalten. Aber auch ohne Dazwischenkunft des Staates im Gewohnheits- und Juristenrecht, in der Gemeinsamkeit der Sprache, der Sitte, des Geschmacks etc.: lauter Dinge, die wirtschaftlich große Bedeutung haben, auf der gemeinsamen Landesnatur, Abstammung, Geschichte beruhen und den Staat mindestens ebenso stark influieren, wie vom Staate influirt werden.“ (*Roscher*, 1854: 22)

¹¹ In der Auflage 1883 präzisiert er seine Idee von einer Volkswirtschaft als Gesamtheit, um seine Idee von sozialistischen oder kommunistischen Ideen abzugrenzen. „Die nach der geschichtlichen Erfahrung vorfindlichen Volkswirtschaften sind nicht Wirtschaften oder Wirtschafts-„Führungen“ im Sinne der Individual-Wirtschaften oder der größeren Sonderwirtschaften für den Gemeindehaushalt und für die Finanzverwaltung der Staatsregierung – eine Volkswirtschaft in diesem Sinne haben sozialistische und kommunistische Systeme im Auge. Aber die tatsächlichen Volkswirtschaften sind ebensowenig nur Summen solcher Individual- und Sonder-Wirtschaften ... Diese, nur individualistische, Auffassung der Volkswirtschaft verneint im Grunde genommen überhaupt die Existenz einer wirklichen Volks-Wirtschaft, sie übersieht die tatsächlich vorhandenen Bedingungen und Ergebnisse eines auf die Verwirklichung des Gemeinwohles gerichteten und für die Erhaltung des Volkes und des Staates als eines Ganzen organisierten Gemeinschaftslebens ...“ (*Knies*, 1853[1883]: 491).

Dieser Aspekt ist eine modernere Version der alten kameralistischen Betrachtungsweise, nämlich in der Tradition Xenophons die Wirtschaft eines Staates als zu organisierende Domäne des Fürsten zu sehen. An Stelle des Fürsten treten die Nation und ihre politische Institution, nämlich der Nationalstaat. Das Volk besteht nicht mehr aus Untertanen wie im Kameralismus sondern aus national bewussten, sittlichen Bürgern.

Dem widerspricht nicht die in der einschlägigen Literatur vertretenen Feststellung, dass die Autoren der Älteren Historischen Schule in vieler Hinsicht liberal waren (etwa *Schefold*, 2005; *Streissler*, 2005).¹² Weil die Bürger ethisches Bewusstsein haben, kann der Staat ihnen Freiheit zum Handeln geben. So stellt etwa Roscher fest, dass die Freiheit mit seinem Kapital zu emigrieren kein Problem sei, weil

„... die naturgemäße Anhänglichkeit des Menschen an seine Heimath bei Wohlhabenden gewöhnlich zu stark ist, um von dem Reize des etwas höheren Zinsfußes überwogen zu werden.“ (*Roscher*, 1854: 391)

Derartige Aussagen würde heute in Wirtschaftstheorie Erstaunen hervorrufen, aber es wird wohl kaum jemand behaupten, dass eine liberale Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung nicht erhebliche Ansprüche an die Ethik der Akteure stellt. Im Übrigen wird diese Position auch Smith in der gängigen Interpretation des so genannten Adam-Smith-Problems zugeschrieben: Weil Menschen sittliche Empfindungen haben, kann das Eigeninteresse jeder Person Handlungen hervorrufen, die für Dritte nicht schädlich, ja oft sogar nützlich sind.

Der entscheidende Punkt an der holistischen Analyse der Wirtschaft ist die Annahme, dass Nationen und Völker Geschichte haben. Diese Annahme ist bis heute eine Selbstverständlichkeit der historischen Analyse von Gesellschaften geblieben. Damit ist nicht ein bloßer Ablauf in der Zeit gemeint, quasi ein *random walk*, sondern eine kausale Verkettung von Ereignissen und Zuständen in der Zeit – eine Entwicklung. Ohne diese Annahme kann es kein Verständnis von Geschichte in einem wissenschaftlichen Sinn geben. Geschichte wäre nur Erzählung oder auf die Schilderung von Denkwürdigkeiten und Anekdoten reduziert.

Tatsächlich übernimmt die Historische Schule einen Aspekt des Forschungsprogramms der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. In dieser Literatur wurden zum ersten Mal unterschiedliche Gesellschaften als unterschiedlich weit entwickelt gesehen. Eine unausgesprochene Arbeitshypothese dieser Schriften war, dass es ein einheitliches oder zumindest in manchen Aspek-

¹² Kritisch ist freilich anzumerken, dass Roscher so viele Begründungen für Staatseingriffe angibt, dass fast alle gegenwärtigen Aktivitäten der europäischen Staaten und der EU darunter fallen würden.

ten ähnliches Muster der Entwicklung von Gesellschaften gibt. Diese Arbeitshypothese, sie war wahrscheinlich im 19. Jahrhundert akzeptierter *common sense*, wurde in der Historischen Schule als Forschungsprogramm beibehalten.¹³ Gesucht wurde ein Gesetz historischer Entwicklung, oder auch mehrere. In den Worten von Hildebrand:

„Die Arbeit, deren erste Abtheilung hiermit der Öffentlichkeit übergeben wird, verfolgt die Aufgabe, auf dem Gebiete der Nationalökonomie einer gründlichen historischen Richtung und Methode Bahn zu brechen, und diese Wissenschaft zu einer Lehre von den ökonomischen Entwicklungsgesetzen der Völker umzugestalten. Sie bezweckt eine ähnliche Reform für die Erkenntnis der wirtschaftlichen Seite des Volkslebens, wie sie in diesem Jahrhundert die Sprachwissenschaft erlebt hat.“ (Hildebrand, 1848: 5)

Es gibt allerdings einen wesentlichen Unterschied zwischen der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der der Aufklärung der 18. Jahrhunderts, insbesondere der Schottischen. Sieht man von Rousseau ab, so ist letztere durch einen Optimismus gekennzeichnet, nämlich dass die Entwicklung in Europa zu höherem Reichtum ein positiv zu bewertender Fortschritt ist. Er ist mit ebenfalls positiv zu bewertenden politischen Veränderungen verbunden. Im 19. Jahrhundert schien dieser Optimismus wegen der im Zuge der Industrialisierung aufgebrochenen sozialen Konflikte problematisch geworden zu sein. Tatsächlich sind alle Autoren der Historischen Schule mit der Frage befasst, wie man die wirtschaftliche Entwicklung angesichts dieser sozialen Konflikte bewerten soll.¹⁴

Mit der Frage nach der Entwicklung von Gesellschaften war die nach der Gültigkeit von Gesetzmäßigkeiten der Volkswirtschaftslehre verbunden; nämlich ob es sich dabei um Naturgesetze handelt. Der Theorie von Smith

¹³ Darauf weist auch Gioia in seiner Arbeit über Hildebrand hin (Gioia, 1998). Ein wichtiger Unterschied zur Literatur des 18. Jahrhunderts: Während die Deutschen sich vor allem auf Material aus der Bibel und der griechischen und römischen Antike stützten, hatte in der französischen und in der schottischen Literatur des 18. Jahrhunderts der Vergleich mit außereuropäischen Kulturen eine große Bedeutung.

¹⁴ „Vor allem aber hat der Pauperismus die Aufmerksamkeit und Teilnahme aller Gebildeten den Zuständen der arbeitenden Klassen zugewendet und seit den Weberunruhen in Schlesien und Böhmen nicht nur in den verschiedensten Teilen Deutschlands Vereine zu ihrer Hebung hervorgerufen, sondern auch die große allgemeine Frage immer dringender zur Beantwortung gestellt: ‚welche Sozialreformen die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich erfordert, und welche Pflichten das Recht des Besitzes auferlegt.‘ Und was das Auffallende ist, die Männer wie Hermann, Rau, Nebenius, welche man sonst in der Wissenschaft der Nationalökonomie als Stmmführer zu betrachten pflegte, schweigen bei den meisten dieser Streitfragen, und fast lediglich die Praktiker des Volkes, welche mitten in dem Geschäftsleben stehen, oder die neue Generation politischer Literaten hat sich des Kampfplatzes bemächtigt“ (Hildebrand, 1848: 2).

und den daran anschließenden Theorien, wozu unter anderem auch die von Say gezählt wurde, schrieb man die Position zu, dass sie volkswirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten als Naturgesetze darstellten. Sie seien immer faktisch richtig und können nicht durch menschliches Wollen beeinflusst werden. Dies sei eine Folge der Annahme, dass Handlungen ausschließlich am Eigennutz orientiert sind, also keine ethischen Motive das Handeln der Individuen bestimme. Die Menschen hätten, ähnlich wie die Natur, kein Bewusstsein ihrer selbst und daher keine Freiheit zum Handeln. Sie wären ihrem Eigennutz unterworfen und nicht in der Lage, die Gesellschaft zu gestalten. Daher gibt es Gesetzmäßigkeiten wie in der Natur.

Wenn man hingegen die ethischen Motive, ohne die ja keine Gesellschaft existieren kann, berücksichtige, so zeigt sich, dass Gesetzmäßigkeiten in der Wirtschaft nicht den Charakter von Naturgesetzen haben, nämlich immer und überall zu gelten. Zwar gelten in Produktionszusammenhängen die Naturgesetze, aber das sei nicht der eigentliche Bereich der Volkswirtschaft (*Hildebrand*, 1848: 22).

„Ein zweiter Factor [neben der Natur, P. R.] ist das Ergebnis der Thätigkeit des Menschen, ohne dessen Mitwirkung eben gar keine wirtschaftliche Erscheinung möglich ist; der Mensch tritt mit seiner Selbstbestimmung leitend und lenkend, verstärkend und ankämpfend, auf dieses oder jenes Ziel hin an jene naturgesetzlichen Kräfte heran; erst indem seine Thätigkeit mit ihnen zusammenwirkt, entsteht die ökonomische Thatsache; ein wirtschaftliches Gesetz kann nur aus einer Combination der beiden Factoren gewonnen werden.“ (*Knies*, 1853: 238; ähnlich *Dietzel*, 1864: 65)

Bei dem in dieser Stelle angesprochenen ‚Menschen‘ handelt es sich natürlich um die Menschheit, oder eine größere Untermenge, nicht aber um Personen.

Hildebrand stellt kurz und bündig fest:

„Entweder ... herrscht der Egoismus nicht ausschließlich im wirtschaftlichen Leben, dann existieren auch diese ökonomischen Naturgesetze nicht, oder es herrschen diese Naturgesetze, dann kann auch der Staat dieselben nicht korrigieren wollen.“ (*Hildebrand*, 1863: 287)

Er führt dann, ähnlich wie Knies, aus, dass im Bereich der Produktion die Naturgesetze gelten, aber Wirtschaft sich nicht darin erschöpfe. Wegen der Freiheit zu handeln, gibt es die Möglichkeit die wirtschaftlichen Verhältnisse zu gestalten. Eine Konsequenz, auf die mehrfach hingewiesen wird: Die vorhandene Armut entspringt nicht einer naturgesetzlichen Notwendigkeit.

Was kann nun Entwicklung heißen und wie kann sie in Gesetzmäßigkeiten gefasst werden? Wie bereits angeführt, verwendete Friedrich List ein solches Entwicklungsgesetz bei seiner Argumentation für Schutzzölle, näm-

lich dafür dass Schutzzölle nur während bestimmter Entwicklungsstufen notwendig sind. Vor dem Beginn umfangreicher gewerblicher Tätigkeiten sind sie hinderlich für eine wirtschaftliche Entwicklung, weil notwendige Produktionsinputs verteuert werden. Sobald die Wirtschaft eines Staates über die besten Technologien verfügt, verhindern Schutzzölle deren Weiterentwicklung.

List's Theorie wurde, wie angeführt, von den Autoren der historischen Schule einhellig als den historischen Fakten widersprechend abgelehnt. Darüber hinaus gab es methodische Einwürfe gegen das von List präsentierte Schema. Erstens, werde in einem derartigen Gesetz nicht beachtet, dass die geographischen Bedingungen der Völker unterschiedlich sind (z.B. *Knies*, 1853: 253). Es war dies ein wichtiger Topos bereits der Literatur des 18. Jahrhunderts. Kulturen in den tropischen Regionen nämlich entwickeln sich anders als in den weiter nördlich gelegenen. Im Süden sind die Anreize zur Arbeit und zur Vorsorge geringer. Von den Autoren der Historischen Schule wird das ebenfalls betont.

Zweitens, selbst wenn man ein allgemeines Gesetz in dem zur Verfügung stehenden historischen Material finden kann – was folgt daraus? Handelt es sich um eine notwendigerweise eintretende Entwicklung? *Knies* bringt diese Idee mit Hegel in Verbindung und lehnt sie ab. Es hieße nämlich, der Geschichte ein Ziel zu geben. Ein solches Ziel der Wirtschaft gibt es aber nicht (*Knies*, 1853: 256).

Übersehen wurden von der Kritik seitens der Historischen Schule an List zwei weitere doch sehr fragwürdige Aspekte des Listschen Schemas. Erstens, das Lernen von Technologien ist ein kurzer Prozess in Vergleich mit der von List angeführten Entwicklung von der Hirtengesellschaft zu einer gewerblich orientierten Wirtschaft. Wie erwähnt spricht List von einer Periode von 15 Jahren, bis die entsprechenden Techniken gelernt werden. Zweitens, List übersah, dass er steigenden Reichtum als Inhalt einer positiv zu bewertenden Entwicklung genommen hatte. Die Frage war eigentlich, ob der gewerbliche Reichtum durch Zölle gesteigert werden kann und nicht welche Stufe in einem historischen Schema erreicht wird.

Es ist kein Zufall, dass diese beiden Punkte von der Historischen Schule übersehen wurden. In der Literatur dieser Schule findet man nämlich die gleichen Probleme. Sie sehen, dass die Wirtschaft ihrer Zeit durch technische Entwicklung viel reicher geworden ist. Sie wissen auch darum, dass ihre Gesellschaft grundlegend anders ist als die früherer Epochen. Sie stellen dabei jedoch nicht die Unterschiede zur Gesellschaft vergangener Jahrzehnte in den Vordergrund, sondern diejenigen zu früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden. Fragen der Sesshaftwerdung, der Staatswerdung, der langfristigen Veränderung von Herrschaftsverhältnissen werden mit der Ent-

wicklung der Technologie, der Bildung, der allgemeinen Kultur, der Religion in Zusammenhang gebracht. Aus den Fakten, dass, erstens Deutschland Mitte des 19. Jahrhunderts reicher ist als die gleiche Region 100, 1000, 2000 Jahre davor, und, zweitens, dass die Gesellschaften 100, 1000, 2000 Jahre davor in allen Aspekten anders waren als die um 1850, wird geschlossen, dass es einen spezifischen Zusammenhang zwischen der unterschiedlichen Gesellschaft und dem gestiegenen Reichtum gibt. Die Autoren der Älteren Historischen Schule unterscheiden sich freilich in der Betonung des einen oder des anderen Aspekts.

Das am deutlichsten ausgearbeitete Stufenschema der Entwicklung findet man bei Hildebrand (1864), nämlich die Unterscheidung zwischen Natural-Geld und Kreditwirtschaft.¹⁵ Das ist ein rein beschreibendes Schema. Unterschiedliche Wirtschaften können nach dieser Kategorie eingeteilt werden. Es gibt eine entwicklungsmäßige Abfolge, so dass von niedriger und höherer Entwicklung gesprochen werden kann, nämlich in dem Sinn, dass in einer Geldwirtschaft ein größerer Reichtum produziert werden kann als in einer Naturalwirtschaft und in einer Kreditwirtschaft ein höherer als in einer Geldwirtschaft. Ein weiterer Aspekt dieser Entwicklung ist, dass die sozialen Strukturen, insbesondere die Form des Verhältnisses zwischen den hierarchischen geordneten Klassen von der Entwicklungsstufe abhängt. Solch eine Entwicklung, von einer niedrigeren zu einer höheren Stufe, muss nach Hildebrand nicht notwendigerweise eintreten.

Es handelt sich bei dem von Hildebrand angegebenen Kriterium um ein im engeren Sinn ökonomisches Kriterium, das im heutigen *mainstream* akzeptiert werden würde. Man sieht aber darin nicht primär ein Muster historischer Entwicklung, vielmehr wird heute ein Vergleich von Ökonomien mit unterschiedlich organisierten Tauschsystemen und unterschiedlichen Finanzierungsstrukturen gezogen. Was bei Hildebrand eine historische Entwicklung ist, wird in der heutigen Theorie als eine der Technik behandelt, nämlich der Tausch- und der Finanzmarkttechnologie.

Knies wendet sich in seiner großen programmatischen Schrift *Die politische Ökonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode* (1853)¹⁶ gegen die bei den anderen Autoren dominierende Charakterisierung der wirtschaftlichen Entwicklung nach dem Schema, zuerst die nomadisierende Jagdwirtschaft, an die sich die Agrarwirtschaft anschließt, bis diese wiederum von der gewerblichen Produktion abgelöst wird. Er kritisiert List in

¹⁵ Dieses Schema ist in der Literatur bereits ausführlich dargelegt worden und wird daher hier nicht näher beschrieben. *Eisermann* (1998) stellt in Frage, dass es sich dabei um eine genuin ökonomische Theorie handelt.

¹⁶ Eine zweite, stark überarbeitete und verlängerte Version erschien 30 Jahre später.

diesem Zusammenhang, aber auch Roscher, dem dieses Buch gewidmet war. Nach Knies ist, abgesehen davon, dass in diesem Schema der Entwicklung den geographischen Besonderheiten der einzelnen Völker nicht Rechnung getragen wird, die Entwicklung der Wirtschaft nicht primär an der Verschiebung zwischen den Produktionszweigen fest zu machen, sondern an Veränderungen innerhalb der Produktionszweige. Die Landwirtschaft verschwindet nicht mit der Entwicklung der gewerblichen Produktion, sie wurde auch nicht unbedeutend im Laufe der Jahrhunderte, sondern die Produktionsweise in der Landwirtschaft wird durch die Ausweitung der gewerblichen Produktion verändert.

„Meiner Meinung nach müssen aus objectiven Gründen alle Versuche, die wirthschaftlichen Entwicklungsstufen der Völker vorzuführen, mißglücken, so lange man die durch die Entwicklung herbeigeführten Veränderungen nur an einer Unterscheidung der Stoffe zu knüpfen suchte, an denen oder mit denen die Völker wirthschaftlich arbeiten ... Sobald ein Volk den Ackerbau zu betreiben anfängt, sind auch die Anfänge der Gewerksarbeit nothwendig; sobald es auf festen Wohnsitzen, in einem wirklichen Gemeinwesen zu existieren beginnt, treten die Anfänge der Arbeitstheilung auf, in deren Gefolge der Austauschverkehr, eine Handelstätigkeit, notwendig wird. Und wie die ersten Anfänge eine Verbindung zeigen, so treten auch diese Hauptgewerbe eine gemeinsame fortwährende Entwicklung an, zu gleicher Zeit, und keines tritt aus der Reihe der Entwicklungen wieder heraus ...“ (Knies, 1853: 257)

Dieser Kritik ist zuzustimmen.

Knies will bei der Erfassung der wirtschaftlichen Entwicklung im Rahmen der politischen Ökonomie bleiben. Denn nur auf diese Art ist ein Verständnis der Gegenwart möglich. Wie aber eine Entwicklung dargestellt werden kann, mit welchen Konzepten und welchen Methoden, dazu äußert er sich nicht. Er bringt ein sehr ausführliches Zitat von Roscher, in dem dieser feststellt, dass die Sklaverei in der antiken Welt auch eine Folge des Kapitalmangels war. Kapital ist dabei als technisches Instrument zu verstehen. Man benötigte seinerzeit mehr menschliche Arbeitskraft als in späteren Epochen. Anders als durch Sklaverei war sie nicht zu mobilisieren. Später dann wurde Sklaverei unwirtschaftlich. Die Abkehr von ihr war somit zumindest auch eine Folge technischer Entwicklung. Knies lehnt diese Idee ab.

„Und doch liegt die volle Ursache der altclassischen Sklaverei in der *Nationalität*, in dem menschlichen Factor, und ihre *Beseitigung* wurde durch das Christenthum und die germanische Nationalität herbeigeführt. Während mit der Beseitigung der altclassischen Sklaverei die christliche Religion und der germanische Volkcharakter einen Triumph erlangte und sich zu höherer Blüthe entfaltete, lag der Idee wie den Thatsachen in jenen massenhaften Freilassungen, Slavenemanzipationen u.s.w. ein vernichtender Act gegen das nationale Staatsleben der alten Völker und ihre auf die politische Herrschaft der nationalen Bürger berechnete Religion.“ (l.c.: 272)

Noch einmal: Der Nationalcharakter als entscheidende empirische Annahme für die wirtschaftliche Entwicklung!

Carl Dietzel gibt eine andere Struktur der Entwicklung an.¹⁷ Seine Fragestellung ist viel umfassender, aber er bleibt viel allgemeiner und viel vager in seinen Aussagen als Hildebrand oder Knies. Er sucht Erklärungen dafür, dass Menschen überhaupt in Gesellschaften leben und wieso dies möglich ist. In Gesellschaften leben verlangt nämlich, dass nicht nur eigennützig gehandelt wird. Somit ist das für die Theorie zu lösende Problem, wie der für das wirtschaftliche Handeln so wichtige Eigennutz mit der Sorge für die Gesellschaft vereinbart werden kann. Dietzel will nicht einfach annehmen, dass Menschen moralisch handeln, wie das etwa bei Roscher der Fall ist: der Mensch ist gut – gewissermaßen ein Erbe der Schöpfung. Er will vielmehr dieses Verhalten als Ergebnis eines historischen Prozesses darstellen.¹⁸ Menschen erfahren, dass es besser ist in Gemeinschaft zu leben.

Konkret geht es für Dietzel vor allem um zwei Bereiche. Erstens, aus den Urhorden und den Stämmen entwickeln sich Völker und Staaten. Zweitens, aus der ursprünglich sehr geringen sozialen Differenzierung entstehen vertikal gegliederte Klassengesellschaften in den Agrarwirtschaften, wobei die strenge Klassenstruktur im Zuge des Vordringens der gewerblichen Produktion aufgeweicht wird.

Er bedient sich einer spezifischen Argumentation, die sich von der anderer Autoren der Älteren Historischen Schule in einigen Punkten unterscheidet. Er verwendet keine historischen Belege für seine Behauptungen. Es handelt sich also nicht um Verallgemeinerungen aus von der Geschichtswissenschaft geliefertem empirischen Material. Es ist vielmehr eine idealtypische Geschichte. Keiner der anderen Autoren vertritt so sehr eine reine Entwicklungslogik wie es Dietzel tat. Es wird von der sozialen Funktion auf die historische Entstehung geschlossen. So schreibt er etwa über den Anfang der Entwicklung:

„Die erste Hauptform, in welcher das Zusammenleben auf Grund der blutsverwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit sich darstellt, ist die Familie. In ihr erscheint eine Anzahl von Individuen, besonders wenn wir sie im engeren Sinne auf

¹⁷ Dietzel wird kaum als Autor der Älteren Historischen Schule rezipiert. Wenn er erwähnt wird, dann meist im Zusammenhang mit seiner positiven Haltung zur Staatsschuld. Sein 1864 erschienenen Werk *Die Volkswirtschaft und ihr Verhältniss zu Gesellschaft und Staat* wurde von seinen Zeitgenossen wenig wahrgenommen. Das dürfte auch damit zusammenhängen, dass er sich in seinem Buch mit keinen anderen Autoren direkt auseinandersetzt. Er führt keine Autoren, keine Fakten an. Man kann sagen, dass Dietzel nicht zur Historischen Schule als Gruppe gehörte, aber das angeführte Werk ist eindeutig ihrer Ideenwelt zuzurechnen.

¹⁸ Selbstverständlich benützt er auch nicht die Konstruktion eines Vertrages der Bürger, wie es Hobbes oder Locke taten.

die unmittelbaren Ascendenten und Descendenten beschränken, zu einer vollkommenen Einheit verbunden. ...

...

Aus einer Familie entstehen im Wege der natürlichen Fortpflanzung mehrere, aus jeder von diesen in der nächsten Generation abermals mehrere, und so bildet sich als Ausstrahlung von einem Menschenpaare allmählig eine größere Verbindung von Menschen, welche sich von selbst als zusammenlebend vorfinden und welche wir einen Stamm nennen. Mit dieser Gestaltung beginnt das blutsverwandtschaftliche Princip für das Zusammenleben der Menschen eine bestimmte und besondere Bedeutung zu gewinnen, während die Familie in demselben als eine Einheit, ein Individuum erscheint, vertreten durch den Familienvater. Die Stammesbildung kann als Anfang der höheren menschlichen Entwicklung im Zusammenleben betrachtet werden.“ (*Dietzel*, 1864: 89)

Es ist natürlich verlockend mit der Familie im Sinne von *lineages* zu beginnen, wenn man die Bedeutung einer nationalen Zusammengehörigkeit begründen will. Bei der Familie kann schließlich eine emotionale Verbindung vorausgesetzt werden.¹⁹ Jedenfalls wird die erfahrene Gemeinsamkeit des Lebens von Dietzel zur Begründung der Bindung der Mitglieder einer solchen Stammes verwendet. Diese Gemeinsamkeit bleibt erhalten in der weiteren Entwicklung zu einem Volk, das einen Raum bewohnt. Völker und Nationen bilden sich.

Dietzel benötigt die Gesamtheit des Volkes für seinen Begriff der Volkswirtschaft. Es ist die Gemeinsamkeit der Produktion als Auseinandersetzung mit der Natur.

„Wenn nun dieser Zustand des fortdauernden Zusammenlebens und Zusammenwirkens der Thätigkeiten der Einzelnen, um auf die Außenwelt einzuwirken und mittelst ihrer Umgestaltung die Bedürfnisse zu befriedigen, eine *größere Menschengruppe umfaßt*, so nennen wir diesen Zustand *eine Volkswirtschaft*.“ (l.c.: 86; Hervorhebung C. D.)

Es ist die Volkswirtschaft, die sich entwickeln muss. Entwicklung heißt dabei Veränderung der Produktionstechniken, der politischen, der sozialen und der kulturellen Verhältnisse.

Durch das Zusammenleben in einer Volkswirtschaft ist Arbeitsteilung möglich, wodurch die Produktivität steigt. Dieses Argument von Smith war akzeptiert. Kritisch gegen Smith wird angeführt, dass dies als Kooperation der Gesellschaftsmitglieder zu betrachten ist.

„In den Worten: Association und Cooperation liegt das große Princip eingeschlossen, auf welchem alle Gestaltungen der Menschheit beruhen.“ (l.c.: 79)

¹⁹ Auch die anderen hier diskutierten Autoren betonen die Bedeutung der Abstammung von gemeinsamen Vorfahren als wichtig für die Bildung von Nationen.

Keiner der anderen Autoren dieser Schule spricht das so klar aus, es ist aber bei den anderen ebenfalls vorhanden.

Am Anfang einer Volkswirtschaft steht der Zustand nomadisierender Sammler und Jäger. Mit steigender Bevölkerung muss diese Form der Auseinandersetzung mit der Natur zur Gewinnung der notwendigen Nahrung der Agrarproduktion weichen (l.c.: 268 ff.). Das ist die erste Hauptstufe der Entwicklung einer Volkswirtschaft (l.c.: 282).

Nicht nur verändert sich beim Übergang zur neuen Lebensweise die Größe der Bevölkerung, auch die sozialen und politischen Verhältnisse werden geändert. Während der nomadisierende Stamm wenig innere soziale Differenzierung kennt,²⁰ entwickelt sich in der Agrarproduktion eine fundamentale Trennung zweier sozialer Gruppen, nämlich die der Grundbesitzer und derjenigen, die den Boden bearbeiten. Damit ist eine Arbeitsteilung in der Gesellschaft verbunden, nämlich zwischen der Produktion der Nahrungsmittel und dem Kriegsdienst. Die mit der sozialen Struktur einhergehende politische Herrschaft hat also eine produktive Funktion. Dietzel hatte offensichtlich die Entstehung feudaler Strukturen vor Auge. Die Agrarproduktion durch Sklaven in der Antike wird vor allem mit Unterwerfungen erobert Völker erklärt. Das ist insofern folgerichtig, als dass die Produktion durch Sklaven voraussetzt, dass ein Volk bereits sesshaft ist und es somit Agrarproduktion gibt.

Dietzel schreibt der Agrarproduktion spezifische Charakteristika zu. Sie befriedigt ein endliches Bedürfnis, nämlich dass nach Nahrung.

„Die *landwirtschaftliche Produktion* vermag die Bedürfnisse auf der *untersten Stufe* [der historischen Entwicklung P. R.] stehenden Menschengruppe *vollständig zu befriedigen*, ... Denn im Anfang sind nur die physischen Bedürfnisse vorhanden, da die höheren und geistigen erst nach der Befriedigung jener eintreten können.“ (l.c.: 284; Hervorhebung C. D.)

Die geringe Differenziertheit der Bedürfnisse nach Nahrung bewirkt eine geringe Differenzierung der Arbeiten und niedrige geistige und kulturelle Entwicklung (l.c.: 299). Es gibt nur wenig Arbeitsteilung.

Sklaverei und des Feudalismus werden von Dietzel auch unter dem Gesichtspunkt von Freiheit und Unfreiheit abgehandelt, wobei er offensichtlich von den entsprechenden Abschnitten von Hegels *Phänomenologie des Geistes* beeinflusst ist: Die Unfreiheit des Sklaven und der Feudalbauern ist Grundlage für den Fortschritt der Menschheit (l.c.: 253), Herr und Sklave bzw. Leibeigener sind aneinander gebunden und stehen auf gleicher Stufe (l.c.: 255).

²⁰ Dietzel führt allerdings an, dass ein Stamm bei Eroberungen die Mitglieder des eroberten Stammes zu Untertanen macht. Sklaverei wird damit erklärt.

Der Entwicklung der Volkswirtschaft als reine Agrarwirtschaft ist freilich eine Grenze gesetzt. Sie kann sich nur weiterentwickeln, wenn gewerbliche Produktion entsteht. Nur so kann sie ihrer Bestimmung als Volkswirtschaft gerecht werden.

„Auf der Entstehung und Ausbildung der gewerblichen Produktion beruht daher von einer gewissen Grenze an die *Möglichkeit weiteren Fortschritts der Volkswirtschaft* zu den höheren und höchsten Stufen.“ (l.c.: 288; Hervorhebung, C. D.)

Für die gewerbliche Produktion gibt es keine Schranke, da die Bedürfnisse der Menschen mit der Ausbildung der Kultur ausgeweitet werden. Die Differenziertheit der Bedürfnisse verlangt nach einer Differenziertheit der Produkte und bewirkt damit eine Differenziertheit der Arbeiten. Die Vorteile der Arbeitsteilung in der Gesellschaft werden in steigendem Maße wirksam.

Die scharfe soziale Trennung zwischen Besitzenden und Arbeitenden der Agrarwirtschaft, der auch eine politische entsprach, wird in der von gewerblichen Arbeiten dominierten Wirtschaft aufgeweicht (l.c.: 299 ff.). Spezifischen Arbeitsqualifikationen werden entwickelt, die nicht nur von Bedeutung für die Gewinnung von Einkommen sind, sondern auch für die Entwicklung der Persönlichkeit. Zwar können sich in der Gewerbearbeit alle entwickeln, aber die „natürliche Ungleichheit“ der Individuen, nämlich ihre unterschiedlichen Fähigkeiten, bekommt größere Wirkung als in der Agrarproduktion.²¹

Während Boden nicht vermehrt werden kann und das Eigentum durch eine Person ausschließt, dass eine andere Person ein bestimmtes Stück Land in Eigentum halten kann, ist das bei gewerblichem Kapital nicht der Fall. Da mehr Kapital für die Volkswirtschaft von Vorteil ist, hat

„Der Besitzer gewerblichen Capitals ... durchaus kein wahres Interesse daran, daß Andere von der Besitzwerdung ausgeschlossen seien.“ (l.c.: 309)

Die in der gewerblichen Produktion entstehende Mittelklasse ist die Trägerin des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritts.

Dietzels Analyse hat interessante Aspekte. Stärker als die anderen Autoren betont er den Zusammenhang zwischen der Entwicklung sozialer Verhältnisse und der Produktionsstruktur. Seine Darstellung weist Ähnlichkeiten mit der Theorie von Marx auf, ohne dass er eine im engeren Sinn ökonomische Theorie entwickelt, wie das doch Marx getan hatte.

Sie weist aber einige Besonderheiten auf, die dazu beigetragen haben dürften, dass dieses Buch wenig beachtet wurde. Er verwendet, wie bereits erwähnt, überhaupt kein historisches Material, um seine Thesen zu belegen.

²¹ Auch hier verwendet Dietzel die Kategorien von Hegels *Phänomenologie des Geistes*. „Es steht hiermit im Zusammenhang, dass die umformende Arbeit [d.i. Gewerbsarbeit P. R.] das *Selbstbewußtsein* des Menschen *hervorrufft und steigert*.“ (l.c.: 303; Hervorhebung C. D.)

Es wird kein Autor zitiert oder angeführt, weder zustimmend noch kritisch. Es wird keine Hypothese gegen konkurrierende Erklärungen abgewogen. Das Buch scheint außerhalb jeder akademischen Diskussion zu stehen. Es wirkt, als hätte der Autor über den Weltenlauf lange und gründlich nachgedacht und seine Erkenntnisse zu Papier gebracht.

2. Roscher – langfristige Entwicklung und das Entstehen und Vergehen von Kulturen

Die Bücher der bisher besprochenen Autoren waren vor allem programmatische Ansagen, nämlich wie denn die Volkswirtschaftslehre oder die Nationalökonomie zu verfahren habe, um Erkenntnisse zu gewinnen. Substantielle Schriften zu allen Gebieten der Ökonomie wurden vor allem von Wilhelm Roscher verfasst, wobei sein Werk von der umfassenden Darstellung in dem vielbändigen „System der Volkswirtschaft“ dominiert wird. Es ist, als ob er mit seinen ersten Büchern, zur Methode der Wissenschaft von der Geschichte, nämlich in der Einleitung zu seinem Buch über Thukydides (1842b), und über Volkswirtschaftslehre in dem Skriptum über die Staatswirtschaft (1843) die methodischen Probleme seiner kommenden wissenschaftlichen Tätigkeit gelöst hätte, um sich danach der eigentlichen Erforschung der Wirtschaft zuwenden zu können.

Die Analyse der Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft ist zentrales Anliegen von Roscher. Er arbeitet, wie die anderen Autoren dieser Schule, mit einer Charakterisierung von Wirtschaftsstufen als historische Entwicklungsstufen. Seine Einteilung nach den drei vermeintlich dominierenden Agenten der Produktion, nämlich zunächst Natur, dann Arbeit und schließlich Kapital (*Roscher*, 1854: 88), war eine spezifische Fassung der von allen Autoren in der einen oder anderen Art beschriebenen Entwicklung der Menschheit in der sehr langen Frist – von der nomadisierenden Landbenützung, über die Landwirtschaft bereits sesshaft gewordener Völker bis zu modernen Wirtschaften mit komplexeren Technologien. Diese setzen wiederum die Existenz von Kapitalgütern voraus.

Diese Darstellung der Entwicklung erscheint bei Roscher nicht als ein einfaches Fortschreiten einer immerwährenden menschlichen Gesellschaft, sondern jede einzelne Volkswirtschaft entwickelt sich nach diesem Schema. Damit verbunden ist die Vorstellung von einem ewigen Auf und Ab von spezifischen nationalen Gesellschaften. Diese erleben einen Aufstieg, eine Blütephase und schließlich einen Abstieg.

„Mit ihrem Volke zugleich wächst auch die Volkswirtschaft heran und kommt zur *Blüte und Reife*. Diese Blüten- und Reifezeit charakterisiert sich durch die höchste Kraft und zugleich vollkommenste Harmonie aller wichtigeren Organe. ...

In der Reifezeit selber pflegt das Gleichgewicht und die Eintracht dieser Parteien [die die Gute Zeit herbeiführen will bzw. diejenige, die den Verfall möglichst hinausschieben will P. R.] am größten zu sein, weil die richtige Einsicht und der aufopferungsfähige Gemeinsinn hier am weitesten verbreitet sind. – Endlich *sinkt* auch die Volkswirtschaft mit dem Volke.“ (Roscher, 1854: 27; Hervorhebung W. R.)

Es ist nicht überraschend eine Vorstellung vom Entstehen und Vergehen von Völkern bei einem Historiker zu finden. Schließlich sind im Laufe der langfristigen Entwicklung tatsächlich Kulturen entstanden und wieder vergangen. Aber diese Idee mit der Vorstellung einer kontinuierlichen Entwicklung, wie es für die Volkswirtschaftslehre typisch ist, in Übereinstimmung zu bringen, ist wohl ein Problem.

Roscher macht jedenfalls aus dieser Vorstellung ein absolutes Gesetz. Für jedes Volk gibt es eine Phase des Aufstiegs, der Blüte und des Verfalls. Der Vergleich mit dem Leben einer Person wird bemüht – Jugend, Reife, Alter – und der mit der Entwicklung einer Pflanze vom Samen über die Blüte zum Welken. Von der Blütezeit wird gesagt, dass sie nur kurz dauern kann.²² Was die Ursachen dieser Entwicklung sind und wodurch sie notwendigerweise eintreten muss, dafür gibt Roscher freilich keine Erklärung. Insbesondere zeigt er keine wirtschaftliche Dynamik in diesem Zusammenhang auf. Er meinte wohl durch den Hinweis auf die Perioden im Leben eines Menschen und auf die Entwicklung der Pflanze diese Frage nicht analysieren zu müssen. An vielen Stellen verwendet Roscher diese Einteilung historischer Stufen, ohne dass ein Prinzip oder eine Methode der Abgrenzung zu erkennen wäre.²³

Mit der Periodisierung ist eine normative Beschreibung verbunden. Zwar weist Roscher ausdrücklich darauf hin, dass der häufig anzutreffenden Selbstüberschätzung einer Kultur gegenüber früheren Stufen entgegengetreten werden muss (Roscher, 1854: 49), aber wo immer er auf den Unterschied zwischen einem Volk im Aufstieg, in der Blüte oder im Verfall zu sprechen kommt, gibt es klare normative Aussagen. So beschreibt er etwa in seinem Artikel über Luxus (Roscher, 1861: 399 ff.) denjenigen der Blüte- und Reifezeit eines Volkes mit positiven Worten, etwa „... wirklichen, gesunden und geschmackvollen Lebensgenuß ...“ und als eine „... Rückkehr zur Natürlichkeit ...“ (l.c.: 431). Der Aufstieg sei mit Sparsamkeit verbun-

²² „Die Blüthe einer jeden Kunst, eines jeden Volkes kann nur kurze Zeit dauern“ (Roscher, 1842b: 60).

²³ „Nun ist es freilich eine der schwersten Aufgaben, die beste Zeit eines Volkes zu erkennen.“ (Roscher, 1854: 49) Man kann die Prolegomena zu Thukydides als Rechtfertigung dieses Verfahrens lesen. Dort wird die Arbeit des Historikers als Arbeit eines Künstlers dargestellt. Er spricht vom „schöpferischen Geheimnis“ (Roscher, 1842b: 14) und bekennt sich ausdrücklich zu einer „subjektiven Universalität“ (l.c.: 22).

den (l.c.: 434), usw. Der Luxus bei verfallenden Nationen ist hingegen „... unklug, unsittlich ...“ und für nur wenig wirklichen Lebensgenuss ist man bereit hohe Kosten aufzuwenden (l.c.: 450). Phänomene des Abstiegs werden als Krankheit bezeichnet.

Roscher erkennt aber auch einen den Aufstieg und Niedergang von Kulturen transzendierenden Fortschritt der Entwicklung an (Roscher, 1854: 50). Als solcher kann wohl die technische Entwicklung genommen werden, da ein aufstrebendes Volk eine bereits existierende Technik von einem untergehenden Volk übernehmen kann – Wissen über Techniken muss mit dem Verfall eines Volkes nicht verloren gehen. Die Verbesserung der Böden verschwindet nicht einfach.

Was die ethische Struktur einer Gesellschaft betrifft, so vertritt Roscher ebenfalls die Idee einer langfristigen positiv zu bewertenden historischen Entwicklung. Während der Niedergang einer spezifischen Kultur mit ethisch verwerflichen Strukturen einhergeht, setzt sich langfristig ethisch wertvolleres Handeln durch.²⁴ So wird etwa die Einführung der Sklaverei als gut in einem ethischen Sinn bezeichnet. Bis dahin nämlich habe man unterworfenen Völker getötet. Nicht, dass Roscher die Institution der Sklaverei verteidigt hätte; er lehnte sie wie die meisten Ökonomen ab. Sie ist unökonomisch in der modernen Wirtschaft. Die noch existierende Sklaverei in den USA wird in Folge des Eigeninteresses der Eigentümer der Sklaven verschwinden (Roscher, 1861: 20). Die höhere Produktivität qualifizierter und kultivierter Arbeit freier Menschen in Verbindung mit Maschinerie ist der Leistung von Sklaven oder an das Land gebundener Bauern überlegen. Wirtschaftlicher und ethischer Fortschritt gehen einher. Es ist dies kein ethischer Relativismus. Vielmehr behauptet er, dass das *heute* normativ Bessere das *heute* normativ Schlechtere verdrängt hatte.

Roscher benützt dazu einen weiteren Begriff, nämlich den der Kultur. Auch dabei ist er wenig präzise. Jedenfalls nimmt er einen langfristigen Fortschritt der Kultur an, der alles umfasst – die Technik der Produktion, das Verhältnis zur Arbeit, den Reichtum, die ethischen Bedürfnisse, die politischen Strukturen usw. Mit dem Reichtum entwickeln sich Bedürfnisse und Bereitschaft, für deren Befriedigung zu arbeiten. Mit der Produktivität entwickelt sich die Freude an der Arbeit. Der Fortschritt erfasst alle Bereiche.

„Auf allen sehr niedrigen Kulturstufen pflegen Bedürfnislosigkeit und Indolenz im höchsten Grade zu herrschen. Wenn die nackte Nothdurft des Lebens befriedigt ist, so gilt darüber hinaus die Arbeit für schimpflich, die Trägheit für den größten Genuß. Mehrere Anstrengungen freiwillig sind erst dann möglich, wenn mehrere

²⁴ Roschers Argumentation lassen ihn als einen Vertreter naiver Tugendethik erscheinen.

Bedürfnisse zuvor erwacht sind; diese mehreren Bedürfnisse aber setzen an sich schon eine höhere Kultur voraus.“ (Roscher, 1854: 129)

Wie dieser ewige Fortschritt der Menschheit mit der Notwendigkeit des Niederganges jedes Volkes in Übereinstimmung gebracht werden kann, bleibt in seinen Schriften allerdings offen.²⁵

Es wird auf die Bedeutung der Sittlichkeit der Menschen hingewiesen. Wenn die Sittlichkeit hoch ist, dann hat die Entwicklung positive Resultate, andernfalls schlechte. So steigt etwa „... mit der Kultur die Freiheit des Umlaufs“ (l.c.: 185). Das sei ein Fortschritt hin zur freien Konkurrenz, bis „... endlich zur vollen Freiheit, wo jede Wirthschaft sogar schädliche Handlungen vornehmen darf, wenn sich nur der Schaden auf sie allein bezieht.“ (a.a.O.). Die durch die Freiheit zum Handeln eintretende erhöhte wirtschaftliche Aktivität führt zu einer Beschleunigung hin zur Blütezeit, wenn die positiven Aspekte überwiegen, hingegen zu einem rascheren Verfall, wenn die negativen dominieren (l.c.: 186). In der Fußnote wird unter Anführung von Mommsens Geschichte Roms der Verfall des Römischen Reichs mit der Freiheit zu wirtschaftlichem Handeln in Verbindung gebracht. Positiv kann sich diese Freiheit nur dann auswirken, „... wo eine strenge Selbstbeherrschung an die Stelle [des äußeren Zwanges P. R.] getreten ist“ (a. a. O.). Diese ist wiederum typisch für die Mittelschicht. Wenn sie wegen „... Unreife oder Überreife des Volkes ...“ fehlt, führt der freien Wettbewerb dazu, dass sich Konkurrenten wie auf einem Schlachtfeld gegenüber stehen.

Die für das heutige Selbstverständnis der Wissenschaft von der Wirtschaft schwer nachvollziehbare Vermengung von normativen Aussagen und Beschreibungen wirtschaftlicher Entwicklungen war bei Roscher durchaus Programm.²⁶ Eine Volkswirtschaft kann nur als Ganzes verstanden werden. Es nicht möglich, die wirtschaftlichen Aspekte getrennt von den anderen zu analysieren.

„Wie jedes Leben ist auch das Volksleben ein Ganzes, dessen verschiedenartige Äußerungen im Innersten zusammenhängen. Wer daher eine Seite desselben wissenschaftlich verstehen will, der muß alle Seiten kennen. Und zwar sind es vor-

²⁵ Knies lehnt die Notwendigkeit des Niedergangs und die Analogie mit dem Entstehen und Vergehen von Lebewesen ab. „Nur wer die allgemeinen Entwicklungsgesetze kennt, vermag die nationalcharakteristischen Ausnahmen und Modifikationen derselben zu beurtheilen, und ohne solche Kenntniß den großen Bau zu übernehmen, etwa nur gestützt auf die vage Analogie mit den vier Lebensaltern der Einzelnen, geht um so weniger an, als wir nicht einmal wissen, ob wir uns im ersten oder letzten Zehntel der Geschichte der Menschheit befinden“ (Knies, 1853: 269).

²⁶ Oft wird das normative Urteil in die Wahl der Worte hineingelegt, wie manche der hier angeführten Zitate zeigen. In der angeführten Stelle etwa wird die Mittelschicht mit dem schmückenden Beiwort *tüchtig* versehen.

nehmlich folgende sieben Seiten, die hier in Betracht kommen: Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Staat und Wirthschaft.“ (*Roscher*, 1854: 33)

Man fragt sich, was über die „sieben Seiten“ hinaus beachtet werden sollte!

Dieser Totalitätsanspruch, der in den ersten Seiten des auf mehrere Bände angelegten Werkes über Nationalökonomie postuliert wird, formt das Fachgebiet der Nationalökonomie zu einer anderen Wissenschaft um, als es die britische Klassik, aber auch die Darstellung bei Say, bei Rau oder die spätere Theorie war. Es werden nicht enge Fragen in einem klaren Zusammenhang analysiert. Es gibt daher auch keine eindeutigen Antworten.

Gesellschaften werden als dynamische Systeme dargestellt, wobei alles mit allem zusammenhängt. Klare Kausalitäten werden nicht aufgewiesen. Vom Zinssatz etwa heißt es, dass er mit dem Steigen der Kultur zu sinken pflegt (l.c.: 384). Diese Aussage wird nicht als Schlussfolgerung einer systematischen Theorie gemacht, wie das bereits bei Smith und Ricardo zu finden ist. Die dieser Aussage folgende Darstellung zeigt jedoch, dass gemeint war, ein hoher Kapitalbestand drücke den Zinssatz. Roscher knüpft also eher an Smith als an Ricardo an.

Auch bei der Analyse möglicher Politiken wirkt sich diese Struktur der Argumentation aus. Es war zwar auch ein von Roscher anerkanntes Ziel der Nationalökonomie, zu wirtschaftspolitischen Fragen Stellung nehmen zu können; er bleibt aber ambivalent. Das ist eine Konsequenz der grundlegenden Überzeugung der Historischen Schule. Da es keine allgemein gültigen Gesetze der Wirtschaft gibt, kann Wirtschaftspolitik nicht einfach die Umsetzung dessen sein, was von der Theorie als richtig erkannt worden war. Das aber kennzeichnet das Verhältnis von Theorie und Politik bei allen mit politischem Anspruch auftretenden Autoren, etwa bei Locke, Ricardo, Quesnay, bei Rau – und auch in der heutigen Ökonomie. Die Theorie liefert die Grundlage für Entscheidungen der Politik. Anders bei Roscher.

Wir möchten den Leser daran gewöhnen, daß er bei der geringsten einzelnen Handlung der Volkswirtschaftspflege immer das ganze, nicht bloß der Volkswirtschaft, sondern des Volkslebens vor Augen hat. Insbesondere sind wir der Meinung, daß nur derjenige recht beurteilen kann, wo, wann und warum z. B. die aliquoten Reallasten, die Naturaldienste, Zunftrechte, Compagnieprivilegien etc. abgeschafft werden müssen, der vollständig erkannt hat, weshalb sie zu ihrer Zeit eingeführt werden mußten. (*Roscher*, 1854: 51)

Derartige Aussagen können wohl kaum als Anleitung zum Handeln verstanden werden, was wohl ein Anspruch der angewandten Ökonomie ist. Über die Wahl des richtigen Geldmittels, etwa, schreibt er:

Vielmehr hat sich die Wahl des Währungsmetalles zu richten: A. nach der allgemeinen Entwicklungsstufe der Volkswirtschaft ... (*Roscher*, 1881: 287)

Im Zusammenhang mit den verschiedenen Typen von Steuern spricht Roscher von einer „... natürlichen Aufeinanderfolge der Steuerarten“. Wirtschaftspolitische Maßnahmen können, wenn sie zum falschen Zeitpunkt gesetzt werden, große Nachteile bringen. Über die Einführung der Gewerbefreiheit, die er prinzipiell befürwortete, heißt es:

In Frankreich war die Einführung der vollen Gewerbefreiheit unter Türgot offenbar übereilt; aber auch die Wiedereinführung durch die Revolution viel zu gewaltsam. (Roscher, 1881: 870)

Der Staatsmann als Künstler mit intuitiver Einsicht, wie in der Einleitung des Thukydides ist wohl gefordert, wenn es um die Einsicht über die richtige Politik geht!

Roscher zeigt aber auch, und das ist sicher einer der interessantesten Aspekte seines Werks, dass jeweils getroffene politische Maßnahmen die historische Entwicklung weitertreiben. Er stellt nicht komparativ-statische Fragen, denen heute in der angewandten Volkswirtschaftstheorie eine große Rolle zukommt. So fragt er nicht, ob Gewerbefreiheit die aggregierte Wohlfahrt erhöht oder senkt. Er vergleicht nicht zwei Zustände, nämlich einen mit Gewerbefreiheit und einen ohne diese, um daraus entsprechende Schlussfolgerungen für die Politik zu ziehen. Er versucht vielmehr darzustellen, wie sich eine Gesellschaft entwickelt, in der Gewerbefreiheit eingeführt wird. Das für die theoretische Wirtschaftspolitik so wichtige Instrument der *ceteris paribus* Analyse, hat in dieser Darstellung keine Funktion. Politische Maßnahmen erzielen nicht einen durch die Wissenschaft bestimmbareren Effekt, sondern begünstigen oder behindern historische Entwicklungen.

Die von Roscher und seinen Zeitgenossen erlebte Entwicklung, nämlich die Industrialisierung Europas im 19. Jahrhundert, wird ebenfalls als dynamische Entwicklung geschildert. Insbesondere seine beiden Aufsätze „Über die Industrie im Großen und Kleinen“ und „Über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Maschinenindustrie“ (Roscher, 1861: 117ff.; 173ff.) sind hier zu nennen. Diese Entwicklung wird nicht mit dem Schema der aufsteigenden und absteigenden Kulturen in Verbindung gebracht. Geschildert wird vielmehr der Zusammenhang zwischen der technischen und der wirtschaftlichen Entwicklung und deren sozialen Auswirkungen. Diese Entwicklung ist zwar eine des ewigen Fortschritts, hat aber für einen Teil der Gesellschaft negative Wirkungen. Anders als in der modernen Diskussion, wo bei Strukturveränderungen zwischen Gewinnern und möglichen Verlierern unterschieden wird, sieht Roscher diese als Veränderungen der Gesellschaft als Ganzheit. So verliert etwa durch verstärkten Wettbewerb und technologieintensivere und damit auch kapitalintensivere Produktion das traditionelle Handwerk an Bedeutung. Das ist nicht bloß eine Verschlechterung für bestimmte Gruppen der Gesellschaft, die vielleicht geringer ist als die

Vorteile für die anderen durch Verbilligung der Produkte, sondern löst fundamentale Veränderungen aus. Meister und Geselle leben nicht mehr im gleichen Haus und essen nicht mehr aus der gleichen Schüssel. Es kommt zu einer Trennung der Kapitalisten von den Arbeitern in allen Lebensbereichen. Dies wiederum hat Konsequenzen für alle Bereiche der Entwicklung: Kultur, Demographie, Sittlichkeit usw.

Roscher beschreibt ausführlich und mit viel historischem Material belegt wichtige, im Zuge der industriellen Entwicklung aufgetretene Phänomene. Es gibt jedoch kaum einen Ansatz eines wirtschaftstheoretischen Rahmens, der in seiner Stringenz vergleichbar wäre demjenigen von Alfred Marshall einige Jahrzehnte später.²⁷ Es entwickelte sich auch daraus kein Forschungsprogramm der Wirtschaftstheorie. Dies versuchte zur gleichen Zeit Karl Marx. Abgesehen von der politischen Ausrichtung, ist der fundamentale Unterschied zwischen Roscher und Marx, dass ersterer die Darstellung historischer Abfolgen als Gesetzmäßigkeiten der Geschichte selbst verstand, während letzterer hoffte, durch Weiterentwicklung der Theorie Ricardos die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft mit einer systematischen Theorie analysieren zu können. Moderne Wirtschaftstheorie kann eher an Marx anknüpfen als bei Roscher und den anderen Autoren der Historischen Schule.

III. Zusammenfassung

In den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wird die wirtschaftswissenschaftliche Literatur in Deutschland von Fragen zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen von Gesellschaften dominiert. Es sind dabei zwei Ausprägungen zu unterscheiden. Die zeitlich frühere von List stellt den Zusammenhang zwischen einer spezifischen wirtschaftspolitischen Maßnahme und dem Niveau der wirtschaftlichen Aktivität dar. Der Zusammenhang ergibt sich durch einen Lernprozess. Das ist eine eingeschränkte wirtschaftswissenschaftliche Frage, wie sie auch heute in der Forschung untersucht werden kann. Die Verwendung historischen Materials ist als illustrierende Begründung für die Aussage zu verstehen und nicht als Darlegung eines historischen Gesetzes, so wie man heute statistisches Material

²⁷ Marshall beschreibt den Unterschied zwischen seinem Ansatz und dem von Roscher im Vorwort zur 8. Auflage seiner *Principles* (Marshall, 1920). Er, nämlich Marshall, untersucht in den *Principles* das repräsentative Unternehmen. Dieses ist durch interne Erträge der Organisation und externe Erträge eines etablierten Industriezweiges charakterisiert. Die Fragen der großen Industrie gehören in einen Spezialband, der der wirtschaftlichen Dynamik gewidmet ist. Die *Principles*, die den Grundlagen von Roscher entsprechen, behandeln die „... normal conditions of life in the modern age ...“ (Marshall, 1920: xii). Das dürfe nicht dazu verführen, den dynamischen Charakter der Wirtschaft zu übersehen.

verwendet, um eine These zu motivieren. Es gibt bei List auch keinen Bezug zwischen seiner Aussage zur Wirtschaftspolitik und der von ihm angeführten langfristigen Entwicklung der Menschheit.

Bei den Autoren der Älteren Historischen Schule hingegen ist die Entwicklung von Gesellschaften Hauptthema der Analyse. Dies folgt aus der der romantischen Darstellung Alfred Müllers entnommenen Charakterisierung von Gesellschaften als Ganzheiten. Da Nationen, Völker, Gesellschaften Geschichte haben, ist deren Entwicklung eigentlicher Gegenstand der Nationalökonomie. Alle Autoren dieser Schule verwenden Stufenkonzepte um einen begrifflichen Rahmen für das Verständnis der sehr langfristigen Entwicklung der Menschheit zu bekommen. Hildebrandt, Knies und Dietzel bleiben in ihren zentralen Schriften bei programmatischen und methodologischen Fragen stehen. Nur Roscher gelingt es wirtschaftliche Entwicklungen selbst darzustellen. Allerdings vermag er nicht, eine Wirtschaftstheorie in einem heutigen Sinn zu entwickeln.

Literatur

- Dietzel*, Carl (1864), Die Volkswirtschaft und ihr Verhältniss zu Gesellschaft und Staat, Frankfurt am Main: Sauerländer's Verlag.
- Eisermann*, Gottfried (1998), Bruno Hildebrand und die „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft“, in B. Schefold (Hrsg.) Vademecum zu einem Klassiker der Stufenlehren, Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen, 73–132.
- Gioia*, Vitantonio (1998), Die Stufenlehre aus heutiger Sicht. Einige Bemerkungen zu Hildebrands Stufentheorie, in B. Schefold (Hrsg.) Vademecum zu einem Klassiker der Stufenlehren, Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen, 209–264.
- Hildebrand*, Bruno (1848), Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, Frankfurt am Main: Rütten; in B. Hildebrand, ‚Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft und andere gesammelte Schriften‘, herausgegeben von H. Gehrig, Jena: Gustav Fischer, 1922.
- Hildebrand*, Bruno (1863), Die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft der Nationalökonomie, in B. Hildebrand, ‚Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft und andere gesammelte Schriften‘, herausgegeben von H. Gehrig, Jena: Gustav Fischer, 1922, 268–309.
- Hildebrand*, Bruno (1864), Natural- Geld und Kreditwirtschaft, in B. Hildebrand, ‚Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft und andere gesammelte Schriften‘, herausgegeben von H. Gehrig, Jena: Gustav Fischer, 1922, 325–357.
- Knies*, Karl (1853), Die politische Ökonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode, Braunschweig: Schwetschke.
- List*, Friedrich (1841a), Das nationale System der politischen Ökonomie. Erster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein, Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen, 1989.

- List*, Friedrich (1841b), Das deutsche Eisenbahnsystem als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt, Stuttgart: Cotta.
- Marshall*, Alfred (1920), Principles of Economics, 8th edition, London: Macmillan, 1979.
- Rau*, Karl Heinrich (1843), Über Fr. List's nationales System der politischen Ökonomie Archiv der politischen Ökonomie und Polizeywissenschaft, Bd. 5, 252–297; 347–412.
- Roscher*, Wilhelm (1842a), Über Franz List, Das nationale System der politischen Ökonomie. Erster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein, Göttingische Gelehrte Anzeigen 118.–121. Stück, 1177–1216.
- Roscher*, Wilhelm (1842b), Werk und Zeitalter des Thukydides. Mit einer Einleitung zur Ästhetik der Historischen Kunst überhaupt, Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung.
- Roscher*, Wilhelm (1843), Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft, Nach geschichtlicher Methode, Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung.
- Roscher*, Wilhelm (1854) Die Grundlagen der Nationalökonomie, Stuttgart: Cotta, Siebente Auflage, 1868.
- Roscher*, Wilhelm (1861), Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte, Leipzig: Winter'sche Buchhandlung. Reprint: Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen, 1994.
- Roscher*, Wilhelm (1881), Nationalökonomik des Handels und des Gewerbefleißes, Stuttgart: Cotta, Siebente Auflage, 1899.
- Schefold*, Bertram (2005), Die historische Perspektive eines liberalen Ökonomen, in Ch. Scheer (Hrsg.) Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, Bd. 20, Berlin: Duncker & Humblot, 125–156.
- Scherf*, Harald (1989), Lists „Nationales System der politischen Oeconomie“, in H. C. Recktenwald et al. (Hrsg.) ‚Vademecum zu einem Klassiker mit Weit- und Rückblick in der Ökonomischen Theorie‘, Düsseldorf: Verlag für Wirtschaft und Finanzen, 91–110.
- Streissler*, Erich W. (2005), Nationalökonomik als Naturlehre. Roscher als Wirtschaftspolitiker, verglichen mit dem ‚liberalen‘ Rau, in Ch. Scheer (Hrsg.) Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, Bd. 20, Berlin: Duncker & Humblot, 13–40.

Technischer Fortschritt und wirtschaftliche Entwicklung in Werner Sombarts Konzeption des „Wirtschaftssystems“¹

Von *Günther Chaloupek*, Wien

I. Werner Sombart als Pionier der ökonomischen Analyse des technischen Fortschritts

Sucht man nach frühen Analysen des technischen Fortschritts in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur, so findet man in Übersichtsartikeln vor allem zwei Namen: Marx und Schumpeter. Der Beitrag Werner Sombarts, der zeitlich zwischen diesen Autoren steht, wird dagegen vernachlässigt. Dies wird Sombart nicht gerecht, wie ich im Folgenden zeigen möchte. Ich meine nämlich, dass Werner Sombart das Verdienst zukommt, als erster Ökonom die Bedeutung des technischen Fortschritts für die langfristige wirtschaftliche Entwicklung des Kapitalismus systematisch untersucht zu haben. Damit ist nicht gemeint, dass erst von Sombart ein Bewusstsein für die eminente wirtschaftliche Bedeutung der Technik in den allgemeinen Anschauungen oder im Verständnis der Sozialwissenschaften geschaffen wurde. Ganz im Gegenteil, eines der grundlegenden Charakteristiken des 19. Jahrhunderts ist das allgemein verbreitete Bewusstsein eines substanziellen Fortschrittes von Kultur und Zivilisation durch Fortschritte der Technik in einem in der bisherigen Geschichte noch nie gekanntem Ausmaß, der ermöglicht wurde durch einen stetigen Strom von Erfindungen und Verbesserungen im Produktionsprozess der Konsumgüter und Produktionsmittel. Allerdings – diese grundlegende Rolle der Technik und ihrer progressiven Weiterentwicklung findet im ökonomischen Denken des 19. Jahrhunderts wenig Niederschlag.

Die wichtigste Ausnahme in dieser Hinsicht ist das Werk von Karl Marx, in dem die Entwicklung neuer Technologien eine zentrale Stelle einnimmt. Die neuen Techniken sind es, mit denen das Kapital „die technischen und gesellschaftlichen Bedingungen des Arbeitsprozesses, also die Produktionsweise selbst umwälzen (muss)“, um den „relativen Mehrwert“ zu steigern

¹ Für wertvolle Hinweise und Kommentare danke ich den Professoren Harald Hagemann, Jürgen Kromphardt, Heinz Kurz und Bertram Schefold.

(Marx 1890/1969, S. 334). Das Wechselspiel von „Produktivkräften“ und „Produktionsverhältnissen“ in ihrer jeweiligen Entwicklung ist ein Kernstück seiner Geschichtsphilosophie ebenso wie seiner ökonomischen Evolutionstheorie. Auch im Einzelnen finden sich bei Marx viele Ansätze für eine Analyse der Rolle des technischen Fortschritts in der Wirtschaftsentwicklung, die er jedoch nie systematisch als solche entfaltete (Rosenberg 1982, S. 51)².

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Entwicklung der Technik blieb im 19. Jahrhundert überwiegend den Ingenieuren und den Naturwissenschaftlern überlassen. Auch in diesem Kontext wurde die Geschichte der Technik nicht als eigenständiger Forschungszweig betrieben. Die umfangreiche technikgeschichtliche Literatur, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg entstand, und die auch manche substanziell heute noch bedeutenden Werke hervorbrachte, wurde weitgehend von Technikern gleichsam als Hobby-Historiker für Techniker geschrieben (Hausen/Rürup 1975, S. 11 ff.). Darüber hinaus gab es populärwissenschaftliche Darstellungen der Technikgeschichte, die sich an eine breitere Leserschaft wendeten. Daraus ergab sich jedoch zwangsläufig eine Beschränkung der Sichtweise auf die technischen Aspekte der Entwicklung, mit Seitenblicken auf deren Auswirkungen auf die betrieblichen Produktionsprozesse und auf das Alltagsleben.

Diese Literatur, sowie die theoretischen Ansätze von Marx dienten Werner Sombart als Quellen bzw. Ausgangspunkte für seine systematische Analyse des technischen Fortschritts aus ökonomischer Perspektive in seiner Bedeutung für die Entwicklung des Kapitalismus. Ungeachtet seiner zunehmend kritisch-ablehnenden Haltung gegenüber dem Sozialismus als politischer Bewegung, wie sie insbesondere in seinem Buch „*Der Proletarische Sozialismus*“ (1924) zum Ausdruck kommt, hat Sombart trotz fundamentaler Differenzen in der Weltanschauung immer betont, dass seine Analyse der Entwicklung des Kapitalismus und sein Begriff des „Wirtschaftssystems“ maßgeblich auf den von Marx geschaffenen theoretischen Grundlagen beruhen. Nicht nur war für Sombart Marx der erste Sozialwissenschaftler, der „den Kapitalismus“ mit seinen wesentlichen Elementen als System identifizierte. Wenn Marx „das stolze erste Wort über den Kapitalismus“ sprach, so begnügte sich Sombart in seinem *magnum opus* „*Der moderne Kapitalismus*“ damit, „das bescheidene letzte Wort über dieses Wirtschaftssystem,

² Adam Smith und David Ricardo entwickelten zwar analytische Konzepte für eine Untersuchung wichtiger Aspekte des technischen Fortschritts bzw. seiner Auswirkungen (Beschäftigungswirkung des Maschinenwesens, Einkommensverteilung), während sie andererseits die Bedeutung der Technik für Entwicklung und Wachstum der Wirtschaft in ihrer Gesamtheit nicht voll erkannten (Kurz 2010).

soweit es rein ökonomisch in Betracht kommt, gesprochen“ zu haben (Sombart 1927, S. XXII).

Sombarts Konzept des Wirtschaftssystems beruht in zwei seiner grundlegenden Kategorien auf der Marxschen Theorie. Was Sombart „Form“ nennt, entspricht weitgehend Marx's Begriff der „Produktionsverhältnisse“, während mit „Technik“ der dynamische Aspekt der „Produktivkräfte“ angesprochen ist. In der Tradition der deutschen Geisteswissenschaften lehnte Sombart jedoch Marx's historischen Materialismus ebenso wie dessen erkenntnistheoretischen Realismus ab. Daher ist der „Geist“ – im Sinne der objektivierten Ideen, welche den handlungsleitenden Einstellungen und Motiven der sozialen Akteure zu Grunde liegen – das dritte Grundelement in Sombarts Wirtschaftssystem.

Der vorliegende Beitrag konzentriert sich in bewusster Einseitigkeit auf Sombarts Analyse der Rolle der Technik im Kontext der *wirtschaftlichen* Entwicklung. Dieser Aspekt des technischen Fortschritts ist eines der zentralen Themen von Sombarts Hauptwerk *Der moderne Kapitalismus*. Als Gesellschaftstheoretiker und Sozialphilosoph war Sombart darüber hinaus stets im breiteren Kontext von „Technik und Kultur“ (Sombart 1913/2002) am Zusammenhang von Technik und „geistiger Kultur“ interessiert, der in diesem Beitrag nur nebenbei berührt wird³.

II. Die Stellung der Technik in Sombarts Konzeption des Wirtschaftssystems

In der ersten Auflage des *Modernen Kapitalismus* (1902) und in dem kurz danach erschienenen Buch *Das deutsche Wirtschaftsleben im 19. Jahrhundert*⁴ betont Sombart zwar die Rolle des technischen Fortschritts für den „Durchbruch der kapitalistischen Entwicklung“, indem der Technik und ihrer sich verändernden Gestalt jeweils ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Die progressiven Errungenschaften der Technik werden allerdings in technisch-naturwissenschaftlichen Begriffskategorien dargestellt, während sich Sombart hinsichtlich der ökonomischen Auswirkungen des technischen Fortschritts mit allgemeinen Aussagen begnügt, etwa: „dass die ökonomische Revolution, die sich während des vergangenen Jahrhunderts vollzogen hat, nicht zuletzt technischen Veränderungen ihr Dasein verdankt“ (Sombart 1913). Zu einer differenzierten Behandlung der Interdependenzen zwischen technischem Fortschritt und wirtschaftlicher Entwicklung unter den spezifi-

³ Ausführlicher behandelt ist dieser Aspekt von Sombarts Werk in Peukert 2009.

⁴ In 1. Auflage erschienen 1903, bis 1913 erschienen zwei weitere, erweiterte Auflagen.

schen Gesichtspunkten der ökonomischen Theorie gelangte Sombart erst im Kontext seiner Idee des Wirtschaftssystems, die er während seiner Arbeit an der wesentlich erweiterten und veränderten 2. Auflage des *Modernen Kapitalismus* entwickelte.

In der 1916 erschienenen 2. Auflage von Band I und II des *Modernen Kapitalismus* gibt Sombart nur eine knappe Definition des Begriffs Wirtschaftssystem anhand der drei Hauptkategorien (Bd. I, S. 21 f.), an anderer Stelle (Bd. I, S. 319 ff.) werden diese Hauptkategorien näher konkretisiert und der Darstellung der Anfänge und der allmählichen Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in den Bänden I und II zu Grunde gelegt⁵. In abstrakt-theoretischer Form stellte Sombart sein Konzept des Wirtschaftssystems erst in den 1925 veröffentlichten Schriften *Die Ordnung des Wirtschaftslebens* (hier zitiert nach der verbesserten 2. Auflage 1927) und *Die prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus* vor.

Die Konzeption des „Wirtschaftssystems“ bezeichnet Sombart explizit als „Idee“ i. S. eines gedanklichen Konstrukts. Im „realen Sinn“ erfolgt die Ordnung des Wirtschaftslebens (i) im „größeren Verband“ – die durch den Verband erfolgende Ordnung nennt Sombart „Regulierung“; (ii) in der Organisation der wirtschaftlichen Aktivität in bestimmten „Wirtschaftssubjekten“; wobei Sombart nur den „Betrieb“ als Wirtschaftssubjekt nennt, nicht aber den Haushalt als institutionelle Einheit des Konsums. Diese beiden realen Elemente der Ordnung des Wirtschaftslebens werden im Wirtschaftssystem in einen ideellen Gesamtzusammenhang mit anderen Elementen gebracht (1927/2002, S. 267).

Ein Wirtschaftssystem ist eine als „geistige Einheit gedachte Wirtschaftsweise, die (1.) von einer bestimmten Wirtschaftsgesinnung beherrscht“ ist („Geist“), die „(2.) eine bestimmte Ordnung und Organisation hat“ („Form“), und die „(3.) eine bestimmte Technik anwendet“ (1927/2002, S. 289). Zu ihrer näheren Bestimmung ordnet Sombart jeder dieser Grundkategorien des Systemverstehens eine unterschiedliche Zahl von polaren Begriffspaaren zu.

Wie unmittelbar erkennbar, ist dieses Schema nur zum Teil Produkt eines logisch-analytischen Verfahrens, sondern beruht gleichermaßen auf theoretischer Abstraktion und historischer Betrachtungsweise und entspricht damit Sombarts generellem Ansatz des „theoretischen Historismus“, der eine Synthese zwischen historischer Erfahrungswissenschaft und theoretischer So-

⁵ In der 1902 erschienenen ersten Auflage kommt der Begriff „Wirtschaftssystem“ nicht vor. In der 2. Auflage wird der Begriff Wirtschaftssystem am Beginn des Teiles „Die historischen Grundlagen des Kapitalismus“ eingeführt, aber nicht in abstrakt-allgemeiner Form entwickelt. Dazu verweist Sombart seinen Beitrag im 4. Band des *Grundrisses der Sozialökonomik*, der allerdings erst 9 Jahre später, nämlich 1925 erschien (*Sombart I* 1925/2002).

Übersicht 1

(nach *Sombart* 1927/2002, S. 299)

<i>Geist</i> (Wirtschaftsgesinnung)	<i>Form</i> (Regelung und Organisation)	<i>Technik</i> (Verfahren)
Bedarfsdeckungsprinzip – Erwerbsprinzip Traditionalismus – Rationalismus Solidarismus – Individualismus	Gebundenheit – Freiheit Privatwirtschaft – Gemeinwirtschaft Demokratie – Aristokratie Geschlossenheit – Aufgelöstheit Bedarfsdeckungswirtschaft – Verkehrswirtschaft Individualbetriebe – gesellschaftliche Betriebe	Empirisch – wissenschaftlich Stationär – revolutionär Organisch – nichtorganisch (mechanisch-anorganisch)

zialwissenschaft herstellt. Die Obergriffe Geist, Form und Technik werden aus einer unabhängig von jeglicher historischen Konkretisierung gegebenen Notwendigkeit zur „Unterhaltsfrage“ hergeleitet (1927–2002, S. 265 f.). Die den Obergriffen zugeordneten polaren Begriffspaare verraten oft bereits durch ihre Wortwahl ihren Ursprung aus einer historischen Betrachtungsweise.

Nicht zuletzt dadurch unterscheidet sich Sombarts Konzeption des Wirtschaftssystems von späteren Konzeptionen. *Eucken* (1944, S. 95 ff.) verwendet für seine Klassifizierung von Wirtschaftssystemen nur Begriffspaare, die Sombart dem Oberbegriff Form zuordnet. Die Weiterentwicklung des Wirtschaftssystembegriffs in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur baut auf dem Euckenschen Ansatz auf, während Sombarts Ansatz rasch in Vergessenheit geriet. Druchgängig scheint die Wirtschaftssystemforschung durch das Bemühen charakterisiert zu sein, Systeme möglichst anhand abstrakter Grundbegriffe der ökonomischen Theorie zu unterscheiden. Noch vor den von Eucken verwendeten Unterscheidungskriterien zentrale Planung versus Marktkoordination und Naturaltausch versus Geldwirtschaft mit den jeweils zahlreichen Unterformen ist dabei die Dichotomie Privateigentum-Gemeineigentum ein zentrales Kriterium.

Die Einbeziehung der Kategorien Geist und Technik in Sombarts Wirtschaftssystemkonzeption erlaubt es, ein „anschauliches Gesamtbild“ vom Kapitalismus bzw. von anderen historischen Erscheinungsformen des Wirtschaftslebens zu entwerfen, während „die kahlen Begriffe von ‚Ordnung‘ und ‚System‘ (im Sinne der an Eucken anschließenden Systemforschung, G. Ch.) dem gegenüber weniger gehaltvolle Aussagen über die Entwicklung (zulassen)“ (*Schefold* 1994, S. 227, S. 222). *Spiethoff* (1993) und *Müller-Armack* (1941) halten den Begriff „Wirtschaftsstil“ für Kapitalismusanalysen

des Sombartschen Typus für besser geeignet. Sombart hält eine „Stilidee“ im Sinne einer „gestaltenden Idee“, mit der die Wirtschaftswissenschaft „ihren Stoff zu Systemen zu ordnen vermag“ (1927/2002, S. 272), für grundlegend, entscheidet sich aber für den Begriff „Wirtschaftssystem“, der sich „unmittelbar aus der Idee der Wirtschaft ableiten (muss)“ (ibidem, S. 289).

Die in seiner Schrift *Ordnung des Wirtschaftslebens* dargelegte Konzeption des Wirtschaftssystems kommt in dieser endgültigen Form erst im 1927 erschienenen III. Band des *Modernen Kapitalismus* zur Anwendung. In Band I und II klassifiziert Sombart für die Technik nur anhand von zwei statt an drei Begriffspaaren: empirisch – wissenschaftlich und organisch – anorganisch. Empirisch wird unter Anwendung eines primär dem Geist zugeordneten Begriffspaars wieder unterteilt in empirisch-traditionalistisch und empirisch-rationalistisch. Empirisch-rationalistisch entspricht der späteren Klassifizierung empirisch-revolutionär, empirisch-traditionalistisch entspricht empirisch-stationär.

Sombart postuliert in den einleitenden Überlegungen zum *Modernen Kapitalismus* eine gewisse Präponderanz des Geistes über die anderen Kategorien: „Es ist der Grundgedanke dieses Werkes, dass zu je verschiedenen Zeiten eine verschiedene Wirtschaftsgesinnung geherrscht habe, und dass es der Geist ist, der sich eine ihm angemessene Form gibt und dadurch die wirtschaftliche Organisation schafft“ (1916, Bd. I, S. 25) In ähnlichem Sinn wird eine Rangordnung präjudiziert durch die bei der Einführung des Begriffs Wirtschaftssystem gewählte Formulierung „als geistige Einheit gedachte Wirtschaftsweise“. Aber diese Vorherrschaft ist – ähnlich wie bei Max Webers Betonung der Bedeutung der Religion für die wirtschaftliche Entwicklung – keine absolute. Denn „der Geist ist auf Erden nicht allmächtig“, wie Sombart sogleich einschränkt. „Damit er das Leben nach seinem Bilde forme, müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein. Und gerade dem Nachweise dieser für die Verwirklichung der wirtschaftlichen Ideen unerlässlichen Bedingungen ist ein großer Teil der Darstellungen dieses Werkes gewidmet.“ (ibidem) Die konkreten Ausführungen zeigen die Interdependenzen, und darüber hinaus auch, wie an bestimmten Punkten der Entwicklung einer der drei Faktoren das Übergewicht erlangen kann.

III. Die Technik der vorkapitalistischen und frühkapitalistischen Wirtschaft

Als „nicht-kapitalistische“ Wirtschaftssysteme nennt *Sombart* (1927/2002, S. 300 ff.) mehrere Formen der „Eigenwirtschaften“ in Agrargesellschaften, das „Handwerk“, daneben noch den „Sozialismus“. In der Eigenwirtschaft der frühmittelalterlichen Periode („Dorfwirtschaft“ und „Fronhofwirtschaft“)

ist die nicht-agrarische Produktion quantitativ unbedeutend und ein bloßes Anhängsel der landwirtschaftlichen Tätigkeiten. Ein eigenständiges Handwerk entsteht mit dem Wiedererstarken der Städte. Mit der Stabilisierung der Lebensbedingungen entfaltet sich die Arbeitsteilung in und zwischen den Sektoren. Mit der „Wiedergeburt der Tauschwirtschaft“ auf Geldbasis, die nach und nach wieder verkehrswirtschaftliche Organisationsformen hervorbringt, beginnt die Übergangsperiode zum Kapitalismus (1916, Band I, S. 92 f.). Der Geist dieser Übergangsperiode ist immer noch geprägt von Traditionalismus und Bedarfsdeckungsprinzip, mit dem Aufkommen der Tauschwirtschaft gewinnt das Erwerbsprinzip langsam an Boden.

Die Technik des Handwerks charakterisiert *Sombart* (1916, Band I, S. 200 ff.) als „empirisch-organisch“, in Entsprechung zu dessen „gebundener“ Organisationsform. Technisches Können ist empirisch, es beruht auf dem praktisch-persönlichen Wissen des Handwerksmannes, der seine „Kunst“ von einem anderen Handwerksmeister gelernt hat. Das handwerkliche Wissen und Können wird persönlich übertragen vom Meister zum Lehrling im Rahmen des zünftischen Ausbildungssystems. Die Weiterentwicklung und Verbesserung der Technik erfolgt durch die praktische Erfahrung. Es gibt keine Transparenz dieses Wissens, vielmehr hemmen Regeln der Geheimhaltung die Diffusion des Wissens, die verhindern sollen, dass branchenfremde „Uneingeweihte“ davon Kenntnis erlangen. Die Technik des Handwerks ist organisch. Metalle werden zwar verwendet, aber organische Werkstoffe dominieren. Ihre Transformation erfolgt durch manuelle Arbeit, mit Unterstützung durch die Kraft von Tieren, durch Wasserkraft und Windkraft.

Die handwerkliche Technik ist eingebettet in die Organisationsform der Zunft. Die Zunftordnungen enthalten detaillierte Vorschriften für Produktion und Absatz von Gütern: für die zu verwendenden Materialien, für die Herstellungsverfahren, für Qualität und Preis der Produkte, sie setzt Grenzen für die Zahl der Gesellen und Lehrlinge in einem Betrieb, mitunter sogar für die Menge der produzierten Güter (Band I, S. 188 ff.).

Mit der Reformation und der Entdeckung und Erschließung neuer Kontinente beginnt ein neues Zeitalter, in dem sich die Transformation des alten Systems zum Kapitalismus beschleunigt. Der primäre Impuls geht vom Geist aus:

„Es ist Faustens Geist: der Geist der Unruhe, der Unrast, der nun den Menschen beseelt. Will man es Unendlichkeitsstreben nennen, was wir hier sich betätigen sehen, so hat man Recht, weil das Ziel ins Grenzenlose hinausverlegt ist, weil alle natürlichen Maße der organischen Gebundenheiten als unzulänglich, beengend von den Vorwärtsdrängenden empfunden werden. Will man es Machtstreben nennen, so wird man auch nichts Falsches sagen; denn aus einem tiefsten Grunde, in den unsere Erkenntnis nicht hinabzublicken vermag, quillt dieser unbeschreibliche

Drang des einzelnen Starken, sich durchzusetzen, sein Selbst gegen alle Gewalten trotzig zu behaupten, die anderen seinem Willen und seinen Taten zu unterwerfen, den wir als Willen zu Macht bezeichnen können. Will man es Unternehmungsdrang nennen, so drückt man gewiß auch überall dort etwas Richtiges aus, wo jener Wille zur Macht die Mitwirkung anderer zur Vollbringung eines gemeinsamen Werkes erheischt.“ (Bd. I, S. 327)

In diesem neuen Geist, der traditionelle Grenzen des Wissens und des Könnens transzendiert, brechen die Menschen zu neuen Wagnissen auf, im Bereich der Wissenschaften und Künste ebenso wie in Expeditionen zu unbekanntem Zielen, in neuen wirtschaftlichen Unternehmungen, in Erfindungen der Technik. Der neue Geist „durchbricht die Schranken der auf geruhsamer Genügsamkeit aufgebauten, sich selbst im Gleichgewicht haltenden, statischen, feudal-handwerklichen Bedarfsdeckungswirtschaft und treibt die Menschen in die Wirbel der Erwerbswirtschaft hinein.“ (ibidem, S. 328). Der kapitalistische „Unternehmer“ wird zum machtvollen Agenten des Wandels vom Solidarismus zum Individualismus, von der Gebundenheit zur Freiheit.

Es dauert jedoch mehr als zwei Jahrhunderte, bis der neue Geist und das neue Unternehmertum die Oberherrschaft über Güterproduktion, Handel und Finanzierung erlangen. Im Frühkapitalismus behaupten sich traditionelle Formen der Wirtschaftsgesinnung, der betrieblichen Organisation und der Technik noch in weiten Bereichen des Wirtschaftslebens, ja selbst im Hochkapitalismus vermögen solche traditionellen Formen in einzelnen Bereichen z. B. des Handwerks zu überleben.

Die Entwicklung der Technik geht im Frühkapitalismus vergleichsweise langsam vor sich, sodass sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts immer noch überwiegend empirisch und organisch ist. Allerdings hat der neue Geist die Technik in eine dynamische Bewegung versetzt. Die „traditionalistische“ Orientierung macht zunehmend einer „rationalen“ Orientierung Platz. Im Sinne von Sombarts erst nach dem Erscheinen von Band I/II des *Modernen Kapitalismus* endgültig fixierter Terminologie ist die Technik des Frühkapitalismus als (schwach) „revolutionär“ – im Unterschied zur „stationären“ Technik der vorkapitalistischen Periode – zu bezeichnen.

Im Frühkapitalismus ermangelt die Technik weitgehend einer wissenschaftlichen Fundierung (Band I, S. 466). Leonardo da Vinci ist als einzige „moderne Forscher- und Erfindernatur“ für das Zeitalter nicht typisch, die Welt der Erfinder blieb noch lange vom Verfahren des trial and error geprägt, Naturwissenschaften und Technik gingen getrennte Wege. Aber der Frühkapitalismus bringt mit seinen experimentellen Methoden ständig neue Erfindungen hervor, nicht wenige davon als unbeabsichtigte Nebenprodukte alchemistischer Experimente.

Hinter dieser beschleunigten Weiterentwicklung der Technik steht einerseits der „entschlossene Wille zum technischen Fortschritt“ (ibidem, S. 475), andererseits ein intensiveres Drängen nach Geldreichtum (Gold durch alchemistische Verfahren, Edelmetallbergbau) und nach Vergrößerung staatlicher Macht, das die Entwicklung des Heerwesens begünstigt, die „systematisch den technischen Fortschritt befördert“ (S. 477). Seit Beginn der Neuzeit nimmt die Größe der bewaffneten Streitkräfte ständig zu. Damit wuchs der Bedarf an Waffen von immer größerer Feuerkraft und Präzision, ebenso ein Massenbedarf nach Verpflegung und Bekleidung. Die mechanischen Techniken „entwickeln sich mächtig in Richtung des Maschinenprinzips“ durch zunehmenden Einsatz vor allem von Wasserkraft (S. 484f.), die chemische Technik „durch die Phantastik der Alchemisten, die die wissenschaftliche Chemie vorbereiten“ (S. 488).

Allerdings bleibt die Ordnung großer Bereiche der Wirtschaft von traditionellen Haltungen und Orientierungen bestimmt. Insbesondere bleiben die Zunftordnungen für das städtische Handwerk weitgehend in Kraft, die dem Unternehmegerist starke Fesseln anlegten, welche für die Einführung neuer Techniken mehr oder weniger prohibitiv wirkten. Beispiele für eine dem technischen Fortschritt gegenüber feindliche Einstellung der Wirtschaftsordnung sind das Verbot des automatischen Bandwebstuhles („Bandmühle“) durch kaiserliches Dekret im gesamten deutschen Reich 1685 (S. 498), oder die Hindernisse für die Verwendung von Baumwolle als Material in der Textilindustrie. Der organische Charakter der Technik ermöglichte nur geringe Fortschritte in der Transporttechnik und in der Güterproduktion. Die Eisenindustrie blieb auf die Verfügbarkeit von Holzkohle angewiesen, was die Nutzbarmachung von Produktivitätsfortschritten durch Verbesserungen des Schmelzprozesses und der Weiterverarbeitung des Eisens hemmte (Bd. II, S. 1126 ff.).

Im Vergleich zur nachfolgenden Periode des Hochkapitalismus blieb das Tempo des technischen Fortschritts daher bescheiden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drohte die Entwicklung der europäischen Wirtschaft zum Kapitalismus wegen des organischen Charakters der Technik sogar ins Stocken zu geraten (Bd. II, S. 1137 ff.). Als Konsequenz des Wachstums der Bevölkerung einerseits, der Sachgütererzeugung andererseits wurde Holz als wichtigste Energiequelle zunehmend zu einem Engpassfaktor. Die Staatsverwaltungen versuchten durch eine Vielzahl von Bewirtschaftungsmaßnahmen Erleichterung zu schaffen. Aber die „Holznot“ konnte endgültig nur durch die Erschließung einer neuen Energiequelle überwunden werden, die Sombart unter die Kategorie „anorganisch“ subsumiert: der Kohle.

IV. Die Beschleunigung des technischen Fortschritts im Hochkapitalismus

Im Zeitalter des Hochkapitalismus wird die weitere Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft primär durch die Technik bestimmt, deren Charakter einen grundlegenden Wandel erfährt: von empirisch zu wissenschaftlich, von schwach revolutionär („empirisch-rationalistisch“) zu revolutionär, von organisch zu anorganisch.

Die Entwicklung der Technik erfolgt statt wie bisher durch trial and error nun auf wissenschaftlicher Grundlage, mit bahnbrechenden neuen Erkenntnissen in der Physik (v. a. in der Mechanik), in der Chemie und in der Theorie der Elektrizität. Es ist ein besonderes Merkmal der europäischen Geisteshaltung, „dass Theorie und Praxis ungetrennt sind, ineinander fließen, sich gegenseitig bedingen. Die moderne Naturwissenschaft ist die Schöpfung des praktischen Erobererwillens“ (*Sombart* 1927, S. 78). Das technische Wissen wird objektiviert, das Wissen über die Funktionsweise von Produktionsprozessen beruht auf Naturgesetzen und wird formal an Universitäten und polytechnischen Instituten unterrichtet. Der Aktionsbereich des kapitalistischen Unternehmers wird beständig erweitert durch die Erfindung neuer Produkte und Produktionsverfahren, deren Weiterentwicklung und Verbesserung (*ibidem*, S. 34).

Seinen Drang zu unbegrenzter Expansion bezieht der Kapitalismus vom Streben des Unternehmers nach Extraprofiten und von der Dynamik des technischen Fortschritts.

„[W]eil jeder Unternehmer durch Verbesserung des Verfahrens oder der Betriebsorganisation einen Vorsprung vor dem Nachbar und dadurch einen Extraprofit hofft erringen zu können, ist sein Dichten und Trachten auf stete Neuerung gerichtet, wird sein Unternehmerwillen stets aufs Neue gestrafft, bleibt seine Spannkraft stets aufs äußerste gesteigert. In diesem Streben nach Extraprofit liegt ... das innerste Geheimnis der ihrem Wesen nach im höchsten Sinne dynamischen Wirtschaftsführung des Hochkapitalismus eingeschlossen.“ (S. 35)

Diese Extraprofite sind es, die eine Ausweitung der Kapitalbildung, wie sie im 19. Jahrhundert erfolgt ist, erst ermöglicht haben. „Aus den Durchschnittsprofiten ist eine wesentliche Akkumulation nicht möglich“ (S. 160).

Die Beschränkung, die der Expansion des Kapitalismus lange Zeit von Seiten der natürlichen Ressourcen gesetzt war, und die sogar die weitere Entwicklung abzuwürgen drohte, wird im Hochkapitalismus durch den Übergang von der organischen zur anorganischen Technik aufgehoben. Kohle und Eisen treten an die Stelle des Holzes, mechanische Kräfte, v. a. die Dampfkraft an die Stelle der animalischen Kräfte, synthetisch hergestellte Materialien an die Stelle der natürlichen (S. 97 ff.). Damit wird plötzlich ein

Energievorrat von bis dahin ungekannten Dimensionen erschlossen – Sombart zieht hier den Vergleich mit einem Lotteriegewinn:

„[D]ie Menschheit hatte bis zum Ende des frühkapitalistischen Zeitalters von ihrem Einkommen gelebt, das ihr in Form von Sonnenenergien jährlich zugeflossen war und sich ausgewirkt hatte in den Pflanzen und Bäumen, die in diesen Jahren gewachsen waren ... Und nun standen in den Schätzen im Erdinnern derselben Menschheit Sonnenenergien zu Gebote, die im Laufe von Jahrmillionen auf die Erde niedergestrahlt waren, die aber in der Tat ein Vermögen darstellen, das zu verzehren (neben ihrem Jahreseinkommen) die Menschheit nunmehr befähigt worden war durch die Erfindungen der modernen Technik.“ (S. 122)

Die anorganische Technik bot über die Vermehrung des Kraft- und Stoffvorrats hinaus noch eine Reihe weiterer Vorteile gegenüber der organischen Technik: Steigerungen der Schnelligkeit, der Genauigkeit, der Unabhängigkeit vom Standort und von der Jahreszeit, der Energieeffizienz („Steigerung der Kraftleistung“), schließlich auch der Sinneswahrnehmung (S. 116 ff.). Auf die einzelnen Aspekte von Sombarts Analyse der ökonomischen Bedeutung der Technik im voll entwickelten Kapitalismus wird im Abschnitt VI. eingegangen.

V. Die Technik in der Ära des Spätkapitalismus

Sombart war überzeugt, dass der Aufstieg des Kapitalismus vor dem Ersten Weltkrieg seinen Höhepunkt erreicht hatte. Seiner Ansicht nach folgte nun eine Periode des allmählichen Abstiegs, die er „Spätkapitalismus“ nannte⁶. Wiederum war der Geist der wichtigste Bestimmungsfaktor.

Im Spätkapitalismus kommt die dem kapitalistischen Geist allgemein angelegte Tendenz zur „Mechanisierung“, zur „Versachlichung“ zu finaler Wirkung, die eine weitere Transformation des Systems zur Folge hat. „Mechanisierung“ bedeutet, „dass die menschlichen Beziehungen gleichsam aus lebendigen zu toten Vorgängen werden, dass an die Stelle von etwas Lebendigem etwas Totes tritt“ (Sombart 1916 Band II, S. 1077). Die Mechanisierung der Gesellschaft bringt eine „Versachlichung und Entpersönlichung der menschlichen Beziehungen“ (ibidem) mit sich. Diese Mechanisierung der Gesellschaft ist einerseits machtvolle Triebkraft der Entwicklung des Kapitalismus, führt aber letztlich auch seinen Niedergang herbei. Sombarts Theorie des Spätkapitalismus ist nur ein Beispiel für die kulturpessimistische Einstellung, die für einen beträchtlichen Teil der deutschen

⁶ Eine pointierte Fassung seiner Spätkapitalismus-Theorie präsentierte Sombart in seinem Vortrag „Die Wandlungen des Spätkapitalismus“ bei der Zürcher Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1928 (Sombart 1929). Für eine ausführlichere Darstellung von Sombarts Spätkapitalismus-Theorie siehe Chaloupek 1996.

Geisteswissenschaften vor und nach dem Ersten Weltkrieg charakteristisch ist⁷.

Was *Schumpeter* (1950, S. 218) später „Automatisierung“ nannte, ist dem Inhalt nach derselbe Vorgang, den Sombart Mechanisierung, Versachlichung und später „Vergeistung“ nannte, „die wir auch bei der Gestaltung der Betriebe beobachten“ (*Sombart* 1927, S. 895). Die Beziehungen zwischen den Unternehmungen sieht Sombart durch zwei grundlegende Tendenzen geprägt: eine zunehmende Spezialisierung bei der Produktion von Gütern und Dienstleistungen, die in vielen Bereichen von einer Konzentration der Produktion in Großunternehmungen begleitet ist. Diese Entwicklungen sind grundgelegt durch die alle Bereiche der westlichen Zivilisation beherrschende Tendenz zur „Entseelung“ und „Vergeistung“ als Konsequenz der inneren Logik des kapitalistischen Geistes. Das kapitalistische Unternehmen „wandelt sich aus einer Gemeinschaft lebendiger, durch persönliche Beziehungen aneinander gebundener Menschen in ein System kunstvoll ineinander greifender Arbeitsleistungen, deren Vollbringer auswechselbare Funktionäre in Menschengestalt sind“ (*ibidem*). In einzelnen Zweigen des Wirtschaftslebens behält die Technik ihre revolutionäre Dynamik bei. Insgesamt verlieren die Triebkräfte durch den Prozess der Vergeistung an Spannung, der Kapitalismus „wird ruhiger, gesetzter, vernünftiger werden“. der „faustische Drang wird verschwinden“ (S. 895).

Die Technik des Spätkapitalismus behält die Errungenschaften der modernen Techniken bei, „muss aber deren revolutionären Charakter abstreifen“ (S. 1015). Eine „Planwirtschaft“ als „Großwirtschaft ohne kapitalistische Spitze“ wird dort möglich, „wo der Bedarf stabilisiert ist und die Herstellungstechnik aus ihrem revolutionären Anfangsstadium herausgekommen ist, wo Absatz und Produktion sich in gewohnten Bahnen bewegen, es also keiner besonderen ‚Unternehmer‘tätigkeit mehr bedarf“ (*ibidem*). Mit dem Vordringen der Planwirtschaft drängt das Bedarfsdeckungsprinzip das Erwerbsprinzip wieder zurück (*ibidem*). Von der öffentlichen Hand betriebene Unternehmenszweige wie die Eisenbahnen, kommunale Verkehrsunternehmungen, die Post repräsentieren jenen Typus von Unternehmung, in dem in Zukunft ein wachsender Teil der Produktion stattfinden wird (*Sombart* 1932/2002, S. 442). Die Unterschiede zwischen den Organisationsformen dieser Großunternehmungen – genossenschaftlich, staatlich oder privatkapitalistisch – verlieren an Bedeutung (1927, S. 1016). Auch im privaten Sektor wird die Freiheit des unternehmerischen Handelns zunehmend durch staatliche Regulierung, durch Kartellierung und Selbstverwaltung eingeengt. Starrheit verdrängt Flexibilität (*Sombart* 1932/2002, S. 442).

⁷ Siehe dazu Wirkus 1996, S. 174 ff. Wesentliche Motive seiner soziologischen Zivilisationskritik („Mechanisierung der Produktion“, „der Gesellschaft“, „des Lebens“, etc.) übernahm Sombart von Walther Rathenau (1912, 1913).

Das Tempo des technischen Fortschritts verlangsamt sich im Spätkapitalismus. Der wichtigste Grund dafür ist eine partielle Rückentwicklung von der anorganischen wieder zur organischen Technik. Es kommt zu einer Verknappung von einzelnen Mineralien, vor allem von Kohle, die eine stärkere Verwendung von organischen Materialien in der Produktion erzwingen. Als Konsequenz daraus sah Sombart die Notwendigkeit einer „Reagrarisierung“. Zur Ermöglichung einer höheren Eigenproduktion von Nahrungsmitteln und Rohstoffen würde die landwirtschaftliche Produktion in Europa wieder einen größeren Anteil an den Arbeitskräften beanspruchen (1927, S. 1019 f.). Nach Sombarts Einschätzung gab es weder in der Landwirtschaft noch im Bergbau ein nennenswertes Potenzial für Produktivitätssteigerungen. Auch in der industriellen Produktion würde sich der der technische Fortschritt verlangsamen (*Sombart* 1929, S. 35)⁸.

Die folgende Übersicht 2 gibt eine zusammenfassende Darstellung von Sombarts Klassifizierung der Technik vom vorkapitalistischen Stadium bis zum Spätkapitalismus.

Übersicht 2

Vorkapitalistische Wirtschaft	Frühkapitalismus	Hochkapitalismus	Spätkapitalismus
empirisch	empirisch	wissenschaftlich	wissenschaftlich
Stationär	schwach revolutionär	revolutionär	abnehmend revolutionär
organisch	organisch	mechanisch nicht-organisch	abnehmend nicht-organisch

⁸ Zu dieser Vorstellung einer langsam zur Ruhe kommenden Dynamik von Wirtschaft und Technik steht Sombarts dramatischer Aufruf zu einer „Zähmung“ der „entfesselten“ Technik in seiner von höchst fragwürdigen Wertungen durchsetzten Spätschrift „*Deutscher Sozialismus*“ in einem seltsamen Gegensatz. Es ist ein weiter Weg von Sombarts ursprünglich hoher Wertschätzung auch der materiellen Errungenschaften des technischen Fortschritts (z.B. *Sombart* 1909/2002) bis zu deren verächtlicher Geringschätzung in den späten Schriften, vom „*Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert*“ (1. Auflage 1896) bis zum *Deutschen Sozialismus* von 1934. Mit dem Wiedererstarken von kultur- und zivilisationskritischen Strömungen hat in den letzten Jahren das Interesse an diesem lange Zeit vergessenen Buch wieder zugenommen, z.B. *Hanel* 2008.

VI. Wirkungen des technischen Fortschritts auf Entwicklung und Struktur der kapitalistischen Ökonomie – einige spezifische Aspekte von Sombarts Behandlung der Technik im Dritten Band

Die Bände I und II des *Modernen Kapitalismus* enthalten detaillierte Darstellungen der technischen Fortschritte in den verschiedenen Produktionsbereichen, wofür Sombart die Ergebnisse der reichhaltigen technikgeschichtlichen Literatur heranzieht. Im Dritten Band wählt Sombart einen anderen Ansatz. Er präsentiert die großen Linien der Entwicklung in synoptischer Form unter jenen Aspekten, die Sombart als zentral für das Verständnis der Entwicklung der Wirtschaft in der Periode des Hochkapitalismus ansieht. Im Abschnitt über die Technik (3. Abschnitt, S. 74 ff.) untersucht Sombart u. a. die „Bewegungsgesetze des technischen Wissens (Erfindung und Erfinder)“ und die Entwicklung der neuen Produktionsverfahren, bevor er am Ende dieses Abschnitts die allgemeine Frage nach der „ökonomischen Bedeutung der modernen Technik“ stellt.

1. Erfindung und Verfahrensentwicklung

Mit dem Begriff „Erfindung“ wird sowohl der Vorgang der Entdeckung einer neuen Möglichkeit als auch deren Ergebnis bezeichnet. In dieser „Doppelsinnigkeit“ zeigt sich, dass das Zustandekommen von Erfindungen vom Zusammenwirken persönlicher und sachlicher Faktoren abhängt (1927, S. 83). Entwicklungsgeschichtlich entscheidend ist für Sombart die Frage: „Woraus erklärt sich die Überfülle von Erfindungen in unserer Zeit?“ – bzw. „welche sind im Zeitalter des Hochkapitalismus ... die Bedingungen der Erfindertätigkeit?“ (ibidem, S. 84).

Neben den bereits erwähnten Tendenzen der Verwissenschaftlichung und Objektivierung, der systematischen Förderung von Erfindungen und der Instrumentalisierung zur Erzielung von Konkurrenzvorteilen und zur Profitzielung analysiert Sombart den Prozess des Erfindens im Hochkapitalismus. Es gibt zwar noch den traditionellen Typus des „Erfindergenies“, dem Sombart z. B. Cartwright, Henry Cort und Ernst Solvay zurechnete, die ihre Erfindungen nach wie vor ohne wissenschaftliche Kenntnisse machten. Mit der Verwissenschaftlichung der Technik entsteht der Typus des „Entdecker-Erfinders“ (z. B. Hofmann, Haber, Werner von Siemens), und in der weiteren Folge resultiert daraus eine „Differenzierung zwischen Entdecker und Erfinder ...“, sodass dann die oft nicht geringe Distanz zwischen Entdecker und Erfinder überwunden werden muss“ (S. 90).

Der „Laienerfinder“ hat nur noch geringe Bedeutung, der „eigentliche Träger des modernen Erfindungswesens ist der „fachmännische Berufserfin-

der“, der vereinzelt auftritt als „Privaterfinder mit eigenem Bureau und Laboratorium: Typus Edison“, aber hauptsächlich als „der technisch ausgebildete Angestellte großer Unternehmungen: der Berufschemiker und der Berufingenieur“ (S. 91). Sombart kritisiert in diesem Zusammenhang die „verschwommene Vorstellung“, dass Erfindungen gemacht werden, „um Bedürfnisse (in einem allgemein-objektiven Verständnis, G. Ch.) zu befriedigen“. Vielmehr geht es meist darum, Anreize für Erfinder zu geben, „die Bedürfnisse anderer zu befriedigen“ (S. 92). Mit dieser in heutiger Sicht ungewohnten Ausdrucksweise meint Sombart den Bedarf der Produktionsunternehmungen nach effektiveren Verfahren. Es ist die Suche nach solchen Erfindungen verschiedenster Art, bei der „Tag für Tag Tausende und aber Tausende intelligenter und sachkundiger Männer sich ihr Hirn zermartern, um unsern Bestand an technischem Wissen, wenn auch nur jeder zu einem bescheidenen Teilchen, zu vermehren“ (S. 91).

Hinter dieser beständigen Suche nach großen und kleinen Erfindungen steht neben weniger bedeutenden persönlich-psychologischen Motiven wie Lust am Erfinden als mächtigste Triebkraft der Erwerbstrieb von Individuen und Unternehmungen. Die Lukrierung des finanziellen Ertrages von Erfindungen wird durch die Institution des Patents abgesichert, der Extraprofite ermöglicht, die „ungefähr mit der Dauer des Patentschutzes zusammen[fallen]“ (S. 161).

In Sombarts Darstellung erscheint die für den Hochkapitalismus charakteristische ständige Hervorbringung von großen und kleinen Erfindungen neuer Verfahren und Maschinen als vom revolutionären Geist der Veränderung und von Profitstreben der Unternehmer getragener Gesamtprozess, wobei er auch einige Differenzierungen einführt. Der von ihm so bezeichnete „Entdecker-Erfinder“ entspricht A. P. Ushers „scientist-inventor“, im Unterschied zum „entrepreneur-inventor“ in Bereichen mit noch geringerer Verwissenschaftlichung der Technologieentwicklung⁹. Darüber hinaus unterscheidet Sombart – zumindest implizit – zwischen verschiedenen wirtschaftlichen Bedeutungsgraden von Erfindungen, ohne dabei eine Klassifizierung als primäre, sekundäre, tertiäre Erfindungen vorzunehmen, wie sie Usher später auf der Grundlage seines 1929, also zwei Jahre nach Sombarts Drittem Band erschienenen Hauptwerkes „*A History of Mechanical Inventions*“ einführt. Das Ineinandergreifen von großen und kleinen Erfindungen auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung von Produktionsprozessen wird von Sombart nicht weiter untersucht.

Sombart nimmt keine Unterscheidung von „Erfindung“ und „Innovation“ vor, die Schumpeter später¹⁰ als essentiell für die Analyse des technischen

⁹ Siehe dazu *Usher* 1955, S. 54.

¹⁰ Allerdings erst lange nach dem ersten Erscheinen seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* in seinem Buch „*Business Cycles*“ 1939, S. 84.

Fortschritts erachtete¹¹. Sombart geht auch nicht der Frage nach, ob, warum und mit welchen weiteren Konsequenzen Erfindungen zu bestimmten Zeiten gehäuft auftreten, die in Schumpeters Erklärung des zyklischen Verlaufs der kapitalistischen Expansion eine so zentrale Rolle spielt. Sombart operiert bei seiner Erklärung des Konjunkturphänomens mit dem wechselnden Verhältnis von Löhnen, Preisen und Zinsfuß, sowie mit einer in der Expansionsphase zunehmenden Disproportion zwischen dem organischen und dem anorganischen Sektor der Wirtschaft¹². Obwohl Sombart den technischen Fortschritt als Motor der kapitalistischen Expansion ansieht, spielt das wechselnde Tempo des technischen Fortschritts keine Rolle in seiner Konjunkturtheorie.

2. „Die ökonomische Bedeutung der modernen Technik“ –
das neunte Kapitel in Sombarts Drittem Band

Wenn Sombart es als Intention dieses Kapitels bezeichnet, „die Richtung [zu bestimmen], in der wir die Bedeutung der Technik für das Ganze des Wirtschaftslebens suchen müssen“ (1927, S. 111), so wird diese Intention hier nur zu einem geringen Teil eingelöst. Wenn als erstes auf die Objektivierung, Verallgemeinerung und Vermehrung des Wissens hingewiesen wird, so handelt es sich dabei nicht um ökonomische Aspekte im eigentlichen Sinn, sondern um solche der Wissenschaftsentwicklung.

Auch die unter „Ausweitung des Könnens“ angeführten Wirkungen des technischen Fortschritts (Verminderungen von Gefahren für Leben und Gesundheit, Steigerung der Sinneswahrnehmung, der Kraftleistung, der Präzision, zunehmende Unabhängigkeit von Witterung und Jahreszeit) betreffen primär technische Aspekte von Produktionsprozessen. Von entscheidender Bedeutung für die dramatische Steigerung der Produktion im Hochkapitalismus ist die in diesem Kontext genannte „Vermehrung des Stoff- und Kraftvorrats“ durch den bereits erwähnten Übergang von der organischen zu einer mechanisch-anorganischen Technik.

Schließlich werden unter dem Aspekt der „Ausweitung des technischen Apparates“ zwei ökonomische Folgeerscheinungen des technischen Fortschritts behandelt: die Bildung immer größerer Unternehmungen und „die Zunahme des Produktionsmittelanteils am Gesamtaufwand“ (S. 123).

¹¹ Usher kritisiert diese Unterscheidung Schumpeters als nicht zielführend, da es auf der Stufe der sekundären Erfindung auf eine enge Wechselbeziehung zwischen praktischem Können, Erkenntnis und Erfindung ankommt: „In enterprises which take the lead in the introduction of new inventions and processes, both inventors and administrators are engaged in inventive work of commanding importance“ (ibidem, S. 54).

¹² Zu Sombarts Konjunkturtheorie siehe *Backhaus* 1989.

Die Vermischung von nicht im eigentlichen Sinn ökonomischen Auswirkungen des technischen Fortschritts mit anderen Aspekten der Entwicklung der Technik im neunten Kapitel lässt einerseits die Unschärfe von Sombarts analytischem Instrumentarium erkennbar werden, andererseits wird hier ein Problem sichtbar, dass bis heute noch nicht befriedigend gelöst ist.

Die in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur behandelten Fragestellungen bezüglich der Auswirkungen des technischen Fortschritts auf die Wirtschaftsentwicklung betreffen Ausmaß bzw. Wachstum der Gesamtproduktion, die Bedingungen und Umstände der Einführung von technischen Neuerungen im Produktionsprozess, Entstehung von Arbeitslosigkeit als Folge der Mechanisierung, Tendenzen zur Konzentration und Monopolisierung, Veränderungen verschiedener Strukturrelationen wie Kapital- bzw. Arbeitsintensität der Produktion, Kapitalkoeffizient, Anteile der Sektoren und Industriebranchen an der Gesamtproduktion, u. a. Darüber hinaus wird auch die Frage der Endogenität oder Exogenität des technischen Fortschritts immer wieder gestellt. Es zeigt sich eine beträchtliche Zahl von aus der Sicht der Ökonomie relevanten Aspekten der Entwicklung der Technik, die jeweils an bestimmte Fragestellungen der ökonomischen Theorie anknüpfen. Generalisierte Kriterien, was aus der Sicht der ökonomischen Theorie an der Entwicklung der Technik relevant ist, und wo demnach – im Sinn von Sombarts Intention – die Bedeutung der Technik für die Wirtschaft liegt, gibt es, soweit für mich erkennbar, auch heute nicht. Die nicht zu übersehende Unsicherheit Sombarts bei der Formulierung der Problemstellung reflektiert ein bis in die Gegenwart nicht befriedigend gelöstes Problem, das auch dem nach wie vor nur vage definierten Status der „economics of technological change“ im Rahmen der ökonomischen Wissenschaft zu Grunde liegt.

3. Die Konzentrationstendenz

Die „gewaltige Konzentrationsbewegung, die durch unsere Zeit geht“ (1927, S. 817), sieht Sombart durch die Entwicklung der Technik einerseits angetrieben, andererseits auch begrenzt. Von einer technisch bedingten Tendenz zur Konzentration der Produktion ist die „Vermögenskonzentration“ und die „Machtkonzentration“ zu unterscheiden (S. 818). Die konzentrationsfördernde Wirkung der technischen Entwicklung im Hochkapitalismus zeigt sich primär in der industriell-gewerblichen Produktion und im Transportwesen. „Die Mindestgröße und ebenso die optimale Größe des Produktionsmittelapparats erheischen ... eine Mindestgröße oder optimale Größe des Betriebes“ (S. 830). Sombart legt aber besondere Betonung darauf, dass die Konzentration der Produktion in größeren Betriebs- und Unternehmenseinheiten in den einzelnen Branchen unterschiedlich stark ist. In technischer

Hinsicht ist dies durch die Verschiedenheit der optimalen Betriebsgröße in den einzelnen Branchen zu erklären, darüber hinaus durch die „Verschiedenheit im Abstände der tatsächlichen Gestaltung vom Optimum“, und schließlich auch durch die „Verschiedenheit der Widerstandskraft der kleineren Betriebe“ (S. 835). Anhand eines umfangreichen Datenmaterials kommt Sombart zu dem Schluss, dass die Tendenz zur Zunahme der Betriebsgrößen in einigen Fällen, z. B. in der Textilindustrie, am Ende der hochkapitalistischen Periode bereits ihren Höhepunkt erreicht hat, „in den meisten Fällen wohl noch nicht“ (S. 882). In der Montan- und in Teilbereichen der Textilindustrie beobachtet Sombart eine weitgehende Eliminierung von Kleinbetrieben, ebenso in den von ihm so bezeichneten „gebundenen Transportgewerben“, in heutiger Terminologie: in den Netzwerkindustrien Eisenbahn, Post, Telephonie und Telegraphie (S. 851). Das bedeutet, dass nur in einem sehr begrenzten Teil der Wirtschaft die Entwicklung der Marx'schen Konzentrationstheorie nahe kommt. Sombart sieht damit die der Hilferding'schen Theorie des „Organisierten Kapitalismus“ zu Grunde liegende These widerlegt, dass durch die Kapitalkonzentration „die Wirtschaftsverfassung in einer Weise umgebildet [wird], die die Übernahme der Leitung der Wirtschaft durch die Gesellschaft sozusagen zu einer Notwendigkeit macht“ (S. 817).

In der überwiegenden Zahl der Branchen existieren Großbetriebe – mit wachsendem Anteil am der Wertschöpfung der Branche – und kleine sowie mittlere Betriebe nebeneinander, sodass „am Ende des hochkapitalistischen Zeitalters noch beinahe die Hälfte sämtlicher Erwerbstätigen- ohne Landwirtschaft – handwerksmäßig beschäftigt [ist]“ (S. 963). Die Handwerksbetriebe im Hochkapitalismus repräsentieren aber nur noch zum Teil das vorkapitalistische Wirtschaftssystem mit seinen ihm eigenen Strukturen in Geist, Form und Technik (siehe Übersicht 1 oben). Die Mechanisierung hat einen Teil des Handwerks erfasst, wo die „Vervollkommnung des Betriebes“ durch den Einsatz von Arbeitsmaschinen und Antriebsmaschinen ermöglicht wurde (S. 966). Die technische Modernisierung des Handwerks im Hochkapitalismus geht mit der Einführung „eines gewissen Maß[es] von ökonomischem Rationalismus bei der Gestaltung des Betriebes“ (S. 965 f.) einher. Betriebe dieses neuen Typus von Kleinproduzenten, die Sombart „kleinkapitalistische Unternehmer“ nennt, sind jedoch nur eine Minderheit der Klein- und Mittelbetriebler¹³.

¹³ Sombart bekräftigt damit in modifizierter Form eine Position, die er bereits in der ersten Auflage seines *Modernen Kapitalismus* in einer in Deutschland wichtigen Kontroverse, ob und wie das traditionelle Handwerk im Kapitalismus überleben kann, eingenommen hatte (Sombart 1902, 2. Band, S. 538).

4. *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit*

Sombart bezieht sich in der Frage der Arbeitslosigkeit auf Marx's Theorie der „industriellen Reservearmee“: Er negiert das Marx'sche „Populationsgesetz“ als Erklärungsgrund der Arbeitslosigkeit (S. 314) und behandelt zwei ökonomische Bestimmungsgründe der Arbeitslosigkeit: einen „technisch-sozialen“ und einen „ökonomisch-sozialen“ – letzterer bezeichnet die Erscheinungsformen der saisonalen und der konjunkturellen Arbeitslosigkeit. Sombart unterscheidet – wie Marx – zwischen „Werkzeug“, das die menschliche Arbeit unterstützt, und der „Maschine“ als charakteristischem Element der kapitalistischen Technik, „die zur Ersetzung menschlicher Arbeit dient“ (S. 103). Sombart untersucht den Fall des Einsatzes einer Arbeiter freisetzenden neuen Maschine in seinen Auswirkungen unter verschiedenen Annahmen. Eine Kompensation des unmittelbaren arbeitsparenden Effektes tritt nur bei steigender Gesamtproduktion, und auch dann nur unter bestimmten Bedingungen ein: „Wenn die Ausweitung der Produktion an derselben Stelle, an der die Freisetzung erfolgen musste, und in gleichem Verhältnis, in dem die Produktivität der Arbeit gesteigert ist, und sofort eintritt, gibt es gar keine Arbeiterentlassung.“ Sombart hält diesen Fall in der Realität für ebenso unwahrscheinlich wie eine simultane, gleich starke Ausweitung der Produktion in einem anderen Bereich, sodass es in den allermeisten Fällen zu vorübergehender Arbeitslosigkeit kommt (S. 462). Sombart betrachtet demnach die technisch bedingte Arbeitslosigkeit ebenso als transitorische Erscheinung wie konjunkturelle und saisonale Arbeitslosigkeit. Ausbreitung der Arbeitslosigkeit bzw. deren Kompensation über komplexere Zusammenhänge, wie sie auch schon Ricardo behandelt hatte, bleiben bei Sombart ausgeblendet.

5. *Produktionsentwicklung und Kapital*

Sombart verwendet beim Sachkapital die gängige Unterscheidung in umlaufendes und fixes Kapital. Unter dem Titel „das Problem des Kapitalumschlages“ geht er auf die Kapitalkontroverse zwischen Böhm-Bawerk und Lexis ein, wobei er vorwegnehmend resümiert, „dass beide recht haben“ (S. 941). Lexis' These einer dem Kapitalismus inhärenten Tendenz zur Verkürzung des Kapitalumschlages hält Sombart für zutreffend in Bezug auf das umlaufende Kapital, als Konsequenz des Umstandes, dass die Technik der hochkapitalistischen Zeit durchgängig eine „Beschleunigung des Produktions- oder Transporttempos“ ermöglicht (S. 943). Die Berechtigung von Böhm-Bawerks These, dass „das Wirtschaftsleben (insonderheit das der Gegenwart) von der Tendenz zur Verlängerung des Produktionsweges beherrscht [werde]“ (S. 945), sieht Sombart darin, dass der technische Fort-

schritt zu einer Verlängerung der Umschlagsperiode des fixen Kapitals führt. „Jeder Ersatz der Handarbeit durch Maschinenarbeit bedeutet eine Vermehrung des fixen Kapitals im Verhältnis zum Gesamtkapital, verlangsam also den Rückstrom des Kapitals zu seinem Besitzer. Werden aber größere Betriebsstätten, stärkere Maschinen, tragfähigere Schiffe gebaut, so bedeutet auch dieses wiederum eine Verlängerung der Umschlagsperioden des Kapitals, weil die neuen Produktionsmittel so viel mächtiger in ihren Ausmaßen sind, dass sie auch eine längere Amortisationsperiode erheischen“ (S. 946). Sombart unterstellt damit implizit eine Tendenz zur Zunahme des Kapitalkoeffizienten, also einen technischen Fortschritt kapitalbrauchender Art, allerdings ohne weitere Überlegungen hinsichtlich der Auswirkungen auf die Profitrate daran zu knüpfen.

Der technische Fortschritt ist kapitalgebunden und in der ersten Phase seiner Implementierung auch kapitalbrauchend. Denn die Abkürzung der technischen Prozesses der Gütererzeugung und des Gütertransports macht „den Ersatz von Produktionsmitteln mit kurzen Reproduktionsperioden (i. e. Amortisationsperioden, G. Ch.) durch solche mit langen Reproduktionsperioden meist erforderlich ... Ist aber einmal die Betriebsanlage auf der verbreiterten Basis ins Leben gerufen, so wird nun alles Bestreben des Unternehmers auf höchstmögliche Schnelligkeit des Prozesses gerichtet sein, um das in der Anlage investierte Kapital möglichst rasch zu ... amortisieren. So erzeugt die Verlängerungstendenz wiederum eine Abkürzungstendenz.“ (S. 947). In dieser Darstellung der von Sombart so bezeichneten „Antinomie“ ist nicht klar, ob die Abkürzung aus einer Reduzierung des Umlaufkapitals oder auch – wie in Marx’s organischer Zusammensetzung des Kapitals – aus einer Verbilligung des fixen Anlagekapitals resultiert. Sombart nimmt explizit keine Bilanzierung der beiden Effekte vor, doch lassen sich seine Ausführungen in der Richtung deuten, dass sich die Effekte langfristig gegenseitig kompensieren, und es daher durch die Entwicklung der Technik nicht, oder nur in viel schwächerem Ausmaß, als die immer mächtiger werdenden Produktionsanlagen vermuten lassen, zu einer Zunahme des Kapitalkoeffizienten kommt¹⁴.

¹⁴ Es fällt auf, dass Sombart in dieser Frage nicht auf die Marx’sche These von der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals Bezug nimmt, obwohl er sonst bevorzugt die Marx’sche Theorie als Ausgangspunkt für seine theoretischen Vorüberlegungen nimmt, die er an zentralen Stellen der Präsentation des empirisch-historischen Materials voranstellt.

6. *Technischer Fortschritt und Produktivität*

In der Frage, wie die durch den technischen Fortschritt ermöglichte „Entfaltung der Produktion“ (S. 235) quantitativ bestimmt werden kann, geht Sombart – nach ambivalenter Diskussion verschiedener Aspekte der Fragestellung – von einem Begriff der „Arbeitsproduktivität“ aus. Diese, so stellt er in den einleitenden Überlegungen dazu fest, könne zwar bei einzelnen Produkten als Verhältnis von physischer Produktmenge und zu ihrer Erzeugung eingesetzter Arbeitsmenge berechnet und so das Ergebnis zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Techniken verglichen werden. Damit könne man im günstigsten Fall einen einzelnen Industriezweig (Bsp. Baumwollindustrie) abbilden. „Zu einem Urteil über die Entwicklung der ökonomischen Leistungsfähigkeit der Industrie gelangen wir auf diesem Wege nimmer“ (S. 242). Sombart bezeichnet dann als einzige Möglichkeit, zu einem solchen Gesamturteil über die Entwicklung der Arbeitsproduktivität in der Industrie zu gelangen, „die Produktionsziffer, die für die Vereinigten Staaten von Amerika im ‚Zensus‘ mitgeteilt wird“ (ibid.). Damit sind die Daten über die Industrieproduktion gemeint, die in den USA erstmals für das Jahr 1899 und danach in regelmäßigen, kürzer werdenden Abständen erhoben wurden, aus denen sich nach Sombarts Ansicht „eine ungefähre Vorstellung über die Entwicklung der Produktivität der Industrie“ gewinnen lässt. Sombart errechnet für den Zeitraum 1899 bis 1919 „eine leise Steigerung der Produktivität um 15–20%“.¹⁵ Daraus abgeleitet schätzt er die Zunahme der Produktivität in der Industrie im 19. Jahrhundert bzw. während der gesamten hochkapitalistischen Epoche auf 75 bis 100%. Offenbar betrachtet Sombart die Produktivität in der Industrie noch nicht als einen ausreichenden Maßstab für die Beurteilung der Dynamik des Kapitalismus. Er bezeichnet den Beitrag der Industrie als eher bescheiden im Vergleich zu den „Fortschritten in der Mobilisierung der Güterwelt“ und der Steigerung der Leistungsfähigkeit des Bodens (Agrarproduktion) sowie des „Abbaus“, womit er die Produktion des Sektors Bergbau bezeichnet.

In einem 1928 veröffentlichten Aufsatz versuchte Sombart mehr Klarheit über die Bedeutung des Begriffs der Produktivität herzustellen. Als „Maßbegriff“ (im Unterschied zum „Wertbegriff“) kann Produktivität definiert werden als Produktmenge in Relation zum Boden, zum Arbeitsaufwand pro Zeiteinheit, zu einem „bestimmten volkswirtschaftlichen Körper“ bzw. einer „Wirtschaftsgemeinschaft als Einheit“ (S. 23). Was mit Produktmenge gemeint ist, erörtert Sombart allerdings nicht weiter, eine präzise Vorstellung über die Bildung statistischer Aggregate wie Industrieproduktion oder Sozi-

¹⁵ Allerdings ergibt sich aus den von ihm auf Seite 242 angeführten Indexpunkten für Produktion (198) und Beschäftigung (161) ein Wert von 23%.

alprodukt hatte er nicht¹⁶. Sombart bezeichnet insbesondere die Arbeitsproduktivität als unentbehrliches Konzept. Eine Definition der „volkswirtschaftlichen Produktivität“ versucht Sombart nicht, sondern beschränkt sich auf den diffusen Hinweis, dass darunter die Gesamtarbeitsproduktivität ganzer Wirtschaftszweige oder sogar der gesamten Volkswirtschaft verstanden werden könnte (S. 27 f.), wobei dies auch die Technik mit einschließt (S. 31).

Die Haltung Sombarts zu diesem neuen, erst nach dem Zweiten Weltkrieg voll entwickelten Konzept einer Abbildung von Produktion und Einkommen in ihrer Gesamtheit mittels einer Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ist ambivalent. Wenn er einerseits nicht daran vorbei kommt, mit Begriffen wie Arbeitsproduktivität der Industrie und der Volkswirtschaft zu argumentieren, so negierte er an anderer Stelle unter Hinweis auf die Verschiedenartigkeit unzähliger Einzelvorgänge die Sinnhaftigkeit der Bildung von Aggregaten: „Vergleiche zwischen der ‚Lebenshaltung‘ oder eines in Geld ausgedrückten ‚Einkommens‘ zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Volkswirtschaften [sind] nicht möglich“ (Sombart 1934, S. 268). Mit dieser ablehnenden Haltung ist Sombart nicht alleine, sondern befindet sich in Übereinstimmung nicht bloß mit dem Hauptstrom der deutschen Nationalökonomie¹⁷, sondern auch mit maßgeblichen Autoren der Österreichischen Schule (Ludwig Mises).

Es fällt auf, dass Sombart im Zuge seiner Überlegungen zur Produktivität nicht auf die Idee kommt, die Produktionsmenge auf das Anlagekapital zu beziehen, obwohl er an anderer Stelle zumindest implizit Überlegungen über den Beitrag des Kapitals zur laufenden Wertschöpfung anstellt: im Zusammenhang mit der Umschlagsperiode (siehe oben VI. 5.), sowie im einleitenden Kapitel zum Abschnitt über das Kapital als Produktionsfaktor. In den empirischen Teilen dieses Abschnitts werden jedoch nicht, wie man erwarten würde, Daten über Umfang und Wert des Anlagekapitals (des Kapitalstocks) präsentiert, sondern es werden fast ausschließlich die Zunahme von Produktion und Produktivität in Industrie, Landwirtschaft und Bergbau und die Fortschritte des Güter- und Personentransports anhand von verschiedenartigem Datenmaterial dargestellt.

¹⁶ An einer Stelle setzt er beiläufig Volkseinkommen und Volksvermögen gleich (S. 172). Die fundamentale Bedeutung der Unterscheidung von Stromgrößen und Bestandsgrößen war allerdings in der theoretischen Nationalökonomie vor Keynes' *General Theory* alles andere als geläufig.

¹⁷ Nach einer vom Verein für Sozialpolitik veranstalteten Enquete kam *Karl Diehl* (1926) zu dem Schluss, es sei zu erwarten, dass alle Versuche, eine einfache Summe als Volkseinkommen oder Volksvermögen zu bezeichnen, ein baldiges Ende finden würden. Siehe dazu *Kenessey* 1996, S. 225 f.

Sombarts grobe Schätzung für die Produktivitätszunahme in der Industrie ist, wie die heute verfügbaren Schätzungen (*Maddison* 2001, S. 351) zeigen, viel zu niedrig. In der Periode 1870 bis 1913 stieg die gesamtwirtschaftliche Arbeitsproduktivität (BIP je Arbeitsstunde) in den wichtigsten 12 west-, mittel- und nordeuropäischen Ländern pro Jahr um durchschnittlich 1,6%, was innerhalb dieses Zeitraums annähernd zu einer Verdoppelung führte. Da die Produktivitätszunahme in der Industrie überdurchschnittlich ist, die Wachstumsdynamik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allerdings geringer war, ist für das gesamte 19. Jahrhundert mindestens von einer Vervierfachung der industriellen Produktivität auszugehen. Bei aller Unzulänglichkeit ist Sombarts Versuch in seiner Kühnheit dennoch zukunftsweisend.

7. Produktions- und produkttechnischer Fortschritt

Im *Modernen Kapitalismus*, Abschnitt über die Technologie unterscheidet Sombart zwischen der „Erfindung von Produktionsmitteln zur Erzeugung bekannter Gebrauchsgüter“ und „Erfindungen zur Herstellung neuer Konsumtionsmittel“ (1927, S. 94 f.). Die Einführung der ersteren unterliegt dem rationalen Kalkül der kapitalistischen Rentabilität, „ein irrationales Moment wird in die ziffernmäßige Bewertung nur getragen durch die Unbestimmtheit des Absatzes“. Hingegen spricht Sombart der Einführung und Durchsetzung neuer Konsumgüter jegliche Rationalität ab. In der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung habe „der Bedarf des Publikums, das heißt des letzten Konsumenten, unmittelbar gar keinen Einfluss auf Erfindungen“. Denn nur der Unternehmer entscheide, ob eine solche Erfindung gut ist, nämlich dann, wenn sie Gewinn abwirft, was auf Erfindungen zutrifft, „die ein Massenbedürfnis befriedigen“, gleichgültig, „ob dieses objektiv wertvoll, das heißt: wert ist, befriedigt zu werden ... Das Publikum erduldet also diejenigen Erfindungen, die der kapitalistische Unternehmer ihm oktroierte. ... Die meisten Erfindungen sind nie begehrt. Daher die völlige Irrationalität, die Ziel- und Sinnlosigkeit unserer materiellen Kultur“.

In solchen Sätzen äußert sich Sombarts zunehmender Kulturpessimismus – eine Haltung, welche die von Ressentiment geprägte Einstellung breiter Kreise der deutschen Intellektuellen in dieser Zeit prägt, die viele technische Errungenschaften der modernen Zivilisation als Zeichen der Dekadenz betrachteten.

Sombart hat die Grundgedanken der Grenznutzenschule zwar nicht abgelehnt, sich aber stets einer Rezeption ihrer Weiterentwicklung zu einer Theorie der Konsumnachfrage im Anschluss an Alfred Marshalls Analyse verweigert. Auch dieses – durchaus bewusste – Nicht-Mitvollziehen einer Entwicklung im Bereich der ökonomischen Theorie findet Sombart in Gemeinschaft

mit einem großen Teil seiner nationalökonomischen Zeitgenossen in Deutschland. Sombarts kulturpessimistisch motiviertes, aber von ihm als „objektiv“ begründet angesehenes Vorurteil bezüglich neuer, in den Zwanzigerjahren erst am Beginn ihrer massenhaften Verbreitung stehenden Konsumgüter wie Auto, Flugzeug, Telephon, Radio, Fernseher ist der Grund seiner grotesken Fehleinschätzung ihres Wachstumspotenzials, welche Sombarts seinerzeit viel beachteter „Spätkapitalismus-Theorie“ zu Grunde liegt¹⁸. Sombarts Thesen insbesondere zur Technikentwicklung im Spätkapitalismus riefen auf der Zürcher Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1928 auch den entschiedenen Widerspruch des Koreferenten Christian Eckert (1929) hervor.

8. Endogenität des technischen Fortschritts

Waren technische Neuerungen im Frühkapitalismus noch stark von zufälligen Ergebnissen experimenteller Verfahrensweisen abhängig, so werden im Hochkapitalismus die „objektiven Bedingungen“ (1927, S. 84 f.) für die progressive Weiterentwicklung der Technik und ihre Anwendung durch die kapitalistischen Unternehmer geschaffen. Durch „positive Förderung der Erfindarbeit“ durch Staat und Unternehmungen wird der technische Fortschritt gezielt vorangetrieben. Die Endogenität bzw. die zunehmende Endogenisierung des technischen Fortschritts im Kapitalismus ergibt sich aus dem Grundcharakter des Systems und war für Sombart gleichsam eine Selbstverständlichkeit, die seiner Darstellung implizit ist, ohne dass er sie explizit ausspricht.

VII. Resümee

Das Interesse an Sombarts Schriften ging nach dem Zweiten Weltkrieg rasch zurück¹⁹. Heute sind sie selbst unter deutschen Wirtschaftshistorikern nur wenig bekannt²⁰. In den wenigen dogmengeschichtlichen Untersuchun-

¹⁸ Auch der Abschnitt über die Konsumtion im Hochkapitalismus (*Sombart* 1927, S. 594 ff.) ist stark von kulturpessimistischen Vorurteilen geprägt. Hingegen betont Sombart die Bedeutung der Nachfrage („des Bedarfs“) der privaten Konsumenten und des Staates nach neuen Produkten für das langfristige Wachstum im Frühkapitalismus (siehe *Hagemann/Landesmann* 1996, S. 200).

¹⁹ Vor dem Zweiten Weltkrieg waren Sombarts Schriften auch im englischsprachigen Raum vielbeachtet (*Senn* 1996), von mehreren seiner Bücher gibt es englische Übersetzungen. Allerdings ist eine Übersetzung des *Modernen Kapitalismus* immer noch unveröffentlicht.

²⁰ In der Bibliographie des Sammelbandes „Moderne Technikgeschichte“ (*Hausen/Rürup* 1975) wird Sombart in keinem der Beiträge erwähnt, auch in keinem einzigen der dort abgedruckten Aufsätze.

gen über die Behandlung des technischen Fortschritts in der ökonomischen Theorie und in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung wird Sombart nicht erwähnt²¹ – lediglich Rothschild (1986) nennt seinen Namen²². Es überrascht daher nicht, wenn S. Metcalfe in seinem Beitrag über technischen Wandel zum *New Palgrave* Joseph Schumpeter das alleinige Verdienst zuerkennt, die Aufmerksamkeit der ökonomischen Wissenschaft nach Marx wieder auf den technischen Fortschritt gelenkt zu haben. Nur Schumpeter habe den Weg gewiesen aus der Fixierung auf die Analyse von Gleichgewichtszuständen unter der Annahme gegebener Techniken, indem er darauf insistierte „that technical progress be viewed as a transformation arising from within the capitalist system, that it was an integral part of the competitive process and that a key role was played by the entrepreneur and entrepreneurial profits in the process by which technologies acquire economic weight“ (Metcalfe 1987, S. 618).

Mit Ausnahme der Finanzierung der Innovationen aus Extragewinnen hat Sombart alle der von Metcalfe genannten Fragen der Analyse des technischen Fortschritts eingehend behandelt und gleichartige Ansichten vertreten, und dies vor dem Erscheinen von Schumpeters *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* 1912.²³ Allerdings unterschied sich Sombarts Denk- und Argumentationsstil markant von jenem Schumpeters²⁴. Schumpeter anerkannte Denkansatz und Form der Darstellung Sombarts als „historische Theorie“ und „theoretische, d.h. die Tatsachenelemente kausal verknüpfende Geschichte des Kapitalismus – das höchste Ziel, wonach Ehrgeiz heute greifen kann“. Gleichzeitig merkte er kritisch an, dass Sombarts Gebrauch der Theorie hinter dem zurückbleibe, was „unter ‚ökonomischer Theorie‘ seit Ricardos Tagen verstanden wird“, nämlich dort einen über Auffassungswei-

²¹ Auch nicht in Rosenberg 1982.

²² Im letzten Abschnitt seines Beitrages zum 15. Ottoberener Seminar über technologischen Wandel, betitelt mit „Unorthodoxe und ähnliches Gelichter“, wo er Sombart in einem Atemzug mit Edgar Salin als einen jener Ökonomen nennt, die „nie die klassische Betonung der Technikkomponente vergessen [haben]“ (Rothschild 1986, S. 38).

²³ Dies gilt auch hinsichtlich der tragenden Rolle des Unternehmers bzw. der kapitalistischen Unternehmung. Zwar hat Sombart in der 1. Auflage des *Modernen Kapitalismus* im Einklang mit Marx das Verwertungsstreben des Kapitals als „primäre wirkende Ursache“ der modernen wirtschaftlichen Entwicklung bezeichnet (Sombart 1902, II. Bd., S. 7). Bereits in seinem 1909 erschienenen Aufsatz über den kapitalistischen Unternehmer wird diesem die Funktion der primären Triebkraft zugeschrieben (Sombart 1909/2002), 3 Jahre vor dem Erscheinen von Schumpeters *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*.

²⁴ Für eine Vergleich von Sombarts und Schumpeters Analysen der langfristigen Entwicklung des Kapitalismus unter Einbeziehung anderer Aspekte siehe Chaloupek 1995.

sen der Alltagserfahrung hinausgehenden analytischen Apparat anzuwenden, „wo die Verknüpfung von Tatsachen ausreichend kompliziert ist“ (Schumpeter 1934, S. 90 f.). In seinem Theorieverständnis begnügt sich Schumpeter nicht – wie Sombart – danach zu fragen: „Welche Veränderungen ... haben nach und nach die Volkswirtschaften zu dem gemacht, was sie sind? ... Sondern wir fragen, und zwar ganz so allgemein, wie die Theorie fragt: Wie vollziehen sich solche Veränderungen, und welche wirtschaftlichen Erscheinungen lösen sie aus?“ (ibidem, S. 94). Sombart kannte Schumpeters *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* und zitiert sie einige Male in seinem *Modernen Kapitalismus*. Er hielt allerdings die Anwendung von Schumpeters Analyseinstrumenten für komplizierte Fälle der Verknüpfung von Tatsachen für fruchtlos: „Welche Fülle von wertvoller Erkenntnis hätte uns ein Mann von soviel Geist, wie gerade Schumpeter, verschaffen können, wenn er seine beste Kraft nicht der Produktion von Produktionsmitteln geopfert, sondern dafür Sachwissen zutage gefördert hätte!“ (Sombart 1930, S. 304).

Sombart interessierte sich nicht oder kaum für einige der spezifischen ökonomisch relevanten Aspekte des technischen Fortschritts, die Schumpeter in seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* eingehend behandelte: die Fragen der Finanzierung der technischen Neuerungen durch Bankkredit und Extraprofite, die Veränderungen, denen Unternehmergewinne, Kapital und Zins im Zuge der Einführung und Diffusion von Neuerungen unterliegen, die Wirkungen der technischen Neuerungen auf den Rhythmus der Konjunktur. Im Zuge der weiteren Entwicklung von ökonomischer Theorie und empirischer Forschung nach 1927 bzw. insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg ging das Interesse gerade an diesen Fragestellungen merklich zurück und richtete sich in einigen Punkten eher auf jene Aspekte des technischen Fortschritts, die von Sombart ausführlicher behandelt werden.

Während Sombart sich in seinem *Modernen Kapitalismus* mit den Bedingungen für Erfindungen und Entwicklungen neuer Produktionsverfahren in den einzelnen Phasen des Kapitalismus, am eingehendsten im Hochkapitalismus befasst, bleiben diese in Schumpeters *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* weitgehend ausgeblendet²⁵. Schumpeter spricht dort von „fünf Fällen“ der „Durchsetzung neuer Kombinationen“, wobei er als ersten die Einführung eines neuen Konsumgutes anführt, als zweiten die Einführung einer neuen Produktionsmethode, die nicht unbedingt auf einer neuen Erfindung beruhen muss, sondern „auch in einer neuartigen Weise bestehen kann mit einer Ware kommerziell zu verfahren“ (S. 100). Der Begriff „Innovation“

²⁵ „Schumpeter ... kept the phenomenon at arm's length. That is to say, he treated inventive activity as an essentially exogenous force, with important economic consequences“ (Rosenberg 1971, S. 9).

kommt in der *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* nicht vor²⁶, von „Erfindungen“ ist nur gelegentlich die Rede, ebensowenig geht aus diesem Werk Schumpeters hervor, dass dem Fortschritt der Technik im Verhältnis zu den anderen der „fünf Fälle“ die beherrschende Bedeutung zukommt, die ihm später zugeschrieben wurde. Sombart nimmt die Erschließung neuer Rohstoffquellen oder Absatzmärkte wohl in den Blick, aber er lässt keinen Zweifel daran, dass der technische Fortschritt für die Dynamik der kapitalistischen Entwicklung der entscheidende Bestimmungsfaktor ist.

In dem für das 19. Jahrhundert charakteristischen, aus heutiger Sicht diffus erscheinenden Verständnis des „Fortschritts der materiellen Kultur“ galt das hauptsächliche Augenmerk der Ökonomie der „Kapitalakkumulation“ als Motor dieses Fortschritts. Diese Sichtweise wurde verstärkt durch das Theorem der zunehmenden Länge der Produktions(um)wege der Österreichischen Schule der Nationalökonomie. „The growing influence of the Austrian theory of capital around the turn of the century further encouraged the belief that economic development, even if technical change is allowed for, typically entails not only an increase of capital per man but also a steady rise of capital requirements per unit of output“ (Blaug 1963/1971, S. 99).²⁷ Sombart hat die theoretische Seite dieser Problematik aufgegriffen und in diesem Kontext die Rolle der kapitalismus-immanenten Gegenentendenzen betont (siehe oben VI. 5.). Vor allem aber kommt Sombart hier das Verdienst zu, dass er im Unterschied zum Hauptstrom der auf eine bloß quantitative Kapitalakkumulation (im Sinne von Erweiterungsinvestitionen) fixierten Nationalökonomie den technischen Fortschritt als treibende Kraft der kapitalistischen Expansion identifizierte.

Schließlich war Sombart wohl einer der ersten Ökonomen, der den technischen Fortschritt explizit mit einem quantitativ zu bestimmenden Gesamtpoutput sowie mit der Arbeitsproduktivität in Beziehung setzte, ungeachtet seiner ambivalenten Haltung hinsichtlich der Möglichkeit und Sinnhaftigkeit solcher Aggregate. In seiner Diskussion des Produktivitätskonzepts führt Sombart als mögliche weitere Bezugsgrößen des Gesamtpoutputs den Boden und „die Volkswirtschaft“ an. Obwohl er in diesem Kontext das Kapital unerwähnt lässt, liegt seinen Überlegungen eine Vorstellung nicht fern, die erst viel später, nämlich in den bahnbrechenden Arbeiten von Abramovitz (1956) und Solow (1957) als Denkansatz für Modelle verwendet

²⁶ Als Allgemeinbegriff wird auch das deutsche Äquivalent von Innovation, „Neuerung“ noch nicht in der *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, sondern erst in dem 1914 veröffentlichten Aufsatz „Die Wellenbewegung des Wirtschaftslebens“ verwendet. Als Schlüsselbegriff wird „innovation“ in dem 1928 im Economic Journal erschienenen Aufsatz „The instability of capitalism“ eingeführt, zuvor schon 1927 in dem Aufsatz „The explanation of the business cycle“ verwendet.

²⁷ Siehe auch Blaug 1968, S. 526 ff.

wurde, um die Wachstumsbeiträge von Arbeit und Kapital sowie eines nicht näher definierten „Residuums“ zu identifizieren, von dem der technische Fortschritt einen Teil ausmachte.

Sombart hat demnach bei der ökonomischen Analyse spezifischer Aspekte des technischen Fortschritts sein Augenmerk stärker als Schumpeter jenen Fragestellungen zugewendet, die in Entwicklung von Theorie und Empirie nach 1950 Bedeutung erlangt haben. Anregungen zu diesen späteren Weiterentwicklungen sind jedoch von Sombarts Werk kaum ausgegangen. Wenn seine Art der Behandlung dieser Themen aus der Sicht der späteren Entwicklung der ökonomischen Theorie und Empirie als nicht anschlussfähig erscheint, so hat dies mit Sombarts Geringschätzung der theoretischen und empirisch-methodischen Weiterentwicklung der Nationalökonomie seit den Klassikern des 19. Jahrhunderts zu tun. „Soweit Sombart ein [analytisches Werkzeug] überhaupt hat, stammt es von Marx oder aus seiner eigenen Kritik an Marx, und was auf diesem Gebiet ... die letzten sechzig Jahre getan haben, hat er mit der gesunden Verachtung des Schaffenden für alles das, was ihm nicht kongenial ist, beiseite gelassen“ (*Schumpeter* 1927/1954, S. 227). Als Repräsentant der dritten Generation der deutschen Historischen Schule ist Sombart theoretisch der Denkrichtung des älteren Institutionalismus zuzurechnen. Im Denkansatz der Neuen Institutionenökonomie (NIE) überwiegen trotz mancher Gemeinsamkeiten der Forschungsprogramme beider Denkrichtungen die Unterschiede (*Peukert* 2001), sodass sich die Autoren der NIE kaum auf den Institutionalismus der Historischen Schule beziehen.

Allerdings hatte zu der Zeit, als Sombart am Dritten Band des *Modernen Kapitalismus* arbeitete, die zeitgenössischen Theorie praktisch keine über Schumpeters *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* hinausgehenden Erkenntnisse und „Werkzeuge“ für eine Untersuchung der ökonomischen Wirkungen des technischen Fortschritts anzubieten²⁸. Emil Lederers Untersuchung *„Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit“* erschien erst 1931, die Beiträge der Kieler Schule (Kähler, Löwe, Neisser) zu dieser Frage ebenfalls erst während der Großen Depression der Dreißigerjahre. Bezeich-

²⁸ Dieser Befund stützt sich auf *Rothschild* (1986). In Alfred Marshalls Spätwerk *Industry and Trade* (1919) kommen Begriffe wie Technik oder technischer Fortschritt als Schlüsselbegriffe nicht vor und scheinen auch im Index des Buches nicht auf. Marshall beschreibt einzelne technische Fortschritte und analysiert ihre Wirkungen, soweit er allgemeine Aspekte hervorhebt, sind diese überwiegend technischer Art. „[C]hanges in industrial technique are kept very much in the background in Marshall's book. The many inventions and associated changes in technology which spurred the growth of manufacturing industry are basically taken for granted in his treatise. 'Technological change' therefore does not rate a special mention in the index of *Industry and Trade* and Marshall's observations thereon in his volume can only be discovered from studying the whole of the text“ (*Groenewegen* 2009, S. 3).

nend ist auch, dass in der ausführlichen Diskussion von Sombarts Referat „*Die Wandlungen des Kapitalismus*“ bei der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Zürich 1928 auf den Aspekt der technischen Entwicklung lediglich in allgemeiner Form vom Koreferenten Christian Eckert eingegangen wurde, während keiner der Diskussionsteilnehmer auf spezifische Aspekte Bezug nahm (Boese 1929, S. 61–135).

Im Unterschied zu Sombarts Werk war Schumpeters *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* vom theoretischen Ansatz und vom Denkstil her anschlussfähig für spätere Weiterentwicklungen des nationalökonomischen Denkens im Umgang mit Fragen des technischen Fortschritts, auch wenn dabei mehr an jene Fragestellungen angeknüpft wurde, die Sombart – zumeist eher „impressionistisch“ – diskutiert hatte²⁹. Schumpeter verstand seine *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* in erster Linie als Beitrag zur ökonomischen Theorie, gerichtet gegen deren vorherrschende Orientierung auf Gleichgewichtszustände, indem er zeigte, dass die Realität der kapitalistischen Wirtschaft entscheidend durch diskontinuierliche Neuerungen, vor allem durch einen diskontinuierlich verlaufenden technischen Fortschritt bestimmt wird, der immer wieder Ungleichgewichte erzeugt. Seine Darstellung ist betont abstrakt gehalten. Um jeden gegenteiligen Eindruck zu vermeiden, hat er das 7. Kapitel der ersten Auflage in späteren Auflagen weggelassen.

Sombart ging bei ähnlicher Intention einen anderen Weg, nämlich im Rahmen seiner theoretischen Konzeption des Wirtschaftssystems die Bedeutung der Technik für die Transformation des Wirtschaftssystems vom vorkapitalistischen- über das früh- zum hochkapitalistischen Entwicklungsstadium zu demonstrieren. Dass er die Technik unter die systembestimmenden Merkmale aufnahm, resultiert aus der starken historischen Komponente seiner Betrachtungsweise. Von den abstrakten Grundbegriffen der reinen Theorie her war die Bedeutung des technischen Fortschritts offensichtlich viel schwieriger zu erfassen. Sombarts Zeitdimension war dabei die von Jahrhunderten, während Schumpeter in Zeiträumen von Konjunkturzyklen dachte. In ihrer Verschiedenheit sind die Ansätze Sombarts und Schumpeter komplementär, und deshalb gebührt Sombart und Schumpeter gemeinsam das Verdienst, als erste Ökonomen systematisch das Phänomen technischer Fortschritt untersucht und dadurch in seiner Bedeutung erkannt sowie in seinen ökonomischen Wirkungen analysiert zu haben.

²⁹ Treffend Schumpeters Charakterisierung von Sombarts Denkstil: „Marx analysiert, Sombart skizziert. Marx arbeitet ein Leben lang an einem der Idee und Absicht nach einzigen Gedankengang, Sombart hat und registriert Impressionen. Marx ringt um Problemlösungen, Sombart streut Gesichtspunkte aus und überlässt sie ihrem Schicksal“ (Schumpeter 1927/1954, S 227).

Literatur

- Abramovitz, M.*, „Resources and Output Trends in the United States since 1870“ 1956. The economics of technological change, hg. N. Rosenberg 1971. S. 320–362.
- Backhaus, J.*, „Werner Sombarts Konjunkturtheorie. Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie VII, hg. B. Schefold. Berlin, 1989.
- Backhaus, J.* (Hg.), Werner Sombart Social Scientist, 3 Bände. Marburg, 1996.
- Blaug, M.*, „A Survey of the Theory of Process Innovations“ 1963. The economics of technological change, hg. N. Rosenberg. Harmondsworth 1971, S. 86–113.
- Blaug, M.*, Economic Theory in Retrospect. Homewood Illinois, 1968.
- Boese, F.* (Hg.), Wandlungen des Kapitalismus. Auslandsanleihen. Kredit und Konjunktur, Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Zürich 1928. Band 175 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, München/Leipzig, 1929.
- Chaloupek, G.*, „Long-term economic perspectives compared: Joseph Schumpeter and Werner Sombart“. The European Journal of the History of Economic Thought 2:1 (1995), S. 127–149.
- Chaloupek, G.*, „Long Term Economic Trends in the Light of Werner Sombart's Concept of ‚Spätkapitalismus‘“. Werner Sombart Social Scientist, hg. J. Backhaus. Marburg, 1996. Bd. 2, S. 163–178.
- Diehl, K.* (Hg.), Beiträge zur Wirtschaftstheorie. Erster Teil. Volkseinkommen und Volksvermögen. Schriften des Vereins für Sozialpolitik Band 173.1, München und Leipzig, 1926.
- Eckert, C.*, Koreferat zum Referat vom Werner Sombart. Wandlungen des Kapitalismus, hg. F. Boese, München and Leipzig, 1929. S. 42–61.
- Eucken, W.*, Die Grundlagen der Nationalökonomie. 4. Auflage, Jena 1944.
- Groenewegen, P.*, „Marshall's Treatment of Technological Change in Industry and Trade“. Paper presented to the 13th ESHET Conference, Thessaloniki, April 2009.
- Hagemann, H./Landesmann, M.*, „Sombart and Economic Dynamics“. Werner Sombart Social Scientist, hg. J. Backhaus. Marburg, 1996. Bd. 2, S. 179–204.
- Hanel, J.*, Assessing Induced Technology. Sombart's Understanding of Technical Change in the History of Economics. Göttingen, 2008.
- Hausen, K./Rürup, R.* (Hgg.), Moderne Technikgeschichte, Köln, 1975.
- Kenessey, Z.*, „The Scope of Output and the Productive Sectors. German Contributions in the 19th Century“. Werner Sombart Social Scientist, hg. J. Backhaus. Marburg, 1996. Bd. 2, S. 207–231.
- Kurz, H. D.*, Technical Progress, Capital Accumulation and Income Distribution in Classical Economics: Adam Smith, David Ricardo and Karl Marx. The European Journal of the History of Economic Thought 17:5 (2010), S. 1183–1222.
- Lederer, E.*, Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit. Tübingen, 1931.

- Maddison, A.*, The World Economy. A Millennial Perspective. OECD, Paris, 2001.
- Marshall, A.*, Industry and Trade. London, 1919.
- Marx, K.*, Das Kapital Band 1, Marx/Engels Werke, Bd. 23, Berlin, 1969.
- Metcalf, S.*, „technical change“. New Palgrave dictionary, ed. J. Eatwell et al., London/New York 1987, Vol. 4, S. 617–620.
- Müller-Armack, A.*, Genealogie der Wirtschaftsstile. Stuttgart 1942.
- Peukert, H.*, „Bridging Old and New Institutional Economics: Gustav Schmoller and Douglass C. North, Seen with Old Institutionalists' Eyes“. European Journal of law and Economics 11:2 (2001), S. 91–130.
- Peukert, H.*, „Die Technik im Werk Werner Sombarts“. Ökonomie und Technik. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 115/XXIII, hg. Harald Hagemann, Berlin 2010.
- Rathenau, W.*, Zur Kritik der Zeit. Berlin, 1912.
- Rathenau, W.*, Zur Mechanik des Geistes. Berlin, 1913.
- Rosenberg, N.* (Hg.), The economics of technological change. Harmondsworth, 1971.
- Rosenberg, N.*, Inside the black box. Technology and economics. Cambridge, 1982.
- Rothschild, K. W.*, „Technischer Fortschritt in dogmenhistorischer Sicht“. Technologischer Wandel – Analyse und Fakten, Band 15 der Schriftenreihe des wirtschaftswissenschaftlichen Seminars Ottobeuren, hg. G. Bombach et al., Tübingen, 1986 S. 23–39.
- Schefold, B.*, Nationalökonomie und Kulturwissenschaften: das Konzept des Wirtschaftsstils. Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik, hgg. K. W. Nörr, B. Schefold, W. Tenbruck, Stuttgart 1994. S. 215–242.
- Schumpeter, J. A.*, „Die Wellenbewegung des Wirtschaftslebens“. J. A. Schumpeter: Beiträge zur Sozialökonomik, hg. St. Böhm, Wien/Köln/Graz, 1987 (1914). S. 275–301.
- Schumpeter, J. A.*, „Sombarts Dritter Band“. J. A. Schumpeter: Dogmenhistorische und biographische Aufsätze, hg. E. Schneider, Tübingen, 1954 (1927). S. 220–240.
- Schumpeter, J. A.*, „The explanation of the business cycle“. *Economica* VII (1927), in deutscher Übersetzung J. A. Schumpeter: Beiträge zur Sozialökonomik, hg. St. Böhm, Wien/Köln/Graz, 1987. S. 303–331.
- Schumpeter, J. A.*, „The Instability of Capitalism“. *Economic Journal* XXXVIII (1928), in deutscher Übersetzung J. A. Schumpeter: Beiträge zur Sozialökonomik, hg. St. Böhm, Wien/Köln/Graz, 1987. S. 41–68.
- Schumpeter, J. A.*, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung 4. Auflage. München/Leipzig, 1934
- Schumpeter, J. A.*, Business Cycles. New York/London, 1939.
- Schumpeter, J. A.*, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Bern, 1950.

- Schumpeter, J. A.*, Dogmenhistorische und biographische Aufsätze, hg. E. Schneider, Tübingen, 1954.
- Schumpeter, J. A.*, Beiträge zur Sozialökonomik, hg. St. Böhm, Wien/Köln/Graz, 1987.
- Senn, P. R.*, „Sombart’s Reception in the English-Speaking World: ‚Je ne propose rien, je n’impose rien: j’expose‘“. Werner Sombart Social Scientist, hg. J. Backhaus. Marburg, 1996. Bd. 3, S. 147–286.
- Solow, R.*, „Technical change and the aggregate production function“ 1957. The economics of technological change, hg. N. Rosenberg. Harmondsworth 1971, S. 344–362.
- Sombart, W.*, Sozialismus und soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert, Jena, 1896.
- Sombart, W.*, Der moderne Kapitalismus, 1. Auflage, Band I und II. Leipzig, 1902.
- Sombart, W.*, „Ideale der Sozialpolitik“. Werner Sombart: Nationalökonomie als Kapitalismustheorie, hg. A. Ebner und H. Peukert. Marburg, 2002 (1897). S. 39–86.
- Sombart, W.*, „Der kapitalistische Unternehmer“. Werner Sombart: Nationalökonomie als Kapitalismustheorie, hg. A. Ebner und H. Peukert. Marburg, 2002 (1909). S. 151–220.
- Sombart, W.*, Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert, 3. Auflage, Verlag Georg Bondi, Berlin 1913.
- Sombart, W.*, „Technik und Kultur“. Werner Sombart: Nationalökonomie als Kapitalismustheorie, hg. A. Ebner und H. Peukert. Marburg, 2002 (1913). S. 221–263.
- Sombart, W.*, Der moderne Kapitalismus, Band I: Einleitung – Die vorkapitalistische Wirtschaft – Die historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus; Band II: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus. München/Leipzig, 1916.
- Sombart, W.*, Der proletarische Sozialismus. 2 Bände, Jena, 1924.
- Sombart, W.*, „Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus“. Werner Sombart: Nationalökonomie als Kapitalismustheorie, hg. A. Ebner und H. Peukert. Marburg, 2002 (1925). S. 377–420.
- Sombart, W.*, Der moderne Kapitalismus, Band III Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus, München/Leipzig, 1927.
- Sombart, W.*, Die Ordnung des Wirtschaftslebens. Werner Sombart: Nationalökonomie als Kapitalismustheorie, hg. A. Ebner und H. Peukert. Marburg, 2002 (1927). S. 265–376.
- Sombart, W.*, „Produktivität“. Weltwirtschaftliches Archiv XXVIII (1928), S. 1–32.
- Sombart, W.*, „Die Wandlungen des Kapitalismus“. Wandlungen des Kapitalismus, hg. F. Boese, München/Leipzig, 1929. S. 42–61.
- Sombart, W.*, Die drei Nationalökonomien. München/Leipzig, 1930.
- Sombart, W.*, Die Zukunft des Kapitalismus, Berlin/Charlottenburg, 1932. Werner Sombart: Nationalökonomie als Kapitalismustheorie, hg. A. Ebner und H. Peukert. Marburg, 2002 (1932). S. 439–464.

Sombart, W., Deutscher Sozialismus, Berlin, 1934.

Sombart, W., Nationalökonomie als Kapitalismustheorie. Ausgewählte Schriften, hgg. A. Ebner und H. Peukert. Marburg, 2002.

Spiethoff, A., Die allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie. Die Wirtschaftsstile. Festgabe für Werner Sombart, hg. A. Spiethoff. München 1933, S. 51–84.

Usher, A. P., „Technical Change and Capital Formation“ 1955. The economics of technological change, hg. N. Rosenberg, Harmondsworth 1971, S. 43–72.

Wirkus, B., Deutsche Sozialphilosophie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Darmstadt, 1996.

Wirtschaftssystem und Entwicklung bei Werner Sombart: Wirtschaft als „Kulturbereich“ in seinem Werk „Die Ordnung des Wirtschaftslebens“

Zum Andenken an Karl Brandt (1923–2010)*

Von *Tetsushi Harada*, Nishinomiya

Einleitung

In der so genannten historischen Schule der deutschen Nationalökonomie werden üblicherweise drei Generationen von Autoren unterschieden. Die Autoren der ersten Generation wie etwa Wilhelm Roscher, Bruno Hildebrand und Karl Knies bilden die „ältere“; die der zweiten, wie etwa Gustav Schmoller die „jüngere“ und die der dritten, wie etwa Max Weber (1864–1920), Werner Sombart (1863–1941), Arthur Spiethoff (1873–1957) und Edgar Salin (1892–1974) die „jüngste“ Generation der historischen Schule. Hinsichtlich der letztgenannten 4 Autoren ist allerdings festzuhalten, dass ihnen spezielle unterschiedliche Charakterzüge eigen sind und dass sie in diesem Sinne keineswegs eine wirklich homogene Gruppe bilden. Für genauere Untersuchungen zur so genannten „jüngsten“ historischen Schule bedarf es daher weiterer Kriterien und Klassifizierungen, die den unterschiedlichen Ansätzen dieser Autoren Rechnung tragen. Eine solche Klassifizierung hat Schumpeter in seiner Theoriengeschichte vorgenommen. Er unterscheidet zwischen Autoren die stärker soziologisch orientierten Ansätzen folgen, wie z.B. Weber und Sombart, und Autoren, die stärker wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen folgen, wie etwa Spiethoff¹.

Diese Klassifikation Schumpeters wird jedoch den unterschiedlichen Positionen und Ansätzen, wie sie von den Autoren der „jüngsten“ historischen Schule vertreten werden, nicht in allen Momenten gerecht. Eine, vor allem an methodologischen Gesichtspunkten orientierte Klassifikation kann hier zusätzlich fruchtbare Einsichten bieten. Aus diesen Gründen legen wir der folgenden Untersuchung eine Klassifikation zu Grunde, die die von den

* Dem verstorbenen Doktorvater des Autors wird dieser Beitrag zur Erinnerung gewidmet.

¹ Vgl. *J. A. Schumpeter*, *History of Economic Analysis*, Oxford 1954, S. 815–819.

Autoren der „jüngsten“ historischen Schule vertretenen Positionen methodologisch abgrenzt und zwischen an „Teilerkenntnis“ und an „Gesamterkenntnis“² orientierten Ansätzen unterscheidet. Als Beispiel für einen an „Teilerkenntnis“ orientierten Ansatz wäre hier etwa jener von Weber zu nennen; für einen an „Gesamterkenntnis“ orientierten, etwa die Positionen von Sombart, Spiethoff und Salin.

Ähnlich der „abstrakten Wirtschaftstheorie“³, versucht Weber mit dem „in sich widerspruchlos“ gedachten Begriff des „Idealtypus“, verschiedene zeitgenössische und historische Erscheinungen gleichsam an Hand eines einheitlichen Maßstabes zu analysieren. Er versucht, historisch entstandene Besonderheiten als Abweichungen von diesem Idealtypus, bzw. durch Referenz auf diesen Idealtypus zu erklären. Allerdings ist auch hier durch die Anwendung mehrerer solcher Verfahren die Möglichkeit breiterer miteinander in Beziehung stehender Erkenntnisse gegeben. Aber die durch die Methode des Idealtypus erworbenen Erkenntnisse sind im Grunde Einzel- und Teilerkenntnisse, die nicht beanspruchen, Erkenntnis über die Gesamtheit einer Volkswirtschaft oder Erkenntnis über die gesamten Beziehungen von Volkswirtschaften zueinander zu bieten.

Im Gegensatz hierzu suchen Sombart, Spiethoff und Salin nach Gesamterkenntnis, insbesondere nach Gesamterkenntnis von jeweils zeitlich und räumlich differenzierten und sich entwickelnden Volkswirtschaften.

I. Salins Einfluss auf Spiethoff und Sombarts auf die beiden

In seiner Arbeit „Die Allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie“ erläutert Spiethoff 1932 sein Konzept des „Wirtschaftsstils“ und vergleicht die von Nationalökonomien gewonnene Gesamterkenntnis mit einem, von einem Maler gemalten „Gemälde“:

„Weil der Wirtschaftstil keine Photographie, sondern ein Gemälde ist, stellt er ein Denkgebilde dar, und zwar ein solches, das unvermeidlich und notwendig ebenso durch die Person des Forschers bestimmt ist, wie das Gemälde des Malers. Weil der Wirtschaftstil [...] alle wesentlichen die Gesamterscheinung bestimmenden

² E. Salin, Hochkapitalismus: Eine Studie über Werner Sombart, die deutsche Volkswirtschaftslehre und das Wirtschaftssystem der Gegenwart, In: Weltwirtschaftsarchiv, 25. Bd. (1927 I), 1927, S. 327. Vgl. T. Harada, Die Anschauliche Theorie als Fortsetzung der historischen Schule im George-Kreis: Edgar Salin unter dem Einfluss Edith Landmanns, In: R. Köster/W. Plumpe/B. Schefold/K. Schönhärl (Hrsg.), Das Ideal des schönen Lebens und die Wirklichkeit der Weimarer Republik: Vorstellungen von Staat und Gemeinschaft im George-Kreis, Berlin 2009, S. 195–197.

³ M. Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), In: M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 4. Aufl., hrsg. v. J. Winckelmann, Tübingen 1973, S. 190.

umfaßt, ist er kein Idealtypus im Sinne Max Webers, sondern ein Abbild der Wirklichkeit.“⁴

Spiethoffs Konzept des „Wirtschaftsstils“ ist im Gegensatz zu Webers „Idealtypus“ kein Mittel zur Erkenntnis, sondern das Erkenntnisziel selbst.

Wie einer Randnotiz⁵ Spiethoffs zu Salins 1927 erschienenem Beitrag über „Hochkapitalismus: Eine Studie über Werner Sombart, die deutsche Volkswirtschaftslehre und das Wirtschaftssystem der Gegenwart“ zu entnehmen ist, geht seine Formulierung „Abbild der Wirklichkeit“ auf Salin zurück. Salin schreibt:

„daß die rationale Theorie zwar nicht ‚die Wirtschaft‘ abbildet, jedoch ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Erfassung, zur Erklärung *einiger* Phänomene einer bestimmten Wirtschaftswirklichkeit darbietet; dann ergibt sich unmittelbar, daß die gleiche rationale Theorie, die in ihrem Ausschließlichkeits- und Allgültigkeitsanspruch abgelehnt werden mußte, als *heuristisches Mittel* nicht nur unverfänglich ist, sondern in Einzelfall die besten Dienste leistet.“⁶ (Kursiv ist im Original gesperrt)

Den Einfluss von dem jüngeren Salin auf Spiethoff erkennen wir noch deutlicher, wenn wir folgende Stelle Spiethoffs in dem 1932 erschienenen Beitrag berücksichtigen: „Die abstrakte Theorie kann nie als Abbild der Wirklichkeit gelten, sondern nur als eine heuristische Konstruktion. [...] Der Wirtschaftsstil [hat] eine realistische oder anschauliche Theorie, aber wie beim Wirtschaftsstil der freien kapitalistischen marktwirtschaftlichen Volkswirtschaft die reine Theorie zum Werkzeug anschaulicher Theorie gemacht worden ist, so kann dies für jeden anderen Stil geschehen.“⁷

Noch deutlicher wird dieser Einfluss darin, dass Salin bereits vor Spiethoff nach einer höheren „Theorie der Gesamterkenntnis“, die er „anschauliche Theorie“⁸ nennt, strebt und deren Charakteristikum darin besteht, dass sie die „rationale“ oder reine Theorie zwar als Erkenntnismittel zulässt, aber

⁴ A. Spiethoff, Die Allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie: Die Wirtschaftsstile, In: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, 56. Jahrgang, II. Halbbd., 1932, S. 60.

⁵ Ibid., S. 60.

⁶ Salin, Hochkapitalismus: Eine Studie über Werner Sombart, S. 331–332.

⁷ Spiethoff, Die Allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie, S. 55.

⁸ Salin, Hochkapitalismus: Eine Studie über Werner Sombart, S. 327–328. Über die Bedeutung der „anschaulichen Theorie“, vgl. B. Schefold, Edgar Salin and his Concept of „Anschauliche Theorie“ („Intuitive Theory“): During the Interwar Period, In: Annals of the Society for the History of Economic Thought, no. 46, 2004. Über die Entstehung der „anschaulichen Theorie“, vgl. auch T. Harada, Two Development of the Concept of *Anschauliche Theorie* (Concrete Theory) in Germany and Japan, P. Koslowski (Ed.): Methodology of the Social Sciences, Ethics, and Economics in the Newer Historical School, Berlin/Heidelberg 1997, S. 375–394.

das „Wirtschaftsgesamt“ auch durch die Berücksichtigung historischer und kultureller Elemente zu erkennen intendiert.

Für Salin und Spiethoff liegt demnach die Hauptaufgabe der Wirtschaftswissenschaft darin ein „Abbild der Wirklichkeit zu malen“, das heißt im Entwurf einer „anschaulichen Theorie“, die die Gesamtheit einer Volkswirtschaft sowie alle Verhältnisse zwischen Volkswirtschaften selbst abbildet, und dabei deren Entstehung und historische Entwicklung berücksichtigt. Damit stellt sich allerdings die Frage, wie Sombart in diesen Kontext einzufügen ist, da dieser die Position Salins erheblich beeinflusst hat.

Sombarts Einfluss auf Salin ist in dem Salinschen Beitrag „Hochkapitalismus: Eine Studie über Werner Sombart“ besonders deutlich. Nach Salin ist Sombart „der einsame Verfechter der einzigen, von dieser Generation geforderten und ihr ganz gemäßen wirtschaftswissenschaftlichen Leistung: einer neuen, deutschen Volkswirtschaftslehre, deren Aufbau in der Verbindung von Geschichte und Theorie, Historismus und Sozialismus bestand.“ Salin zur Folge basieren die Forschungsziele der Vertreter der „jüngsten“ historischen Schule genau auf dieser Position Sombarts. Demnach versuchen diese einerseits „Geschichte und Theorie“ auf wissenschaftlicher Ebene und andererseits „Historismus und Sozialismus“ auf der Ebene von Sozialpolitik, Kapitalismuskritik und Kapitalismusüberwindung zu verbinden⁹. Darüber hinaus versucht er aber in dieser Passage nicht nur die Bedeutung des Werkes von Sombart an sich hervorzuheben. Er versucht vielmehr die Bedeutung in diese Einsicht selbst zu unterstreichen, insbesondere auch um damit Sombarts wissenschaftlichen Ruf zu retten. Denn eine Reihe zeitgenössischer Wirtschaftswissenschaftler hatten Sombart öffentlich als Journalisten und nicht als Wissenschaftler verurteilt und den Vorwurf erhoben, dass Sombart sich der „Journalistik angepaßt“¹⁰ habe.

Sombart selbst erläutert seine Position im „Geleitwort“ zum ersten Band seines 1902 erschienenen Werkes *Der moderne Kapitalismus*. Dort betont er: 1. dass Schmoller sein „bewunderter und verehrter Lehrer“ ist, aber dass ihn von Schmoller „das Konstruktive in der Anordnung des Stoffs“ trennt, nämlich das was Sombart „das spezifisch Theoretische bezeichne[t]“. 2. betont Sombart, dass Marx „in keinem Gegensatz zum ‚Historismus‘“ gesehen werden sollte, und unterstreicht vielmehr, dass diese „beiden Richtungen“ „nicht mehr in Feindschaft gegeneinander zu ver-

⁹ Über den Standpunkt von Sombart in der „Kapitalismusdebatte“ in den 1920er und 30er Jahren, vgl. *K. Brandt*, Geschichte der deutschen Volkswirtschaftslehre, Bd. 2, Freiburg i.Br. 1993, S. 397, 400–401.

¹⁰ Vgl. *Salin*, Hochkapitalismus: Eine Studie über Werner Sombart, S. 318.

harren brauchen, sondern zu einer höheren Einheit in Harmonie verbunden¹¹ werden sollten.

Salin entwickelt diese Thesen Sombarts eigenständig weiter. Wie insbesondere aus der zweiten „neugestalteten“ Auflage der *Geschichte der Volkswirtschaftslehre* aus dem Jahre 1929 (1. Aufl., 1923) und den darauf folgenden Auflagen hervorgeht, versucht er die theoretische Konstruktion seiner synthetischen „anschaulichen Theorie“ auf der von E. Landmann (1877–1951) in ihrem Werk *Transcendenz des Erkennens* (1923) entwickelten Erkenntnislehre aufzubauen. Beide, sowohl Landmann als auch Salin gehören zu dem Kreis um den Dichter Stefan George (1868–1933). Salin kritisiert die Verletzung der Menschenwürde durch das moderne Maschinenwesen aus der Sicht der „schönen Seele“ von J. W. v. Goethe, den George und dessen Kreis stets hoch achteten.¹²

Was Spiethoff betrifft, richtet sich unser Augenmerk wieder auf seinen Beitrag über „Die Allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie“ von 1932. Dort erklärt er, dass sein Konzept des „Wirtschaftsstils“ durch drei Merkmale, nämlich „A. Geist (Wirtschaftsgesinnung)“, „B. Form (Regelung und Organisation), und „C. Technik (Verfahren)“¹³, konstituiert wird. Dies bedeutet, dass jede einzelne, zeitlich und räumlich bedingte Volkswirtschaft im Sinne dieser drei Dimensionen oder Schichten dargestellt, bzw. gemalt werden soll, um sie als eine sich entwickelnde Einheit zu erkennen und um die Verhältnisse mehrerer solcher Volkswirtschaften durch Vergleich zu verstehen.

In dieser Arbeit betont er, dass die Vorteile dieser dreischichtigen Konzeption, in der Möglichkeit eines systematischen Verstehens der Komplexität und Entwicklung einer Volkswirtschaft liegen. Darüber hinaus kritisiert er Schmollers Konzeption von Entwicklungsprozessen, da diese die leitende Funktion der „politischen Organe“¹⁴ in den Mittelpunkt der Analyse rückt und die Komplexität von Entwicklungsprozessen hierdurch nur unzureichend erklären kann. Spiethoff bezeichnet Schmollers Auffassung negativ

¹¹ W. Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 1 (= Die Genesis des Kapitalismus), Leipzig 1902, S. XXIX.

¹² Vgl. Salin, *Hochkapitalismus: Eine Studie über Werner Sombart*, S. 314–316; E. Salin, *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, 2. Aufl., Berlin 1929, S. 51, 55; *Harada*, *Die Anschauliche Theorie als Fortsetzung der historischen Schule im George-Kreis*.

¹³ Spiethoff, *Die Allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie*, S. 71–72.

¹⁴ G. Schmoller, *Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen und des Preußens überhaupt von 1680–1786*, In: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich*, 8. Jg., Leipzig 1884, S. 16.

als „Längsschnitte“¹⁵. Diese Kritik mutet etwas seltsam an, da Spiethoff ein Assistent von Schmoller war und nach dessen Tod als Herausgeber von *Schmollers Jahrbuch* eine führende Rolle in der historischen Schule spielte.

Im Gegensatz zu Schmoller, dessen Position er äußerst kritisch beurteilt, unterstreicht Spiethoff vor allem seine Übereinstimmungen mit Sombarts Position. Er betont, dass seine Konzeption des „Wirtschaftsstils“ auf Sombarts Ansatz eines dreischichtigen „Wirtschaftssystems“ basiert, den dieser in seinem Werk *Die Ordnung des Wirtschaftslebens* (1. Aufl., 1925; 2. Aufl., 1927) entwickelte. Nach Spiethoff intendiert dieser Ansatz methodisch die Untersuchung von „Querschnitten“, ganz im Gegensatz zu jenem von Schmoller, dessen Analysen methodisch „Längsschnitte“ zu Grunde liegen. Seine bescheidene Haltung gegenüber dem Werke Sombarts dokumentiert Spiethoff überdies durch seine Hinweis, dass er die Sombartsche Konzeption nur in einigen Punkten erweitert habe, insbesondere durch die Berücksichtigung von Schumpeters Unterscheidung einer „statischen und dynamischen Wirtschaft“¹⁶.

Sombarts Begriffe „Ordnung des Wirtschaftslebens“ und „Wirtschaftssystem“ werden übrigens auch von Salin in der 2. Aufl. seiner *Geschichte der Volkswirtschaftslehre* erläutert. Dabei versucht Salin, die Art und Weise der Entwicklung einer Volkswirtschaft durch ein Beispiel aus der Kunstgeschichte zu beschreiben:

„Sowenig in der Kunst plötzlich an einem Tage die romanische Zeit endet und die gotische beginnt, sowenig kennt die Wirtschaft eine plötzliche und restlose Ablösung einer Wirtschaftsform durch die andere. Zwar die besondere einheitliche Ordnung des Wirtschaftslebens, die wir nach SOMBARTS Vorgang Wirtschaftssystem nennen, ist ein einmaliges geschichtliches Gebilde und also dem geschichtlichen Werden und Vergehen unterworfen. Doch keine Ordnung, die wir sehen, ist dadurch gekennzeichnet, daß ein einziger Wirtschaftsgeist und ein einziger Wirtschaftsstil besteht, sondern nur dadurch, daß ein bestimmter Geist und Stil die Vorherrschaft besitzt.“¹⁷

Diese Textstelle ist schwer zu interpretieren; doch vermuten wir, dass die Passage, dass „ein bestimmter Geist und Stil die Vorherrschaft besitzt“, als

¹⁵ Spiethoff, *Die Allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie*, S. 83.

¹⁶ Ibid., S. 78, 83. Spiethoff und Schumpeter waren eine Weile Kollegen in Bonn, so dass jeder der Beiden den anderen hoch einschätzte, wie auch Schumpeter die zwischen „Tatsachensammlung“ und „thoretischer Analyse“ „völlig unterschiedlos“ stehende Haltung Spiethoffs lobte. *J. Schumpeter, Gustav v. Schmoller und die Probleme von heute*, In: *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche*, 50. Jg., I. Halbbd., 1926, S. 41. Selbst die Kritik an Schmollers Mangel an dem „Denken in Querschnitten“ ist von Spiethoff aus dem eben genannten Beitrag Schumpeters aufgenommen. Ibid., S. 51.

¹⁷ Salin, *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, 2. Aufl., S. 15.

ihr Kernpunkt anzusehen ist. Zu beachten ist dabei, dass je nach Zeit und Raum „ein bestimmter Geist“ und „ein bestimmter“ von diesem Geist geprägter gesellschaftlicher „Stil“ vorherrschen. Ein bestimmtes „Wirtschaftssystem“, nämlich eine „besondere einheitliche Ordnung des Wirtschaftslebens“, verändert sich zu einem anderen Wirtschaftssystem, wenn in ihr sich der „bestimmte Geist und Stil“ – wenngleich auch allmählich aber – doch offensichtlich ändern. Die permanente Existenz „ein[es] einzige[n] Wirtschaftsgeist[es] und ein[es] einzige[n] Wirtschaftsstil[s]“ konstituiert nach Salin eine irrelevante Anomalie. Mit anderen Worten, Salin scheint Sombarts Idee einer dreischichtigen Untersuchung eines Wirtschaftssystems unter der Voraussetzung der „Vorherrschaft“ eines spezifischen Geistes und Stils ganz analog den bildenden Künsten zu akzeptieren¹⁸.

II. Sombarts dreischichtige Konzeption in dem Werk *Die Ordnung des Wirtschaftslebens*

Obleich das kleine Werk *Die Ordnung des Wirtschaftslebens* von Sombart „eine sehr konzentrierte Zusammenfassung seines Hauptwerkes“¹⁹ ist, handelt es sich keineswegs um eine bloße gekürzte Fassung davon. Die zentralen Probleme, die in diesem Buch behandelt werden, umfassen eine Erläuterung der Methode, wie das „Wirtschaftsleben“ als dreischichtiges „Wirtschaftssystem“ zu untersuchen und darzustellen ist, sowie die vergleichende Darstellung verschiedener Wirtschaftssysteme als Varianten. Bereits in der „Einleitung“ beschreibt Sombart das dreischichtige Konzept wie folgt:

„Innerhalb dieses Bereichs der Wirtschaft können wir folgende Bestandteile unterscheiden:

1. Die *Wirtschaftsgesinnung* oder den *subjektiven Geist*; das heißt: den Inbegriff der die wirtschaftenden Menschen bestimmenden Zwecksetzungen, Beweggründe und Verhaltensregeln.
2. [...] Sobald aber ein vernünftiges Handeln unter mehreren erfolgt, bedarf der (subjektive) Plan, der ihm zugrunde liegt, einer Objektivierung, wodurch allein er richtungweisend für die mehreren wird. Einen objektivierten Plan nennen wir aber

¹⁸ Über Sombarts Analogie zu der „Terminologie der Kunstwissenschaft“ in Bezug auf die „Stilidee“, vgl. *W. Sombart, Die Ordnung des Wirtschaftslebens*, Berlin 1925, S. 5 und 2. Aufl., Berlin 1927 (Reprint, Berlin/Heidelberg 2007), S. 5. Daraus, dass die Analogie bei Salin nicht in der 1. Aufl. (1923), sondern erst in der 2. Aufl. (1929) seiner *Geschichte der Volkswirtschaftslehre* erscheint, ist aber zu vermuten, dass er sie aus Sombart übernahm.

¹⁹ *H. Peukert, Werner Sombart – ein werkbiographischer Überblick*, in: A. Ebner/H. Peukert (Hrsg.), *Werner Sombart: Nationalökonomie als Kapitalismustheorie: Ausgewählte Schriften*, Marburg 2002, S. 28.

eine Ordnung. *Geordnetheit* ist daher der zweite Bestandteil, den das Wirtschaften enthält. Wir können ihn gleichsam als die *Form* des Wirtschaftslebens bezeichnen.

3. Da es sich bei der Wirtschaft um Sachgüterbeschaffung handelt, so muß der Mensch Mittel anwenden, Dinge der äußeren Natur seinem Bedarfe gemäß zu gestalten. Dieses Mittel oder dieses Verfahren nennen wir *Technik*. Sie bildet gleichsam den *Stoff* des wirtschaftlichen Prozesses.“ (S. 1)²⁰

An oberster Stelle stehen hier die Konzeptionen „Wirtschaftsgesinnung“ und „subjektiver Geist“, eine Begrifflichkeit, die Sombart erst in der 2. Auflage (S. 1) von *Die Ordnung des Wirtschaftslebens* entwickelt. In der ersten Auflage (1925) dieses Werkes verwendet Sombart die entsprechende Begrifflichkeit von „Sinnhaftigkeit“ und „Seele“²¹. Sombart behauptet: „Wirtschaft ist ein Kulturbereich“; und dies bedeutet, dass das räumlich und zeitlich sich verändernde geistig-kulturelle Element eine entscheidende Rolle in seinem Konzept des Wirtschaftssystems spielt. Der Versuch, „den Begriff des Wirtschaftssystems genauer [zu] bestimmen“, führt nach Sombart zu dem Ergebnis, dass das Wirtschaftssystem diejenige „als geistige Einheit gedachte Wirtschaftsweise“ ist, die „von einer bestimmten Wirtschaftsgesinnung beherrscht“ (S. 2, 14) wird.

1. Im Rahmen der näheren Erläuterung seiner These von der „Wirtschaftsgesinnung“ hält Sombart folgendes fest: Wirtschaftliches Verhalten wird zwar stets durch nach Gütern suchende Handlungen der Menschen konstruiert. Doch sind die Erscheinungsweisen dieser Handlungen unterschiedlich. Seiner Ansicht nach sind diese Handlungen nach drei Kriterien zu klassifizieren: erstens ob ein Verhalten nach dem „Bedarfsdeckungsprinzip“ oder nach dem „Erwerbs- oder Gewinnprinzip“ erfolgt; zweitens ob die „Mittelwahl“ eines Verhaltens „traditionalistisch“ oder „rationalistisch“ ist; und dann drittens ob ein Verhalten „individualistisch“ oder „solidarisch“ (S. 15–16, vgl. auch S. 20) ist. Dabei ist vor allem der Problemkreis, den Sombart mit „traditionalistischem“ Verhalten beschreibt, von entscheidender Bedeutung, da hierdurch ein Freiraum und die Möglichkeit geschaffen wird, kulturelle Unterschiede im Rahmen von wirtschaftswissenschaftlichen Untersuchungen zu integrieren (vgl. unsere Schlussbemerkungen).

2. Hinsichtlich der Klassifizierung von „Geordnetheit“, „Form“ oder „Organisation“ (S. 16) schlägt Sombart sechs Kriterien vor: erstens ob ein Wirtschaftsverhalten „gebunden“ oder „frei“ ist; zweitens ob eine Ordnung der Wirtschaft eine „privatwirtschaftliche“ oder eine „gemeinwirtschaftliche“ ist; drittens ob ein Wirtschaftsleben „aristokratisch“ oder „demokra-

²⁰ Sombart, *Die Ordnung des Wirtschaftslebens*, 2. Aufl., S. 1. Jedes Zitat aus dieser 2. Auflage wird nur mit seiner betreffenden Seitenzahl wie „S. 1“ im Text aufgezeigt.

²¹ Sombart, *Die Ordnung des Wirtschaftslebens*, 1. Aufl., Berlin 1925, S. 1.

tisch“ organisiert wird; viertens ob ein „Wirtschaftsleben einer größeren Anzahl wirtschaftender Menschen“ ein „geschlossen[es]“ oder ein „aufgelöst[es]“ ist; fünftens ob eine Wirtschaft eine „Bedarfsdeckungswirtschaft“ oder eine „Verkehrswirtschaft“ ist (was dem oben genannten ersten Kriterium der Wirtschaftsgesinnung entspricht); und schließlich sechstens ob Betriebsorganisationen „Einzelbetriebe“ („Individualbetriebe“) oder „gesellschaftliche Betriebe“ sind. Unter den eben genannten sechs Kriterien stellt Sombart im Rahmen des fünften weiter fest, dass die „Bedarfsdeckungswirtschaft“ nicht berufsspezialisiert oder auch berufsspezialisiert sein kann; die erstere bezeichnet Sombart als „urwüchsige Eigenwirtschaft“ und die letztere als „erweiterte Eigenwirtschaft“, zu der er auch die „sozialistische Wirtschaft“ (S. 16–18, 20) zählt.

3. Hinsichtlich der „Technik“ der „Sachgüterbeschaffung“ schlägt Sombart drei Klassifikationskriterien vor: erstens ob eine in einem Wirtschaftssystem vorherrschende spezifische Technik „auf der Erfahrung oder auf der wissenschaftlichen Erkenntnis“ beruht; zweitens ob sie „stationär“ oder „revolutionär“ ist; und drittens ob sie „organisch“, d. h. „sich für ihre Zwecke der lebendigen Organismen (Pflanze, Tiere, Menschen) und der organischen Wachstumsprozesse der Natur bedien[en]“ oder „nicht-organisch“, d. h. „von Mechanismen oder Chemismen ausgeführt“ (S. 19, 20), ist. Insbesondere ließe sich die von Sombart als „mechanisch“ bezeichnete Klassifikation der Technik dahingehend erweitern, ob in einem Wirtschaftssystem ölabhängige, atomabhängige oder solarabhängige Techniken vorherrschend sind, usw.²²

Vor dem Hintergrund der obigen Klassifikationen beschreibt Sombart den Kapitalismus im allgemeinen Sinne durch folgende Charakteristika: Der Kapitalismus ist ausgezeichnet durch die Geltung des Erwerbsprinzips, des Rationalismus und des Individualismus auf der Ebene des Geistes; durch die Freiheit, die Privatwirtschaft, die Aristokratie, die Aufgelöstheit, die Verkehrswirtschaft und die „nicht eindeutig bestimmt[e]“ „Betriebsgestaltung“, d. h. sowohl „Einzelbetriebe“ als auch „gesellschaftliche Betriebe“, auf der Ebene der Organisation; sowie durch den „wissenschaftlich-revolutionär-anorganisch[en]“ (S. 27–30) Charakter auf der Ebene der Technik.

Um jede Volkswirtschaft als eigentümliche Gesamtheit zu erfassen, bedarf es nach Sombart einer Untersuchung der Interdependenz und Interaktion von jeweils drei Schichten, nämlich von Geist, Organisation und Technik. In Bezug auf die Verbindung zwischen der ersten (Geist) und der zweiten

²² Als ein Anwendungsbeispiel des Wirtschaftssystems (Sombart) oder des Wirtschaftsstils (Spiethoff) auf heutige Energiefragen, vgl. *K. M. Meyer-Abich/B. Scheffold*, Die Grenzen der Atomwirtschaft: Mit einer Einleitung von Carl Friedrich v. Weizsäcker, München 1986, S. 130–145.

Schicht (Organisation) unterstreicht er nachdrücklich, dass die jeweils eigentümliche „Regulierung“ einer ganzen volkswirtschaftlichen Organisation jeweils auf einem ganz spezifischen Begriff von „Wirtschaftsordnung“ basiert und dieser Begriff, unter den er die Unterbegriffe „Rechtsordnung“, „Konventionalordnung“ und „Sittenordnung“²³ subsumiert, einem jeweiligen „Geist“ entspricht. Er sagt: „Offenbar waltet in einer bestimmten Wirtschaftsordnung ein bestimmter ‚Geist‘, der sich aus der Befolgung bestimmter Grundsätze, einer bestimmten Rechtsgesinnung ergibt“. Sombart versucht, die Wirtschaftsordnung als „den Inbegriff aller das Verhalten der wirtschaftenden Personen bestimmenden Sätze oder Normen“ (S. 2–3) zu verstehen und diese als die von einem jeweiligen religiösen und kulturellen „Geist“ geprägten oder durchdrungenen zu erfassen. Die Wirtschaftsordnung im Sombartschen Sinn hat deshalb beide Charakteristika, nämlich sowohl von der ersten als auch von der zweiten Schicht, in ihr wirkt die erste in die zweite hinein.

< Schema vom „Wirtschaftssystem“ >

- A. Geist (Wirtschaftsgesinnung):
 - I. Bedarfsdeckungsprinzip – Erwerbsprinzip;
 - II. Traditionalismus – Rationalismus;
 - III. Solidarismus – Individualismus.
- B. Form (Regelung und Organisation):
 - I. Gebundenheit – Freiheit;
 - II. Privatwirtschaft – Gemeinwirtschaft;
 - III. Demokratie – Aristokratie;
 - IV. Geschlossenheit – Aufgelöstheit;
 - V. Bedarfsdeckungswirtschaft – Verkehrswirtschaft;
 - VI. Individualbetriebe – gesellschaftliche Betriebe;
- C. Technik (Verfahren):
 - I. Empirisch – wissenschaftlich;
 - II. Stationär – revolutionär;
 - III. Organisch – nichtorganisch (mechanisch – anorganisch).

W. Sombart, Die Ordnung des Wirtschaftslebens, 2. Aufl., Berlin 1927, S. 20.

²³ Zu der „Sittenordnung“ notiert Sombart: „Diese begründet (nach M. WEBER) ein ‚gleichmäßiges Verhalten, welches lediglich durch seine Gewohnheit und unreflektierte Nachmachung in dem gewohnten Geleise gehalten wird“ (S. 3), aber ohne Quelle Webers aufzuzeigen.

III. Sombarts Auseinandersetzung mit bisherigen und zeitgenössischen Geschichtsauffassungen

Zu beachten ist zudem, dass Sombart neben den genannten Klassifikationen darüber hinaus beabsichtigt, „die *historische* Reihenfolge, in der die drei von uns unterschiedenen Ordnungsprinzipien zur Geltung und Anwendung kommen“ (S. 5), zu erklären. Auch dies ist eben das, was wir als erweiterte Erbschaft der historischen Schule betrachten sollen. Sombarts Konzept des Wirtschaftssystems ist als kritische, aber synthetische Fortsetzung der verschiedenen, von der historischen Schule und deren Zeitgenossen aufgestellten Lehren über Volkswirtschaft und Entwicklung aufgebaut. Wir versuchen nun, Sombarts kritische Weiterentwicklung dieser Lehren und die Bedeutung seines Konzeptes eines Wirtschaftssystems durch die folgende Analyse zu verdeutlichen.

Im Abschnitt I des ersten Kapitels seines Werks *Die Ordnung des Wirtschaftslebens*, das den Titel „Die bisherigen Versuche der Systematisierung“ trägt, überprüft Sombart zunächst die von A. Wagner (1835–1917), G. Schmoller (1838–1917) und E. v. Philippovich (1858–1917) gegebenen Definitionen der Volkswirtschaft. Er hält fest, dass Volkswirtschaft:

- bei Wagner als „ein auf *Arbeitsteilung* und *Güterübertragung* (Verkehr) *zwischen den einzelnen Wirtschaften* beruhendes ‚Ganzes‘ oder ein bezügliches (?) *System*“ (S. 6)²⁴,
- bei Schmoller als „ein reales Ganzes, d. h. eine verbundene Gesamtheit, in welcher die Teile in lebendiger Wechselwirkung stehen und in welchem das Ganze als solches nachweisbare Wirkungen hat; eine Gesamtheit, welche trotz ewigen Wechsels in den Teilen, in ihrer Wesenheit, in ihren individuellen Grundzügen für Jahre und Jahrzehnte diesebe bleibt“ (S. 6)²⁵, und
- bei Philippovich als eine „zeitlich und räumlich andauernde Verbindung der Wirtschaftseinheiten[, die ...] daher auch nicht als Organisation [bezeichnet wird], sondern als Organismus [...] eines ganzen Volks, das staatlich organisiert ist und durch Überlieferung, Geschichte und Kulturentwicklung auch das Bewußtsein der Einheit besitzt“ (S. 6–7)²⁶, definiert wird.

²⁴ Das Fragezeichen mit Klammer „(?)“ im Zitat ist von Sombart zugeschrieben; Kursiv (Sperrung im Original Wagners, aber von Sombart ignoriert) ist von dem Autor (T. H.) nach dem Wagners Original ergänzt. *A. Wagner*, Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie, 1. Halbbd. (= Grundlegung der politischen Oekonomie), 1. Teil, 1. Halbbd., 3. Aufl., Leipzig 1892, S. 259.

²⁵ *G. Schmoller*, Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, 1. Teil, Leipzig 1900, S. 5.

²⁶ Philippovichs Original dieses Zitates kann der Autor (T. H.) nicht finden.

Sombarts Ergebnis einer kritischen Prüfung dieser Definitionen ist, dass diese Autoren der Ansicht sind, dass die „Idee der Volkswirtschaft [...] zweifellos in der Tat für die wirtschaftswissenschaftliche Betrachtung außerordentlich fruchtbar, ja unentbehrlich“ ist, und dass für sie alle die „Idee der Volkswirtschaft“ eine Vorstellung einer „gesellschaftlichen Verbindung der Einzelwirtschaften innerhalb eines Volksganzen“ bedeutet. Er moniert jedoch, dass ihre Definitionen weitreichenden Untersuchungen der gesellschaftlichen Verbindung der Einzelwirtschaften innerhalb eines Volksganzen nicht zu Genüge nachgehen und man somit im Unklaren darüber bleibt, „welcher Art diese Verbindung ist“ (S. 7)! Sombart ist daher bemüht, auf der Basis dieser Definitionen und der sie konstituierenden Elemente eine präzisere Definition zu entwickeln, die die sie konstituierenden Elemente systematisch besser ordnet. Diese Intention Sombarts wird z. B. daraus ersichtlich, dass sich das von Philippovich erwähnte kulturelle Element als das erstes Element in seiner Definition des „Wirtschaftslebens“ mit dem Hinweis auf die Bedeutung von „Geist“ und „Seele“ widerspiegelt.

Die neue Definition des Konzepts des Wirtschaftslebens zielt darauf ab, die „historische Besonderheit eines bestimmten Wirtschaftslebens“, das „sowohl auf handwerksmäßiger wie kapitalistischer wie sozialistischer Grundlage“ (S. 7) ruht, zu beschreiben. Darüber hinaus unterzieht Sombart die bisherigen Entwicklungslehren einer kritischen Analyse. Er unterteilt die Lehren in zwei Gruppen, je nachdem, ob sie den „Zustand der Produktion“ oder die „Länge des Absatzwegs“ primär untersuchen.

Im Rahmen der ersten Gruppe untersucht er hauptsächlich die Entwicklungslehre von G. Schönberg (1839–1908). Schönberg fordert in seinem Werk *Handbuch der politischen Oekonomie* (3. Aufl., 1890) eine sechsstufige, bzw. (bei Zusammenfassung der beiden ersten Stufen) fünfstufige Entwicklungslehre, die die folgenden Entwicklungsstufen darstellt: (1) „Jägervolk“ und (2) „Fischervolk“, über (3) das „Hirten- oder Nomadenvolk“, (4) das „seßhafte reine Ackerbauvolk“ und (5) das „Gewerbe- und Handelsvolk“ bis zum (6) „Industrievolk“. Schönbergs Unterscheidungskriterium zwischen diesen Stufen ist dabei der jeweilige „Hauptproduktionszweig“ eines zeitlich und räumlich bestimmten „Volkes“. Den Hauptproduktionszweig eines Volks, der dessen „Zustand der Produktion“ beschreibt, charakterisiert Schönberg durch die Bedeutung der jeweils verwendeten „drei Produktionsfaktoren, die Arbeit, die Natur und das Kapital [...] bei der Herstellung der Güter“ (S. 9–11)²⁷. In der ersten und der zweiten Stufe des „Jägervolks“ und „Fischervolks“ ist beispielsweise die Natur der bedeutendste Produktionsfaktor. Hingegen bei der sechsten Stufe des „Industrievolks“ ist sein

²⁷ G. Schönberg (Hrsg.), *Handbuch der politischen Oekonomie*, Bd. 1 (= Volkswirtschaftslehre, in zwei Bänden), 3. Aufl., Bd. 1, 1890, S. 30–43, insbes. S. 30.

Hauptproduktionszweig „Industrie“, d. h. „Produktion mit Maschinen“ (S. 9, 11)²⁸, und das Kapital der bedeutendste Produktionsfaktor.

Sombart denkt einerseits, dass diese Lehre „zur vollen Ausbildung“ aus denjenigen bisherigen produktionsorientierten Entwicklungslehren gekommen ist, welche von Aristoteles über Adam Smith und Friedrich List aufgestellt worden waren (vgl. S. 9). Sombart schätzt die Schönbergsche nicht nur unter den produktionsorientierten, sondern unter allen bisherigen Entwicklungslehren sehr, „weil sie das Beste enthält, was bisher zur Kennzeichnung der verschiedenen Arten zu wirtschaften gesagt worden ist“ (S. 11). Diese Wertschätzung offenbart sich uns allerdings auch darin, dass Schönberg in seinem *Handbuch* viele verschiedene sich ändernde wirtschaftliche Zusammenhänge, sowohl gesellschaftliche Arbeitsteilungen (z. B. die Entstehung der Arbeitsteilung zwischen „Land- und Stadtbevölkerung“ in dem „seßhaften reinen Ackerbauvolk“) als auch innerbetriebliche Verhältnisse (z. B. die Entstehung der „großen Gefahren“ für die Lohnarbeiter im Großbetrieb in dem „Industrievolk“), analytisch klärt²⁹.

Andererseits kritisiert Sombart doch Schönberg aus seinem oben genannten ersten Kriterium des Wirtschaftssystemkonzeptes, nämlich aus dem „Geist“-bezogenen Gesichtspunkt. Während die Schönbergsche Lehre die „Organisation“-bezogenen Tatsachen und die „Technik“-bezogenen Tatsachen sowie die Verhältnisse zwischen den beiden zwar hinreichend erklärt, stehen doch, sagt Sombart, „die von SCHÖNBERG aufgezählten Wesenszüge des jeweils verschiedenen Wirtschaftslebens [...] ohne jedes geistige Band unvermittelt nebeneinander: es mangelt die ideelle Einheit dieser einzelnen Züge, ihre Zusammenfassung zu einem Gesamtbilde. Dieser Mangel stammt aber daher, daß eine systembildende *Idee* fehlt“ (S. 11).

Zweitens erörtert Sombart die Stufenlehre von K. Bücher (1847–1930) in dessen Werk *Die Entstehung der Volkswirtschaft* (1. Aufl., 1893) als die vom Standpunkt der „Länge des Absatzwegs“. Aus diesem Buch ist Büchers Hauptinteresse so herauszulesen: die „ganze Entwicklung“ sei „unter einem Gesichtspunkt [zu] begreifen“. Dieser sei, so betont Bücher, „nur ein Gesichtspunkt“, nämlich die „Länge des Wegs, welchen die Güter von Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen“ (S. 12)³⁰. Diese Lehre beachtet Sombart fast nur in ironischem Sinne, dass sie „heute noch in weiten Kreisen, namentlich der Historiker, sich eines großen Ansehens erfreut“ (S. 12), und er attackiert Bücher viel schärfer als Schönberg.

²⁸ Ibid., S. 29–30, 32, 42–43.

²⁹ Vgl. Ibid., S. 9–12, 43.

³⁰ K. Bücher, *Die Entstehung der Volkswirtschaft: Sechs Vorträge*, 1. Aufl., Tübingen 1893, S. 14–15.

Eigene bereits in dem Werk *Der moderne Kapitalismus* geübte Bücher-Kritik³¹ wiederholend, behauptet Sombart, dass „dieses Merkmal der Länge des Absatzwegs ganz und gar nicht imstande ist, einen gesamten Zustand des Wirtschaftslebens zu kennzeichnen“, sondern sich nur „auf einen verhältnismäßig nebensächlichen Tatbestand“ bezieht. Dazu wird von Sombart hinzu gefügt, dass Büchers Lehre sogar falsch ist, weil alte und neue Absatzwegslänge einer Ware oft trotz des großen zeitlichen Unterschiedes nicht besonders anders sind, wie beispielsweise „das Tuch des mittelalterlich-städtischen Tuchproduzenten“ und das aus der heutigen „Fabrik“ (S. 12–13) eine fast gleiche Länge haben. Deswegen ist Büchers Lehre, so Sombart, „noch weniger brauchbar als die SCHÖNBERGSche“ (S. 14).

Neben Bücher erwähnt Sombart B. Hildebrand (1812–78) als ein weiteres Beispiel der einseitigen Stufenlehre. In seinem Beitrag „Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und Creditwirtschaft“ (1864) behauptete Hildebrand, dass sich die Volkswirtschaft von der niedrigeren „Natural“- über die höhere „Geld“- bis zur höchsten „Credit“-Wirtschaft auf der Basis des jeweiligen vorherrschenden „Zahlungsmittels“ entwickelt. Dieses ist zuerst Naturding, bzw. „Grund und Boden“ sowie auch „Dienste“, dann Metallgeld d.h. „Gold und Silber“, und schließlich „Credit“ wie „Notencirculation“ und „Wechselcirculation“ durch Banken, Sparkassen usw.³² Sombart betrachtet dieses sich lediglich an den Wandel des Tauschmittels anlehrende Konzept als ein „nur Oberflächenerscheinungen hervorheben[des]“ und „außerdem nicht richtig“, weil sich die Geld- und die Kreditwirtschaft „überhaupt nicht unterscheiden“ lassen. Weiter noch behauptet er, dass das von Hildebrand aufgezeigte Paar „Natural- und Geldwirtschaft“ doch „gar nicht der Gegensatz“, sondern als „Eigenwirtschaft und Verkehrswirtschaft“ (S. 14)³³ im Sombartschen Sinne zu verstehen ist.

Schlussbemerkungen

Sombart suchte von vornherein mit seinem Konzept des Wirtschaftssystems nach der Gesamterkenntnis einer Volkswirtschaft, und daher muss es

³¹ Vgl. *W. Sombart*, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 1, 1. Aufl., Leipzig 1902, S. 53–54.

³² *B. Hildebrand*, *Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und Creditwirtschaft*, In: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, Bd. 2, 1864, S. 4, 9, 11, 12, 19–20. Über die Bedeutung der mit der höchsten Kredit-Stufe charakterisierten dreistufigen Entwicklungstheorien bei A. Müller und B. Hildebrand, vgl. *T. Harada*, *Adam Müllers Staats- und Wirtschaftslehre*, Marburg 2004, S. 29–30, 126–127.

³³ Wenn Sombart dies schreibt, sollte er wahrscheinlich „urwüchsige Eigenwirtschaft und Verkehrswirtschaft“ schreiben, nach seiner oben genannten Unterkategorisierung von „urwüchsiger Eigenwirtschaft“ und „erweiterter Eigenwirtschaft“.

aus mehreren, insbesondere bei ihm, drei Bestandteilen bestehen. Dieser Standpunkt, der ebenfalls sowohl von Salin als auch von Spiethoff beibehalten wird, unterscheidet sich von dem der heutigen Institutionenökonomie, die zwar kulturelle und geistige Elemente beinhaltet, aber diese im Grunde aus der ihr präferierten Transaktionskostenanalyse herleitet und den historischen Bezug nicht vorne anstellt, wengleich auch unter den beiden Standpunkten etliche Ähnlichkeiten bestehen, wie etwa die Gewichtslegung auf unmathematisierbare Aspekte in der Wirtschaftswissenschaft³⁴. Das Sombartsche Konzept eignet sich daher eher für die vergleichende Analyse der kulturell verschiedenartigen Volkswirtschaften, wie beispielsweise die Betrachtung des kulturell bedingten Unterschieds zwischen der japanischen an der „engeren Gruppe“ orientierten und der deutschen an der „öffentlichen Diskussion“ orientierten Konsensfindung in (und trotz) der heutigen Globalisierung³⁵.

Der Autor bedankt sich bei Herrn Prof. Dr. Karl Milford und Frau Hannah Kreis für ihre stilistischen Korrekturen seiner Erstfassung dieses Beitrags.

Die japanische Version des Beitrags ist unter dem Titel 「ヴェルナー・ゾムバルトにおける「経済システム」と発展——『経済生活の秩序』における「文化領域」としての経済」, in: 『経済学論究』 (*The Journal of Economics*), Vol. 64, No. 4, 2011, S. 45–65, erschienen.

³⁴ Vgl. M. Gottschalk/S. Broyer (vom Herausgeber überarbeitet), Einleitung, in: B. Scheffold (Hrsg.), *Wirtschaftssysteme im historischen Vergleich*, Stuttgart 2004, S. 56–62. Als eine lehrreiche Analyse der Neuen Institutionenökonomie aus der Sicht der historischen Schule, vgl. B. P. Priddat, *Moderne geschichtliche Methode*: D. C. North, in: J. G. Backhaus (Hrsg.), *Historische Schulen*, Münster 2005. Zu diesem Sammelband, vgl. eine Buchbesprechung von dem Autor (T. H.), in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 93, Heft 3, 2007, S. 383–384.

³⁵ Während das „top management“ von Toyota aus den lange immer in der Firma Toyota angestellten Personen und den Familienmitgliedern der Gründer besteht, besteht das von „Volkswagen“ aus verschiedenartigen Vertretern, nämlich aus den Vertretern nicht nur von den im engeren Sinne Betrieb-leitenden Personen, sondern auch von der Landesregierung, der IG-Metall, der Firma Bosch usw. Vgl. 風間信隆 (N. Kazama), 『ドイツの生産モデルとフレキシビリティ: ドイツ自動車産業の生産合理化』 (Das deutsche Produktionsmodell und die Flexibilität: Die Rationalisierung der deutschen Autoindustrie), Tokio 1997, S. 217–248; 海道ノブチカ (N. Kaido): 「「企業と社会」とコーポレート・ガバナンス」 („Unternehmen und Gesellschaft“ und Corporate Governance), In: 海道 (Kaido) u. 風間信隆 (N. Kazama) (Hrsg.): 『コーポレート・ガバナンスと経営学——グローバル化の下の変化と多様性』 (Corporate Governance und Betriebswirtschaftslehre: Änderungen und Diversitäten unter der Globalisierung), Tokio 2009, S. 5–8.

„Externe Ersparnisse“ als Ursache steigender Erträge: Von Marshall und Viner zu Chipman und Krugman

Von *Christian Gehrke**, Graz

Die Tatsache, dass die auf eine einzelne Industrie beschränkten „externen Ersparnisse“, welche die angestrebte Versöhnung zwischen wissenschaftlicher Abstraktion und der Realität ermöglichen, selbst eine rein hypothetische und unrealistische Konstruktion sind, wird oft vernachlässigt.

(*Piero Sraffa*, 1925)

I. Einleitung

Das Konzept der „externen Ersparnisse“ (external economies) wurde bekanntlich von Alfred Marshall eingeführt

in order to explain, without resort to dynamics, the phenomenon of a negatively sloped („forward falling“) long-run industry supply curve in terms consistent with a horizontal or rising marginal cost curve (*MC*) in the „representative“ firm. The device permits – in logic, if not in fact – long-run competitive equilibrium of many firms within an industry, each producing at its profit-maximum price-equal-to-a-rising-*MC* position, without foreclosing the possibility of a falling supply price with rising industry output. (*Bator* 1958: 356)

Marshall präsentierte die „externen Ersparnisse“ in seinen *Principles* in verdächtig informeller Weise,¹ aber schon zu seinen Lebzeiten gab es erste Versuche zur Formalisierung seines Arguments und zur graphischen Herleitung negativ geneigter Industrieangebotskurven auf der Basis firmenexterner

* Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um eine gründlich überarbeitete Fassung meines anlässlich der Wiener Tagung zum Vortrag gebrachten Beitrags. Eine frühere, englische Fassung des Aufsatzes wurde im April 2009 auf der Jahrestagung der European Society for the History of Economic Thought in Thessaloniki vorgetragen und in stark revidierter Form in der Zeitschrift *Oeconomia* veröffentlicht (*Gehrke* 2015). Den Teilnehmern beider Tagungen und dem Herausgeber möchte ich für nützliche Hinweise und Kommentare danken.

¹ Siehe Buch IV, Kapitel XIII; Buch V, Kapitel XII; sowie Appendix H in Marshalls *Principles* (1920).

Ersparnisse, so u. a. von Cunyngame, Edgeworth, Barone und Pigou.² Trotz der Weiterentwicklung dieser Ansätze durch Viner (1953 [1931]) und andere Autoren in den 1930er Jahren blieb die Behandlung externer Ersparnisse in der Entwicklungsökonomik, wo Marshalls Konzept in den 1940er und 1950er Jahren in unterschiedlichen Formen wieder aufgegriffen wurde (siehe *Rosenstein-Rodan* 1943, *Lewis* 1954, und *Hirschman* 1958), auch weiterhin informell. Formale entwicklungsökonomische Modelle wie etwa die an die „Big-Push“-Entwicklungsstrategie Rosenstein-Rodans anknüpfenden Modelle von Murphy, Shleifer und Vishny (1989) entstanden erst in den 1980er Jahren. Sie greifen zurück auf die im Zuge der sog. „Neuen Außenwirtschaftstheorie“ entwickelten modelltheoretischen Formulierungen externer Ersparnisse.

Der vorliegende Aufsatz versucht, die Entwicklungsgeschichte der formalen Behandlung von externen Ersparnissen nachzuzeichnen, wobei das Hauptaugenmerk auf die Beiträge von Jacob Viner (1953 [1931]), John Chipman (1970), und Paul Krugman (1980, 1981, 1990, 1991a-d, 1995) zur Weiterentwicklung von Marshalls Konzept gerichtet wird. Während bei Viner *pekuniäre* externe Ersparnisse im Zentrum der Analyse stehen, stellt das von Chipman vorgeschlagene Konzept „parametrischer externer Ersparnisse“ auf die Erfassung von *technologischen* externen Ersparnissen ab. Das Interesse an Krugmans Behandlung von externen Ersparnissen ergibt sich vor allem daraus, dass er mit seinen Beiträgen in den 1980er und 1990er Jahren maßgeblich dazu beigetragen hat, das Konzept der externen Ersparnisse zu rehabilitieren, zumindest auf den Gebieten der Außenwirtschafts- und Entwicklungstheorie und der Wirtschaftsgeographie. Der mit dem Aufsatz verfolgte Zweck besteht vor allem darin, Unterschiede und Gemeinsamkeiten, aber auch theoriegeschichtliche Verbindungslinien und theoretisch-konzeptionelle Inkompatibilitäten zwischen den von den drei Autoren vorgeschlagenen Formulierungen aufzuzeigen, um so zu einer besseren Einschätzung der Tragfähigkeit von Marshalls Argument zu gelangen.³

Der Aufsatz gliedert sich in vier Teile. Abschnitt II. ruft die von Jacob Viner in seinem Aufsatz aus dem Jahr 1931 vorgestellte und mittlerweile als „klassisch“ zu bezeichnende Darstellung der Herleitung fallender Industrieangebotskurven unter Rückgriff auf Marshallianische externe Ersparnisse in Erinnerung. In Abschnitt III. wird die Kritik John Chipmans an Viners Formulierung und das von ihm als Alternative vorgeschlagene Konzept der sog. „parametrischen externen Ersparnisse“ (parametric external economies)

² Einen hervorragenden Überblick über diese Beiträge geben *Chipman* (1965: 736–49) und *Pochoer/Steedman* (2008a: 253–9).

³ Der Aufsatz nimmt damit ein Thema auf, das kürzlich auch von *Bobulescu* (2002, 2007), allerdings aus einem etwas anderen Blickwinkel, behandelt worden ist.

vorge stellt und diskutiert. Abschnitt IV. beginnt mit einem Überblick über die verschiedenen Ansätze zur Modellierung von externen Ersparnissen bei Paul Krugman. Es wird gezeigt, dass Krugmans Wiederbelebung von sog. „External economies“-Modellen nicht unter Rückgriff auf Chipmans Formalisierung erfolgte, sondern in mehrerlei Hinsicht direkt an den Beitrag Viners anknüpft. Im Unterschied zu Chipmans Konzept und dessen Betonung von *technologischen* Externalitäten stehen bei Krugman – ebenso wie zuvor bei Viner – *pekuniäre* externe Ersparnisse im Vordergrund. Tatsächlich können die einschlägigen Arbeiten von Krugman (teilweise gemeinsam mit dem Ko-autor Helpman verfasst) als eine moderne Reformulierung des Ansatzes von Viner verstanden werden, die dessen konzeptionelle Behandlung von externen Ersparnissen aus dem partialanalytischen Rahmen in den Rahmen eines (hochaggregierten) allgemeinen Gleichgewichtsmodells mit monopolistischem Wettbewerb überträgt. Abschnitt V. enthält einige abschließende Bemerkungen.

II. Viners Herleitung fallender Industrieangebotskurven in der langen Frist

Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Marshalls eigener Darstellung der Konstruktion einer vorwärts geneigten Industrieangebotskurve kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht erfolgen. Zum Verständnis des Beitrags von Jacob Viner ist es jedoch unerlässlich, auf zwei Besonderheiten der Marshallschen Analyse hinzuweisen, an die auch Viner anknüpft, und die kürzlich in einem Aufsatz von Opocher und Steedman (2008a) mit großer Klarheit herausgearbeitet wurden. Wie diese Autoren gezeigt haben, kann Marshalls Angebotsgleichung („supply equation“) (1920 [1890]: 852) geschrieben werden als

$$p = \mathbf{a}(Q) \cdot \mathbf{w}(Q),$$

wobei p den Preis einer Ware bezeichnet, deren aggregierte Outputmenge Q erzeugt wird mittels eines Satzes von Inputfaktoren, deren langfristige Angebotspreise durch die Elemente des Vektors \mathbf{w} gegeben sind und deren Einsatzmengen je Produkteinheit im Minimum der Durchschnittskostenkurve der Firma durch die Elemente des Vektors \mathbf{a} angegeben werden. Sowohl \mathbf{w} als auch \mathbf{a} sind *Vektorfunktionen* von Q , so dass das Vorzeichen der Ableitung dp/dQ abhängt von $\mathbf{a}\mathbf{w}_Q + \mathbf{a}_Q\mathbf{w}$, wobei \mathbf{w}_Q und \mathbf{a}_Q jeweils Vektoren von Ableitungen sind. Es ist der *Nettogesamteffekt* auf den Angebotspreis der Ware, der bei einer Erhöhung der Angebotsmenge der Industrie aus den davon ausgelösten Änderungen der Faktorpreise und Faktoreinsatzmengen resultiert, den Marshalls Industrieangebotskurve abbilden sollte:

The supply curve for a certain industry, then, was simply designed to *illustrate* the outcome of one possible *set* of market circumstances of supply. Many different factors were at work *simultaneously*: as the demand for a commodity rises permanently and aggregate production increases, some raw materials are supplied to the industry at an increasing price, some machinery is supplied at a falling price, some kinds of labour are made available at a rising wage, some technological and organisational economies dependent upon the industry's scale are introduced. The slope of the Marshallian long-period supply curve ... reflects all these factors simultaneously. (*Poacher/Steedman 2008a: 252*)

Die zweite Besonderheit, auf die an dieser Stelle hinzuweisen ist, betrifft die spezifischen Annahmen mit Bezug auf das Faktorangebot, die Marshalls Analyse zugrunde liegen. Der diesbezügliche Modellrahmen, der treffend als ein „Ricardo-Marshall framework“ bezeichnet wurde,⁴ ist von Joan Robinson in dem Aufsatz „Rising Supply Price“ (1941) in prägnanter Weise beschrieben worden. Zugleich gab Robinson dort auch einige Hinweise auf dessen theoriegeschichtliche Herkunft:

The classical analysis, which gave rise to the Ricardian theory of rent, dealt with the question of what happens when the supplies of labour and capital increase, and land remains fixed. This clearly has nothing to do with rising supply price for a commodity. It belongs to the department of output as a whole. ...

The problem of the long-period supply curve of a particular commodity belongs to the department of the theory of value, which treats of relative prices of commodities.

Marshall's analysis appears to be a cross between the theory of value and the theory of output as a whole. For he seems most often to be discussing the problem of the change in the supply of a particular commodity which occurs in response to a *net* increase in demand. The demand for one commodity increases, but the demand for the rest does not decline. The additional factors, apart from land, employed in increasing the supply of the commodity are called into existence by the increase in demand. (*Robinson 1941: 233–4*)

In seinem Aufsatz von 1931 hat Jacob Viner den spezifischen Modellrahmen, der Marshalls Analyse partieller Gleichgewichte zugrunde liegt und der nach Robinson eine eigentümliche „Kreuzung“ von klassischem und neoklassischem Ansatz darstellt, übernommen. Erst in einer späteren „Supplementary Note“, die er 1950 anlässlich des Wiederabdrucks seines Aufsatzes eingefügt hat, ersetzte Viner diesen „Ricardo-Marshall Modellrahmen“ durch den typisch neoklassischen Modellrahmen eines für das ökonomische System als Ganzes gegebenen Faktorangebots, wie er etwa dem Heckscher-Ohlin-Samuelson-Modell des internationalen Handels zugrunde liegt.

⁴ Der Begriff wird verwendet von *Freni* (2001: 365), der auch darauf hinweist, dass dieser auf Marshall zurückgehende Modellrahmen mit Bezug auf das Faktorangebot bis in die 1930er Jahre allgemein verwendet wurde.

1. Pekuniäre versus technologische externe Ersparnisse

Marshall zufolge kann eine Erhöhung der Produktionsmenge auf Firmen- oder Industrieebene sowohl mit „Ersparnissen“ (economies) als auch mit „Nachteilen“ (diseconomies) verbunden sein. Werden die Ersparnisse (Nachteile) durch eine Erhöhung der Produktionsmenge der einzelnen Firma verursacht, dann liegen firmenintern steigende (fallende) Erträge bzw. firmenintern fallende (steigende) Durchschnittskosten vor. Externe Ersparnisse (Nachteile) lassen sich demgegenüber auf die Expansion der Industrie, nicht aber der sie bildenden einzelnen Firmen zurückführen. In seinem Aufsatz von 1931 führte Viner zusätzlich noch die weitere Unterscheidung zwischen sog. *technologischen* und *pekuniären* Ersparnissen („economies“) bzw. Nachteilen („diseconomies“) ein:

Economies may be either technological or pecuniary, that is, they may consist either in reductions of the technological coefficients of production or in reductions in the prices paid for the factors as a result of increases in the amounts thereof purchased. (Viner 1953 [1931]: 213)

Technologische externe Ersparnisse (Nachteile) können folglich mit den negativen (positiven) Elementen des Vektors \mathbf{a}_Q , *pekuniäre* externe Ersparnisse (Nachteile) mit denjenigen des Vektors \mathbf{w}_Q identifiziert werden. Den resultierenden Nettoeffekt auf die Veränderung des Angebotspreises, der aus der simultanen Veränderung der technischen Koeffizienten *und* der Inputpreise resultiert, d. h. aus $\mathbf{a}\mathbf{w}_Q + \mathbf{a}_Q\mathbf{w}$, bezeichnete Viner als ‚net external economies (diseconomies) of large production‘.⁵ Im Folgenden konzentrieren wir die Aufmerksamkeit auf Viners Begründung für das Auftreten von externen Nettoersparnissen (net external economies).

In Viners Sicht sind *pekuniäre* externe Nettoersparnisse von weitaus größerer Bedeutung als technologische, deren empirische Existenz er bezweifelt. Er stellt fest: „Illustrations of technological external economies ... are difficult to find“, bemerkt aber, dass „a better organization of the labor and raw materials markets with respect to the availability of laborers and materials when needed by any particular plant, and improvement in productive technique resulting from ‚cross-fertilization,‘ or the exchange of ideas among the different producers, appear to be possible sources of technological external economies resulting from the increase in the size of the industry as a whole“ (1953 [1931]: 217–8; Hervorhebung eingefügt). Dies sind nun natürlich genau diejenigen Illustrationsbeispiele für externe Ersparnisse, die Marshall selbst im Zusammenhang mit Industrieagglomerationen („localized industries“) angeführt hatte (1920 [1890]: 267–77). Viners obige Formulierung („appear to be ...“) legt den Schluss nahe, dass er das Kon-

⁵ Vgl. *Opocher/Steedman* (2008a: 260).

zept der *technologischen* externen Ersparnisse für empirisch gehaltlos hielt.⁶ Viner richtete seine Aufmerksamkeit daher vornehmlich auf *pekuniäre* externe Ersparnisse, die er als wesentlich plausiblere Quelle für „net external economies“ ansah. Pekuniäre externe Ersparnisse definiert er als

reductions in the prices of services and materials resulting from the increase in the amounts of such services and materials purchased by the industry as a whole. Pecuniary external economies to industry *A* are likely to be internal or external economies to some other industry *B*. If industry *A* purchases materials in greater quantity, their price may fall because industry *B* can then produce them at lower unit cost. (Viner 1953 [1931]: 218)⁷

Ebenso wie Marshall sah auch Viner grundsätzlich jede Industrie gegenläufigen Einflüssen ausgesetzt, die einerseits zu steigenden, andererseits zu fallenden Kosten führen, so dass die Zuordnung von Industrien nicht auf deren spezifische technische Charakteristika abstellen kann, sondern lediglich den „Nettoeffekt“ der in einer gegebenen Situation jeweils vorherrschenden Tendenzen zum Ausdruck bringt. Viners bekannte graphische Darstellung der Herleitung fallender Industrieangebotskurven, die in Abbildung 1 wiedergegeben wird, sollte dementsprechend den Fall von „net external economies of large production, irrespective of whether these economies are technological, or pecuniary, or both“ wiedergeben (1953 [1931]: 218; Hervorhebung eingefügt).

Mit der Verschiebung der Nachfragekurve für den Output der Industrie von DD auf D_1D_1 , und der damit verbundenen Erhöhung der Angebotsmenge der Industrie von M auf M_1 , verschieben sich die Grenz- und Durchschnittskostenkurven der einzelnen Firma nach unten, von mc und $atuc$ auf mc_1 und $atuc_1$. Um eine klare Trennung von firmenexternen und firmeninternen Skalenerträgen zu erreichen, betrachtete Viner es offenbar als notwendig, das Produktionsniveau der einzelnen Firma konstant zu halten,

⁶ Diese Vermutung wird bestätigt durch eine Aussage Viners in einem 1937 veröffentlichten Aufsatz zur Außenwirtschaftstheorie, in der er das Argument Frank Grahams für Protektionismus mit folgender Begründung zurückweist: „It seems difficult even to suggest plausible hypothetical cases of the existence of genuine technological external economies“ (1975 [1937]: 480–81).

⁷ Das von Viner angeführte Beispiel zur Illustration von pekuniären externen Ersparnissen in einer Industrie *A*, die *nicht* durch (interne oder externe) Ersparnisse in einer anderen Industrie *B* hervorgerufen werden, ist so bizarr, dass es offenbar bewusst gewählt wurde, um die empirische Irrelevanz solcher Fälle hervorzuheben: „But cases are theoretically conceivable where pecuniary external economies to industry *A* may not be economies to any other industry, as, for instance, if laborers should have a preference, rational or irrational, for working in an important rather than in a minor industry, and should therefore be willing to accept lower wages as the industry expands“ (1953 [1931]: 218).

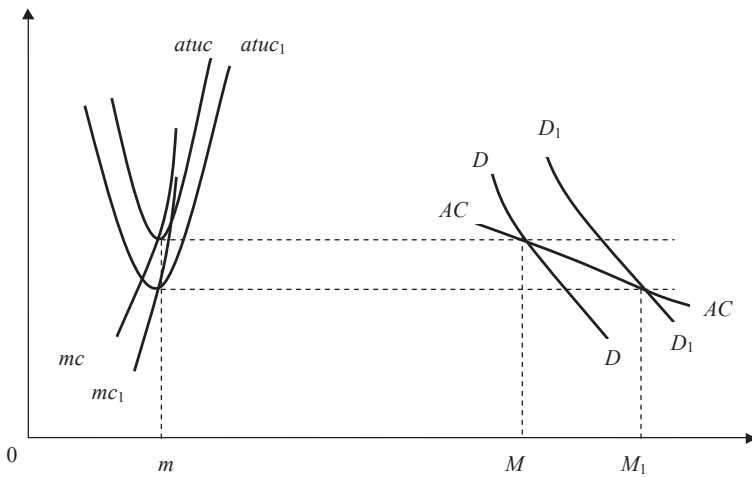


Abb. 1: Net External Economies of Large Production
(Quelle: Viner 1953 [1931]: 218)

wenn die Industrie als Ganze expandiert.⁸ Aber seine Wortwahl weist darauf hin, dass ihm die mangelnde Plausibilität der mit dieser Annahme verbundenen Implikation bewusst war:

If an industry which enjoys net external economies of large production increases its output – *presumably* through increase in number of plants – the average costs of the member concerns of that industry will fall even though each concern maintains a constant scale of plant and a constant output. (1953 [1931]: 217; Hervorhebung eingefügt)

Diese später von Chipman kritisierte restriktive Annahme Viners ist tatsächlich nicht notwendig. Sie kann ohne weiteres aufgegeben und durch die bereits zuvor von Sraffa vorgeschlagene Annahme ersetzt werden, dass die Durchschnitts- und Grenzkostenkurven der Firmen bei einer Ausweitung der Industrie „would be completely altered“, so dass „the point of maximum economy [d.h. der Punkt der minimalen Durchschnittskosten] could be moved in any direction“ (1998 [1925]: 352). Zweitens sollte festgehalten werden, dass Viner die seiner Analyse zugrunde liegenden Annahmen bezüglich des Faktorangebots nicht deutlich macht. Im einleitenden Abschnitt seines Aufsatzes betont er, dass die Unterschiede zwi-

⁸ Chipman (1965: 738–9) hat darauf hingewiesen, dass die Idee einer mit der Expansion der Industrie verbundenen vertikalen Verschiebung der Firmendurchschnitts- und -grenzkostenkurven auf Cunyngthame (1892) und Edgeworth (1905: 66–7; 1925, III: 140–41) zurückgeht.

schen der „Österreichischen Schule“, die „tacitly assumes that the supplies of all the elementary factors of production are given and independent of their rates of remuneration“, und der „Englischen Schule“, welche „the dependence of the amounts of certain of the elementary factors, notably labor and waiting, on their rates of remuneration“ besonders hervorhebe, der Sache nach unbedeutend seien. Und dies deshalb, weil „in the present analysis ... it is assumed either that the prices of the elementary factors remain unaltered or that they undergo changes of a kind consistent with the basic assumptions of either school“ (1953 [1931]: 200). Im Abschnitt seines Aufsatzes, der sich mit „Ricardian‘ increasing costs“ befasst (1953 [1931]: 206–10), wird dem Argument dann explizit die Annahme zugrunde gelegt, dass alle Faktorpreise, mit Ausnahme der Bodenrente(n), unverändert bleiben – was eindeutig auf die Verwendung eines „Ricardo-Marshall framework“ hindeutet. Erst im Abschnitt zu „Net external diseconomies of large production“ (1953 [1931]: 220–22) beginnt Viner die Implikationen der Einführung von Faktorangebotsannahmen zu diskutieren, die sich von denjenigen Marshalls unterscheiden. Bezeichnenderweise eröffnet er diesen Abschnitt mit der Feststellung:

Although it has not ordinarily been given consideration, the case of net external diseconomies of large production is of indisputable practical importance. Pecuniary diseconomies of this kind will always tend to result from the expansion of output of an industry because the increased purchases of primary factors and materials which this entails must tend to raise their unit prices. In order that pecuniary diseconomies shall not result from the expansion of an industry's output, it is necessary, for both primary factors and materials, that the increase in demand by this industry shall be accompanied by a corresponding and simultaneous decrease in demand by other industries or increase in the supply of the factors and materials themselves, or, failing this, that the materials, because of net external or internal economies in the industries producing them, should have negatively inclined supply curves. (Viner 1953 [1931]: 220–21; Hervorhebung eingefügt)

2. Viners Aufgabe des „Ricardo-Marshall“-Modellrahmens sowie der externen Nettoersparnisse

In einer im Jahr 1950 eingefügten Ergänzungsnote hat Viner eine „Korrektur“ seiner früheren Darstellung der Herleitung langfristiger Industrieangebotskurven vorgenommen und dabei den Geltungsbereich von externen Nettoersparnissen als Begründung für fallende Industrieangebotskurven wesentlich eingeschränkt:

I feel it incumbent upon me ..., so as to avoid propagating serious error, to carry the analysis of costs a stage further in one respect by departing here from the traditional Marshallian pattern of assumptions to which the article adheres. The partial-equilibrium nature of the Marshallian assumptions leaves a wider range of

possibilities to the long-run tendency of costs for an expanding industry than is consistent with general-equilibrium analysis. (1953 [1950]: 227)

Entgegen Viners eigener Aussage besteht der Unterschied zwischen seiner früheren und seiner neuartigen Analyse jedoch nicht darin, das die erstere „adheres“ – und die letztere „does not adhere“ – „to the partial-equilibrium nature of Marshall’s assumptions“: Sie besteht vielmehr darin, dass *andere Annahmen* mit Bezug auf das Faktorangebot gemacht werden. Viner unterstellt nun, dass die Faktormengen für die Ökonomie als Ganze gegeben sind, so dass – ihre vollständige Nutzung vorausgesetzt – eine expandierende Industrie nur dann eine größere Menge an Faktoren einsetzen kann, wenn diese von anderen Industrien freigesetzt und deren Outputniveaus entsprechend eingeschränkt werden. Im Allgemeinen werden aber die Faktoren von den schrumpfenden Industrien nicht genau in den Proportionen freigesetzt werden, in denen sie von der expandierenden Industrie benötigt werden. Die Folge davon ist, dass es zu einer Veränderung der relativen Inputpreise kommt, deren Auswirkung auf den Angebotspreis der betroffenen Ware relativ zu anderen Waren notwendigerweise eine Erhöhung sein muss (*Opocher/Steedman* 2008a: 261). Viner zeigte dies mit einem einfachen Zahlenbeispiel,⁹ und zog daraus den Schluss, dass

all industries must tend to be subject to ‚external net pecuniary diseconomies of large production‘ when they expand relative to the economy of which they are a part. (1953 [1950]: 228)¹⁰

Viners „Korrektur“ nahm somit Joan Robinsons Argument auf, dass mit der Aufgabe des eigentümlichen „Ricardo-Marshall“ Modellrahmens die Inputpreiserhöhungen oder pekuniären Nachteile, die aus der Mehrnachfrage nach Inputs seitens der expandierenden Industrie entstehen, gegebenenfalls auftretende pekuniäre Ersparnisse stets dominieren müssten. Aber die Einführung eines „HOS“- anstelle des „Ricardo-Marshall“ Modellrahmens ist *nicht* automatisch gleichzusetzen mit dem Übergang von der partial- zu einer totalanalytischen Betrachtungsweise.¹¹ Partialanalytische Industrieange-

⁹ Viner diskutiert auch Fälle mit unvollkommen elastischem Faktorangebot (1953 [1950]: 229–31).

¹⁰ Viner betonte jedoch, dass dieses „Gesetz“ erst zur Geltung komme „after the expanding industry has reached the stage beyond which there are no net technological or efficiency advantages of increasing the scale of plants in order to increase output of the particular commodities concerned as compared to increasing the number of plants, i.e., where there are no net technological economies of large-scale production“ (1953 [1950]: 232).

¹¹ Übrigens hat weder Viner noch irgendein anderer Autor eine Lösung für das Problem vorgeschlagen, dass das Steigen oder Fallen der Industrieangebotskurve von der arbiträren Wahl des Numéraire abhängt. Siehe dazu *Opocher and Steedman* (2008b).

botsfunktionen können konsistent formuliert werden auf der Grundlage unterschiedlicher Prämissen mit Bezug auf das Faktorangebot.¹² Zwar ist es zunehmend üblich geworden, Modelle zu verwenden, in denen alle Faktormengen als gegebene Ressourcenausstattungen behandelt werden, aber es ist durchaus legitim, in der partiellen Gleichgewichtsanalyse von einem vollständig elastischen Angebot bezüglich aller oder einiger Inputfaktoren auszugehen (wie im „Ricardo-Marshall“ Modellrahmen, in dem sich alle Faktorangebotsmengen, mit Ausnahme von Land, mit der Produktionsmenge verändern können). Ein bekanntes Beispiel aus der Entwicklungsökonomik stellt das Lewis-Modell dar, in dem die klassische Annahme eines vollkommen elastischen Arbeitsangebots mit Bezug auf den Industriesektor gemacht wird. Wie in Abschnitt IV. dieses Aufsatzes gezeigt wird, wird ein solches Prämissenkorsett auch in einigen der von Krugman vorgestellten „External economies“ Modelle verwendet.

3. Die weitere Entwicklung im Anschluss an Viners Beitrag

Während firmeninterne Skalenerträge mit dem Ausbau der Theorie des unvollkommenen Wettbewerbs in den 1930er und 1940er eine stärkere Beachtung fanden, gab es mit Bezug auf Marshalls Konzept der externen Ersparnisse in diesem Zeitraum kaum Weiterentwicklungen. Und paradoxerweise war es gerade das Konzept der *technologischen* externen Ersparnisse, für das sich nach Auffassung Viners kaum plausible Beispiele finden lassen, welches in der Modellierung von externen Ersparnissen in der Nachkriegszeit eine dominierende Stellung bekommen sollte, während *pekuniäre* externe Ersparnisse zunehmend in den Hintergrund gedrängt wurden – und zwar so sehr, dass einige Autoren sogar meinten, Viners Einführung dieses Begriffs sei überflüssig und verwirrend („superfluous and confusing“) gewesen.¹³ Wie kam es zu diesem Wandel in der Einschätzung der Bedeutung der beiden Typen von externen Ersparnissen? Hinter der oben skizzierten Entwicklung scheint eine Kombination aus mehreren Einflussfaktoren gestanden zu sein, deren wichtigste sich wie folgt zusammenfassen lassen:¹⁴

(1) *Ellis* und *Fellner* (1953 [1943]) haben in einem vielbeachteten Aufsatz das Konzept der pekuniären externen *Ersparnisse* verworfen, während sie in Anlehnung an Joan Robinsons (1941) Argument am Konzept der pekuniären externen *Nachteile* (*diseconomies*) festhielten und dieses mit der neuen Bezeichnung „steigende Transferkosten“ (rising transfer costs) versahen. Aber im Unterschied zu Robinson (und später auch *Viner*, 1953 [1950]) argumen-

¹² Vgl. *Freni* (2001: 364–7).

¹³ Siehe *Mishan* (1971: 6).

¹⁴ Zur Entwicklung des Konzepts der „Externalitäten“, siehe *Lagueux* (1998).

tierten Ellis und Fellner *nicht*, dass pekuniäre externe Nachteile immer die gegebenenfalls auch auftretenden externen Ersparnisse dominieren müssen, so dass im Nettoeffekt immer „net external *diseconomies*“ zustande kommen. Ihr Einwand gegen das Konzept pekuniärer externer Ersparnisse lautete vielmehr, dass diese unweigerlich mit imperfekten Wettbewerbsmärkten einhergehen müssen: Sie könnten grundsätzlich nur dann auftreten, wenn entweder die Firmen der betrachteten Industrie über Marktmacht gegenüber ihren Zulieferern verfügen oder wenn in der Zulieferindustrie *firmeninterne* Skalenerträge vorliegen. Dann aber gelte: „If an ‚external economy‘ is an internal economy to another industry, the outcome is either monopoly in the second industry, or else the complete exploitation of the internal and hence the disappearance of the external economies“ (1953 [1943]: 254). Die letzte Aussage wird damit begründet, dass, wenn es in der Zulieferindustrie zu einer Monopolbildung komme, der Monopolist bei steigender Nachfrage nach seinem Produkt grundsätzlich immer den Preis erhöhen werde, „in which case such economies as are internal economies in the ‚second‘ industry will not lead to the realization of economies in the ‚first‘ industry“ (ibid.). Pekuniäre externe Ersparnisse könne es daher unter Bedingungen vollständigen Wettbewerbs schlicht und einfach nicht geben.

(2) Im Verlauf der 1930er und 1940er Jahre kam es zur Herausbildung eines neuen Ansatzes in der partiellen Gleichgewichtsanalyse. Wie *Opocher/Steelman* (2008a) gezeigt haben, existieren zwei unterschiedliche Entwicklungslinien mit Bezug auf die Konstruktion einer langfristigen Industrieangebotskurve: eine „Marshallianische“ Linie, in der die Beiträge von Marshall, Barone, Pigou, und Viner stehen, und eine „Walrasianische“ Tradition, die mit Beiträgen von Kaldor (1934), Hicks (1934, 1946), Allen (1938), und Samuelson (1947) verbunden werden kann. In der von Marshall ausgehenden Entwicklungslinie wird zugelassen, dass sich Preise und Mengen anderer Industrien bei einer parametrischen Variation des Preises der betrachteten Industrie verändern können, und das Firmengleichgewicht wird bestimmt unter der Annahme, dass die Industrie als Ganze im Gleichgewicht ist. Partialanalysen in der Kaldor-Hicks-Samuelson-Tradition leiten die langfristige Industrieangebotskurve dagegen aus der Aggregation der Firmenangebotskurven ab, wobei alle anderen Preise per Annahme *konstant* gehalten werden. In Partialanalysen in der Kaldor-Hicks-Samuelson Tradition hat das Konzept *pekuniärer* externer Ersparnisse daher schlicht keinen Platz.

(3) Drittens wurde der Begriff der „Externalitäten“ (externalities), den übrigens weder Marshall noch Pigou verwendet haben,¹⁵ in den 1950er

¹⁵ *Coase* (1988: 23, Anm. 35) zufolge wurde der Begriff „externalities“ erstmals von Paul A. Samuelson in einer Buchbesprechung von 1958 verwendet.

Jahren von Autoren wie James Meade (1952) und Tibor Scitovsky (1954) auf eine Vielzahl anders gearteter Phänomene wie Umweltverschmutzung, Lärmbelästigung, und Verkehrsstaus ausgeweitet. Externe Ersparnisse wurden damit zu einem Unterfall der mit vielen ökonomischen Aktivitäten verbundenen „externen Effekte“, nämlich demjenigen von „positiven externen Effekten in der Produktion“. Zugleich wurden Externalitäten zunehmend aus dem Blickwinkel der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie anstatt aus demjenigen der Partialanalyse definiert und diskutiert. Der damit verbundene Übergang von Pigouscher zu Paretianischer Wohlfahrtstheorie führte zur Identifikation von „technologischen Externalitäten“ mit sog. „Pareto-relevanten“ Externalitäten, die dann in einen Gegensatz gestellt wurden zu „pekuniären“ oder „nicht-Pareto-relevanten“ Externalitäten (gelegentlich auch bezeichnet als Gegensatz zwischen „nicht-markt-vermittelten“ und „markt-vermittelten“ Externalitäten).

(4) Viertens, und natürlich nicht unabhängig von den zuvor genannten Punkten, gab es in den 1950er und 1960er Jahren eine deutliche Verlagerung des theoretischen Interesses weg von der Partialanalyse und hin zur Allgemeinen Gleichgewichtstheorie. Diese Verlagerung in der Argumentationsweise, die oft sogar in partialanalytischen Beiträgen sichtbar wird (etwa daran, dass die Autoren in Fußnoten auf die begrenzte Aussagefähigkeit ihrer Resultate vor dem Hintergrund eines allgemeinen Gleichgewichtsmodells hinweisen), hatte zwei eng miteinander zusammenhängende Konsequenzen. Zum einen wurden steigende Erträge, die durch *technologische* Ersparnisse verursacht sind, als unvereinbar mit der Existenz eines allgemeinen Gleichgewichts bei vollkommener Konkurrenz angesehen – und daher häufig per Annahme ausgeschlossen. Andererseits wurde das Konzept *pekuniärer* externer Ersparnisse (und Nachteile) zunehmend als überflüssiges und theoretisch unsinniges Konzept betrachtet, dessen Verwendung am besten gänzlich unterbleiben sollte.¹⁶

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sich im Verlauf der 1960er Jahre ein Konsens bezüglich der Behandlung von „externen Erspar-

¹⁶ Der Autor eines bekannten Übersichtsartikels formulierte diese verbreitete Sichtweise so: „The term external *pecuniary* diseconomies was proposed to cover the case of a rising supply price that is the result solely of changes in relative factor prices as output expands. But in the complete absence of external effects, rising supply price is an implication of any interdependent economic model having such familiar features as production functions homogenous of degree one, imperfectly elastic factor supplies, and factor proportions differing from one product to another. [...] Therefore to invoke the term pecuniary external diseconomies to „explain“ supply curves that are in fact already explained by this familiar interdependent economic system simply in order to distinguish them from external diseconomies proper [...] strikes one today as, perhaps, a verbal extravagance.“ (*Mishan* 1971: 6).

nissen“ herausgebildet hat, der folgende Merkmale aufweist. In einem Allgemeinen Konkurrenzgleichgewicht sind pekuniäre Externalitäten unter wohlfahrtstheoretischen Aspekten nicht relevant, da sie nicht mit Ineffizienzen einhergehen. Das Problem der Monopolbildung, dem man mit dem Konzept der pekuniären externen Ersparnisse zu entgehen sucht, indem man firmeninterne Ersparnisse in der betrachteten Industrie per Annahme ausschaltet, begegnet man allerdings wieder, da fallende Inputpreise in einer Industrie letztlich immer nur durch firmeninterne technologische Ersparnisse in einer Zulieferindustrie verursacht sein können: „All pecuniary external economies must be due to technological economies somewhere in the system“. Die moderne Formulierung von externen Ersparnissen oder Nachteilen müsse daher in Form von „direkter Interaktion“ erfolgen, in dem Sinne, das eine externe Variable wie zum Beispiel die Outputmenge der Gesamtindustrie oder die Outputmenge(n) einer oder mehrerer Firmen der gleichen oder einer anderen Industrie als Argument in die Produktions- oder Kostenfunktion einer Firma eingehen: „In its modern version, the notion of external economies proper – that is: Viner’s technological variety – belongs to a more general doctrine of ‚direct interaction‘“ (Bator 1958: 356–8).

III. Chipmans Konzept „parametrischer externer Ersparnisse“

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen muss auch die von John Chipman (1970) vorgeschlagene Formalisierung von externen Ersparnissen gesehen werden. Chipman hatte die *parametrische* Behandlung externer Ersparnisse bereits im zweiten Teil seines berühmten Überblicksartikels zur Außenwirtschaftstheorie vorgeschlagen, im Anschluss an eine kritische Diskussion der vorhandenen Literatur zu externen Ersparnissen (vgl. *Chipman* 1965: 736–49). Chipman stellte sein neues Konzept dort in direkter Abgrenzung zu Viners Darstellung vor, zu der er bemerkte:

Viner ... dealt with external economies (1931, Chart V, p. 39) [= Abb. 1] by assuming each firm’s average and marginal cost curves to fall vertically, so that industry output can increase only ‚as the result of increase in the number of producers‘ (p. 40). ... This is an arbitrary and quite unnecessary assumption. All that needs to be assumed is that the individual entrepreneur does not take *account* of the fact that increases in his output lead to a fall in his cost curves, in precisely the same way that he does not take account of the fact that increases in his output lead to a fall ... in his horizontal demand curve. (*Chipman* 1965: 743)

In Chipmans Formulierung werden die Ersparnisse, anders als bei Viner, begriffen als ein durch Outputerhöhungen der einzelnen Firmen hervorgerufenen Phänomen; sie sind *firmen-extern* nur „in the minds of the individual entrepreneurs“ (*Chipman* 1970: 350), obgleich sie tatsächlich *firmenintern*

generiert werden. Viners Annahme einer zunehmenden Industrieoutputmenge bei konstanten Produktionsmengen der einzelnen Firmen ist zweifellos arbiträr und unplausibel, aber es kann wohl zu Recht bezweifelt werden, ob Chipmans parametrische Behandlung eine plausiblere und weniger arbiträre Begründung liefert. Chipman motiviert sie damit, dass auf der Ebene der Industrie merkliche Ersparnisse dadurch generiert werden, dass viele Firmen ihren Output im Gleichschritt erhöhen, der Beitrag jeder einzelnen Firma dazu aber so gering ist, dass er von den ihn generierenden Unternehmen als vernachlässigbar klein eingestuft wird.¹⁷

1. Chipmans parametrische Behandlung externer Ersparnisse

Chipmans Formulierung (1970: 347–58) kann wie folgt zusammengefasst werden. Die Produktionsfunktion einer Firma in der i -ten Industrie ist gegeben durch:

$$(1) \quad y_{iv} = k_i z_{iv}, \quad \text{mit } k_i \geq 0; v = (1, 2, \dots, N_i),$$

wobei y_{iv} die Menge der i -ten Ware angibt, die von der v -ten Firma in der Industrie i erzeugt wird. Der Term z_{iv} bezeichnet die Menge an Arbeit, die von dieser Firma eingesetzt wird, und N_i ist die Anzahl der Firmen in der i -ten Industrie. Die aggregierten Input- und Outputmengen der Industrie sind dann gegeben durch

$$(2) \quad y_i = \sum_{v=1}^{N_i} y_{iv} \quad \text{und} \quad z_i = \sum_{v=1}^{N_i} z_{iv},$$

und die *subjektive* Produktionsfunktion der Industrie i ist:

$$(3) \quad y_i = K_i z_i.$$

Chipman bezeichnet diese Funktion als „subjektive“ Produktionsfunktion, weil K_i als Parameter behandelt wird, obgleich es sich tatsächlich um eine Variable handelt, die von der aggregierten Inputmenge z_i der Firmen in Industrie i abhängt:

¹⁷ Ein zusätzliches Argument für Chipmans Modellierung hat Parrinello vorgebracht: „The firm neglects the impact of its choice of techniques on the technology ... not only because such an impact is small, but also because the firm does not know the direction of the small change.“ (Parrinello 2002: 253).

$$(4) \quad K_i = k_i z_i^{\rho_i - 1}, \quad \text{mit } k_i > 0; \quad 0 < \rho_i < \infty.^{18}$$

Die *objektive* Produktionsfunktion der Industrie i erhält man durch Einsetzen von Gl. (4) in Gl. (3):

$$(5) \quad y_i = k_i z_i^{\rho_i}$$

Mit $\rho_i > 1$ weist die *objektive* Produktionsfunktion steigende Skalenerträge auf und führt so zu einer negativ geneigten langfristigen Industrieangebotskurve. Zur Herleitung der Faktornachfrage der einzelnen Firma wird aber auf die *subjektive* Produktionsfunktion (mit konstanten Skalenerträgen) zurückgegriffen. Die *objektive* Produktionsfunktion wird hingegen verwendet mit Bezug auf wohlfahrtstheoretische Aussagen. Beide sind relevant für die Analyse des Konkurrenzgleichgewichts. Auf dieser Modellbasis konnte *Chipman* (1970: 351) zeigen, dass ein Konkurrenzgleichgewicht existiert, welches im Allgemeinen jedoch nicht Pareto-optimal ist.

Ein eigentümliches Charakteristikum von *Chipmans* Beitrag ist die Verwendung eines spezifischen allgemeinen Gleichgewichtsmodells, das es erlaubt, eine Partialanalyse für einzelne Industrien unabhängig vom Rest der Ökonomie durchzuführen. Dies wird erreicht, indem alle inter-industriellen Verflechtungen zwischen den Industrien mittels geeigneter Annahmen ausgeschlossen werden. Im Einzelnen vereinfacht *Chipman* seine Analyse durch die Annahme, dass nur ein einziger originärer Produktionsfaktor („Arbeit“) und keine „intermediären Inputs“ eingesetzt werden, sowie einheitliche Proportionen in der Konsumnachfrage vorliegen. Zusätzlich nimmt *Chipman* die Faktorangebotsmenge als gegeben an, d.h. er unterstellt, dass „labor is in perfectly inelastic supply“ (1970: 372). Unter diesen speziellen Annahmen gilt:

The system is completely decomposable, and solvable industry by industry. Thus the classical Marshallian and Pigovian diagrams may be used to depict the solution for each {industry} i . (*Chipman* 1970: 361–2)

Es verdient hervorgehoben zu werden, dass *Chipmans* spezielles allgemeines Gleichgewichtsmodell genau diejenigen Bedingungen erfüllt, die *Sraffa* (1998 [1925]: 362–3) als notwendig identifiziert hatte, um externe Ersparnisse mit der Partialanalyse kompatibel zu machen (d.h. die notwen-

¹⁸ Der Skaleneffekt kann auch verbunden werden mit der aggregierten *Output*-menge der betrachteten Industrie, indem man annimmt, dass $K_i = \mu_i y_i^{\eta_i}$, mit $-\infty < \eta_i < 1$, wobei μ_i und η_i gegebene Parameter sind. Für $\eta_i = 1$ ist der Output unbegrenzt; für $\eta_i = -\infty$ ist er eine Konstante.

dig sind, um die (firmen-)externen Ersparnisse zugleich als auf eine einzelne Industrie beschränkt, also als „industriintern“, behandeln zu können).¹⁹

Chipman (1970: 350) betonte, dass sein Konzept der parametrischen externen Ersparnisse als eine Formalisierung von *Viners* Konzept der *technologischen* externen Ersparnisse aufzufassen sei, meinte aber, die Formulierung lasse sich ohne größere Schwierigkeiten auch auf *pekuniäre* externe Ersparnisse anwenden. Er scheint dabei übersehen zu haben, dass in dem von ihm unterstellten Modellrahmen technologische Ersparnisse tatsächlich die einzige Art von externen Ersparnissen sind, die abgebildet werden können. *Chipman* schrieb:

In the formulation of this paper, all parametric external economies of scale are ‚technological‘ rather than ‚pecuniary‘ in *Viner’s* sense, ... though I do not regard the distinction as at all crucial; a more general formulation could take care of both kinds, and indeed a mere redefinition of factor quantities in terms of ‚efficiency units‘ would transform technological economies into pecuniary ones. (1970: 350)

Chipmans Aussage zur Transformierbarkeit bezieht sich offenbar auf die Möglichkeit, einen Vorschlag von *Robinson* (1933: 332) aufgreifend, nicht-homogene Faktoren zu behandeln als ob es sich um homogene handeln würde, indem ein „corrected natural unit“ für deren Messung verwendet wird. Aber eine solche Re-definition von Faktormengen in Ausdrücken von Effizienzeinheiten („efficiency units“) ist tatsächlich „a mere aberration“, wie *Robinson* (1941: 236n) später selbst eingestanden hat, und nicht eine Methode, mittels derer sich pekuniäre externe Ersparnisse im Sinne *Viners* behandeln lassen. Was damit erreicht werden kann ist lediglich, dass technologische Ersparnisse, die durch *qualitative* Inputverbesserungen hervorgerufen werden, als pekuniäre Ersparnisse *erscheinen*, weil sie sich als Kostensenkungen darstellen lassen. Aber das von *Viner* mit dem Begriff „pekuniäre externe Ersparnisse“ bezeichnete Phänomen, das sich auf veränderte Preise der *gleichen* Faktorinputs bezieht, kann damit nicht abgebildet werden. Tatsächlich kann es in dem von *Chipman* unterstellten Analyserahmen gar nicht auftreten: Wenn es keine intermediären Inputs gibt und der einzige originäre Faktor in unveränderlicher Menge gegeben ist, dann ist es offenkundig unmöglich, dass es in einer Industrie Kostenreduktionen aufgrund fallender Inputpreise geben kann, die durch ihre eigene Expansion ausgelöst werden.

¹⁹ Vgl. auch *Freni* (2001: 371).

2. Eine Rehabilitation von Marshalls Partialanalyse mit externen Ersparnissen?

Chipmans eigentümlicher Modellrahmen ist ein geschickt konstruiertes Instrument, das ihm dazu dient, zwei Ziele zugleich verfolgen zu können. Das erste Ziel Chipmans bestand darin, ein Modell eines allgemeinen Wettbewerbsgleichgewichts zu formulieren, in dem die Firmen mit steigenden, fallenden oder konstanten Skalenerträgen produzieren (1970: 348). Zweitens sollte das Modell aber auch einen direkten Vergleich mit „Marshall’s original treatment ... [and] a rehabilitation of the doctrine evolved by Marshall, Pigou, and R. F. Kahn to the effect that industries with greater than average returns to scale should be subsidized and those with less than average returns should be taxed“ ermöglichen (1970: 348, 351). Chipmans spezieller Modellrahmen ermöglichte die simultane Erreichung beider Zielsetzungen, hinderte ihn aber auch daran, zwei getrennte Probleme klar voneinander zu unterscheiden: Das Problem der Kompatibilität von steigenden Erträgen mit einem Wettbewerbsgleichgewicht einerseits, und das Problem der Kompatibilität von externen Ersparnissen mit der partiellen Gleichgewichtsanalyse andererseits.

In seinem Überblicksartikel zur Außenwirtschaftstheorie stellte Chipman fest: „The chief casualty of Sraffa’s 1926 paper was the concept of external economies“ (1965: 742). In dem Aufsatz von 1970 griff er diese Aussage wieder auf und präziserte seine Auffassung in folgender Weise:

Are increasing returns compatible with perfectly competitive equilibrium? This was once a lively subject of debate. The debate appears to have petered out in the 1930’s, with nobody the apparent winner. ... Most likely, the reason is that the weight of opinion was on the side of the skeptics, led by Piero Sraffa, and consequently the Marshallian theory gave way to the new theories of imperfect and monopolistic competition. Since these new theories could handle internal as well as external economies of scale, the old issue no longer seemed relevant. (*Chipman* 1970: 347–8)

Aber da Chipman gerade zeigen wollte, dass steigende Skalenerträge mit einem Wettbewerbsgleichgewicht vereinbar sind (vorausgesetzt, sie werden als parametrische externe Ersparnisse formalisiert), hielt er es offenbar für notwendig, Sraffas Einwände gegen Marshalls Konzept der externen Ersparnisse zurückzuweisen:

Referring to the concept as used by Marshall (1920), he [Sraffa] concluded (1926, p. 540) that ‚in so far as external economies of the kind in question exist, they are not likely to be called forth by *small* increases in production.‘ But it is precisely the *smallness* of their relative impact on any one firm which makes such economies *external*; external economies of the Marshallian kind may be defined as economies that are so widely diffused and so imperceptible in relation to an individual firm’s output that they are ignored, that is, treated as negligible in the mind of the entre-

preneur. This discontinuity – the treatment of something small as if it were equal to zero – is essential to the whole argument. (*Chipman* 1965: 742)

Chipmans Aussage liegt offenbar ein Missverständnis mit Bezug auf den von Sraffa vorgebrachten Einwand zugrunde. Sraffa bezieht sich in der von Chipman zitierten Passage nämlich nicht auf die „smallness of the *relative impact on any one firm*“, sondern auf die „smallness of the *output change of the entire industry*“. Sein Argument war, dass *kleine* Erhöhungen der Outputmenge der betrachteten Industrie kaum nennenswerte „externe Ersparnisse“ im Sinne Marshalls hervorrufen können, während *große* Erhöhungen der Outputmenge einer Industrie in einer partiellen Gleichgewichtsanalyse nicht in Betracht gezogen werden dürfen. Sraffas Einwand richtete sich somit auf die Unvereinbarkeit des Konzepts der externen Ersparnisse mit der Methode der partiellen Gleichgewichtsanalyse. Kurioserweise verwendete Chipman bei der Darstellung seines neuen Konzepts der parametrischen externen Ersparnisse genau das gleiche Argument wie Sraffa:

The concept [of parametric external economies] may be illustrated in terms of Adam Smith's pin factory. If a particular firm expands, some of the work can be divided and specialties will develop. Such specialized labor becomes available, at least part-time, to other firms in the industry. However, *only a substantial expansion in the industry* will provide enough openings for a pool of labor to develop with a specialized skill, and the contribution of a single firm to this process will be so imperceptible that it will be neglected by the entrepreneur. The change in the character of the labor force will be regarded as exogenous by all firms, even though each firm (by the laws of arithmetic) necessarily contributes to this process. (*Chipman* 1970: 349; Hervorhebung eingefügt)

Chipman scheint hier zu übersehen, dass eine „substantielle Expansion der Industrie“ mit einer partiellen Gleichgewichtsanalyse nicht vereinbar ist. Darüber hinaus versuchte Chipman auch, ein von Sraffa in seiner Kritik an Marshall verwendetes Argument gegen diesen selbst zu richten:

In proving that competition was incompatible with decreasing costs, Sraffa thought he had triumphed when he pointed out (p. 93): „demand price is assumed to be constant with respect to variations in the output of an individual firm in a competitive market (this is merely the definition of free competition).“ No one thought to add: supply price is assumed to be rising with respect to variations in the output of an individual firm in a competitive market (this is merely the definition of external economies). If a constant demand function can be given a parametric role for the individual firm, consistent with a falling industrial demand curve for the industry, then a rising supply (marginal cost) function can play a similar role, consistent with a falling supply curve for the industry. (*Chipman* 1965: 743)

Auch hier unterliegt Chipman einem Missverständnis: Sraffa hatte in seinen Aufsätzen von 1925 und 1926 *nicht* die Vereinbarkeit von vollkommener Konkurrenz mit sinkenden Kosten auf Industrieebene in Frage gestellt. Sein Argument lautete vielmehr, dass sinkende Kosten auf Industrieebene in einer

partiellen Gleichgewichtsanalyse nicht in Betracht gezogen werden können, da die Ersparnisse zugleich *firmen-extern*, aber *industrie-intern* sein müssen – ein Erfordernis, das nur in ausgesprochenen Spezialfällen erfüllt sein kann. (Genau einen solchen Spezialfall stellt Chipmans Modell, in dem alle inter-industriellen Verflechtungen per Annahme ausgeschlossen werden, dar.) Während es somit zutrifft, dass Chipmans Konzept „parametrischer externer Ersparnisse“ ein Lösung für das Problem bot, steigende Erträge, statische Bedingungen, und vollkommenen Wettbewerb miteinander zu vereinbaren (Bobulescu 2007: 368), wäre es falsch daraus zu schließen, dass es auch eine Lösung für das Problem bot, einen sinnvollen Platz für das Konzept der externen Ersparnisse in Marshalls Partialanalyse zu finden. Der von Sraffa gegen Marshalls partialanalytische Behandlung externer Ersparnisse vorgebrachte Einwand lässt sich damit nicht auszuräumen.

IV. Externe Ersparnisse in Krugmans Beiträgen zur Entwicklungs-, Außenhandels- und Raumwirtschaftstheorie

Steigende Erträge sind ein zentraler Bestandteil nahezu aller Krugman-Modelle. Es erscheint jedoch sinnvoll, die diversen Beiträge Krugmans in zwei Teilen zu diskutieren, weil es eine klare Trennlinie gibt mit Bezug auf die Rolle, die er dem Konzept der externen Ersparnisse zuweist, zwischen seinen frühen Arbeiten zur Außenwirtschafts- und Entwicklungstheorie und seinen späteren Beiträgen zur ökonomischen Geographie und zur Standorttheorie.

1. Krugmans frühe Arbeiten zur Außenwirtschafts- und Entwicklungstheorie

Die frühen Beiträge Krugmans zur „Neuen Außenwirtschaftstheorie“ (1979, 1980, 1981; Helpman und Krugman 1985) unterstellen das Vorliegen steigender Erträge auf Firmenebene, unter Anwendung von Chamberlins Modell der monopolistischen Konkurrenz mit Produktdifferenzierung, das in einen durch Symmetrieanahmen stark vereinfachten allgemeinen Gleichgewichtsrahmen eingebettet ist, aufbauend auf dem Dixit-Stiglitz Modell (Dixit/Stiglitz, 1977). Dabei wird typischerweise unterstellt, dass nur ein Produktionsfaktor („Arbeit“) existiert, dessen Angebotsmenge exogen gegeben ist, und alle Güter mit der gleichen Kostenfunktion,

$$l_i = \alpha + \beta x_i \quad i = 1, 2, \dots, n; \quad \alpha, \beta > 0,$$

produziert werden, wobei l_i die Arbeitsmenge zur Herstellung der i -ten Ware und x_i die Produktionsmenge dieses Gutes bezeichnet. Wegen der

Existenz von Fixkosten („set-up costs“) und konstanter Grenzkosten ergeben sich über den gesamten Bereich fallende Durchschnittskosten (mit abnehmender Rate). Wie *Krugman* (1980) gezeigt hat, kann die Einführung von Transportkosten in diesem Modelltyp zum Auftreten des sogenannten „Heimmarkt“-Effekts führen: Im Fall von zwei Industrien, die jeweils charakterisiert sind durch eine Vielzahl von differenzierten Produkten, wird ein Land dazu tendieren diejenigen Güter zu exportieren, für die es einen relativ großen heimischen Absatzmarkt gibt. Der Effekt beruht auf Nachfrageverbindungen („demand“ oder „forward linkages“), die Krugman als eine durch die Existenz von firmeninternen steigenden Erträgen hervorgerufene Externalität begreift.

Vollkommene Konkurrenzmodelle mit externen Ersparnissen betrachtete Krugman in seinen frühen Arbeiten als wenig interessant, da es schwierig sei, empirische Beispiele für technologische Externalitäten zu finden:

It is possible to imagine bees-and-flowers examples in which externalities arise from some physical spillover between firms, but empirically the most plausible source of positive externalities is the inability of innovative firms to appropriate fully the knowledge they create. ... In traditional international trade models with their reliance on perfect competition, however, externalities resulting from incomplete appropriability could not be explicitly recognized, because the knowledge investment by firms that is the source of the spillover could not be fitted. Investment in knowledge inevitably has a fixed-cost aspect; once a firm has improved its product or technique, the unit cost of that improvement falls as more is produced. The result of these dynamic economies of scale must be a breakdown of perfect competition. As a result, perfectly competitive models could not explicitly recognize the most plausible reason for the existence of external economies. (*Krugman* 1987b: 137)

Nach Auffassung Krugmans hat erst die Entwicklung von Außenhandelsmodellen mit monopolistischem Wettbewerb die Möglichkeit geschaffen, technologische externe Ersparnisse in die Außenwirtschaftstheorie zu integrieren:

The dynamic scale economies associated with investment in knowledge are just another reason for the imperfection of competition that has already been accepted as the norm. External economies can now be identified with incomplete appropriability of the results of R&D, which immediately suggests that they are most likely to be found in industries where R&D is an especially large part of costs. So by making tractable the modelling of a specific mechanism generating externalities, the new trade theory also seems to offer guidance on where these externalities are likely to be important. (*Krugman* 1987b: 137–8)

In den frühen Arbeiten Krugmans findet sich nur in „Trade, Accumulation, and Uneven Development“ (1981) eine Modellspezifikation mit technologischen externen Ersparnissen bei vollkommener Konkurrenz. Krugman präsentiert dort ein zweisektorales Modell, das einige Ideen der „Uneven

development“-Literatur (Lewis 1954, Hirschman 1958) abbilden soll. Während der landwirtschaftliche Sektor annahmegemäß konstante Skalenerträge aufweist, liegen im industriellen Sektor firmenextern steigende Erträge vor, die in folgender Weise eingeführt werden:

Manufacturing will require both capital and labor. It will be assumed that, *from the point of view of an individual firm*, the unit capital and labor requirements are fixed. In the aggregate, however, unit capital and labor requirements will not be constant; instead, in each region they will be decreasing functions of the region's aggregate capital stock. Letting c_N, c_S, v_N, v_S be the unit capital and labor requirements in North and South, respectively, we have

$$c_N = c(K_N), \quad c_S = c(K_S), \quad v_N = v(K_N), \quad v_S = v(K_S),$$

where $c', v' < 0$. I will, however, assume that the absolute value of the elasticity of unit input requirements with respect to output is less than one, so that total input requirements rise as manufacturing output rises. (Krugman 1981: 150–51)

Diese Spezifikation weist offenkundig gewisse Gemeinsamkeiten mit Chipmans Formulierung auf (ohne dass dessen Beitrag erwähnt wird). Aber im Unterschied zu Chipman sah Krugman keinen großen Vorteil darin, dass eine solche Spezifikation es erlaubt, an der Annahme vollkommenen Wettbewerbs festzuhalten. Denn er vertrat die Auffassung, dass die Ursache für externe Ersparnisse grundsätzlich immer in der Existenz firmeninterner Ersparnisse begründet sein müsse, die man daher auch explizit abbilden sollte. Er fragte:

Can external economies be justified in microeconomic terms? ... The justifications for technological externalities have, of course, been familiar since Marshall. Even if economies of scale are internal to firms, internal economies in the production of intermediate inputs can behave like external economies for the firms which buy them. So it is certainly legitimate to make use of the concept. What may be questioned is whether external economies are empirically important or, if they are, whether they are more important in manufacturing than in agriculture. (Krugman 1981: 151)

Eine systematische Darstellung der analytischen Behandlung von steigenden Erträgen in der Neuen Außenwirtschaftstheorie findet sich bei Helpman/Krugman (1985). Den größten Raum in ihrer Darstellung nimmt die Abbildung firmenintern steigender Erträge in Oligopolmodellen und in Modellen mit monopolistischem Wettbewerb ein, aber die Autoren geben auch einen kurzen Überblick über Modelle mit externen Ersparnissen in der Außenwirtschaftstheorie (Ethier 1979, 1982a, 1982b; Panagariya 1980, 1981). Helpman/Krugman zufolge ist es auf einfache Weise möglich „both to streamline and to generalize this approach“ (1985: 45). Die vorgeschlagene Formulierung ist in der Tat gänzlich unspezifisch und so „allgemein“, dass kaum noch erkennbar ist, worin ihr Erklärungsgehalt bestehen soll:

The production function of a representative firm in sector i of country j , is assumed to depend on the worldwide vector of external effects ξ and on the vector of inputs v_i employed by the firm. Letting x_i be the firm's output level, we have

$$x_i = f_i^j(v_i, \xi), \quad i \in I, j \in J,$$

where $f_i^j(\cdot)$ is strictly quasiconcave and positively linear homogenous in v_i , with non-negative marginal products of v_i The vector of external effects ξ describes all the elements in the world economy that can potentially affect productivity of a firm in any sector and any country. ... We allow for output-generated external effects, input-generated external effects, and any other external effects that can be represented in this form. This formulation allows for sector-specific effects, country-specific effects, worldwide effects, and spillover effects, both across sectors and across countries. The external effects can be positive or negative. (*Helpman/Krugman* 1985: 45–6)

Die Autoren sehen aber nur eine sehr begrenzte Rolle für „External economies“ Modelle in der Außenwirtschafts- und Entwicklungstheorie. Denn obgleich die formale Darstellung keine großen Schwierigkeiten bereite, sei das Konzept der externen Ersparnisse wenig brauchbar, da es den dahinter stehenden Begründungen an Plausibilität mangle. Nach Auffassung von *Helpman/Krugman* lassen sich drei unterschiedliche Begründungen für externe Ersparnisse anführen – von denen jedoch keine wirklich zu überzeugen vermag:

How does one justify the way industry output enters into the firm's production function? One justification, invoked by authors from Marshall (1920) to Ethier (1979), is the argument that a larger industry is able to support production of a wider variety of intermediate inputs at lower costs. If this is the reason for industry economies of scale, however, the problem of handling the effects of scale economies on market structure has not really been solved. Rather, it has been concealed through an incomplete specification of the model. As we will show ..., certain special assumptions about the market structure of the intermediate goods industry can cause the economy to behave as if there are true technological external economies, but this is by no means a general result. (*Helpman/Krugman*, 1985: 37)

In dem betreffenden Kapitel führen *Helpman* und *Krugman* dann differenzierte „intermediate goods“ ein, die mit *firmen-intern* steigenden Erträgen unter Bedingungen monopolistischer Konkurrenz erzeugt werden, während die Endprodukte, welche mittels dieser Zwischenprodukte erzeugt werden, konstante Skalenerträge aufweisen. Sie zeigen dann, dass die Implikationen für die resultierenden Handelsgleichgewichte entscheidend davon abhängen, welche Annahmen über die Handelbarkeit bzw. Nicht-Handelbarkeit der intermediären Güter gemacht werden. Bei handelbaren intermediären Gütern ergeben sich international steigende Skalenerträge (*Ethier* 1979, 1982), denn in diesem Fall existieren „effectively increasing returns

to the production of the final good“ (1985: 113), während bei nicht-handelbaren intermediären Gütern alle über „backward“ und „forward linkages“ miteinander verbundenen Industrien in einem Land konzentriert sein müssen. In diesem Fall liegen nur auf nationaler Ebene implizit steigende Skalenerträge in der Herstellung des Endproduktes vor. Da es sich in beiden Fällen um pekuniäre externe Ersparnisse handelt, spielt neben der Handelbarkeit der intermediären Inputs auch die Marktstruktur der Zulieferindustrien eine Rolle für die Kosten- und Angebotsituation in der Endproduktindustrie. *Krugman* und *Helpman* bemängeln zu recht, dass „in an external effects approach, the nature of inter-industry linkage is obscure because it is hidden inside a black box. It is not clear what one ought to look for as a source of linkage effects“ (*Helpman/Krugman* 1985: 87).

Auch das zweite Erklärungsmuster komme letztlich nicht ohne Rekurs auf *firmenintern* steigende Erträge aus:

A second potential justification for the external economy type of model is to argue that it is really an internal economy story in which something [i.e. thread of entry] is constraining firms to price at average cost.²⁰ ... {H}owever, average cost pricing imposed by the thread of entry is not always the same in its implications for international trade as average cost pricing resulting from perfect competition and constant private returns to scale. (*Helpman/Krugman*, 1985: 37)

Die Autoren ziehen daraus den Schluss, dass firmeninterne Ersparnisse explizit als solche abgebildet werden sollten, mittels der Verwendung von Modellen mit unvollkommenem Wettbewerb. „External economies“ Modelle stellen nur ein unzureichendes Substitut dar, das wichtige Zusammenhänge verdeckt, ohne dass damit zusätzliche Vorteile verbunden seien. Und auch die dritte Begründung für die Verwendung von „External economies“ Modellen wird von *Krugman* und *Helpman* verworfen:

Finally, it is possible to argue that there are external economies resulting from the inability of firms to appropriate knowledge completely. ... This is a true externality; however, it is hard to envisage it leading to a relationship such as $[x_i = f_i^j(v_i, \xi)]$. In the first place, innovative industries will ordinarily not be perfectly competitive. Further, an emphasis on the generation of knowledge points one in the direction of a dynamic rather than a purely static model. (*Helpman/Krugman*, 1985: 37)

Nach Auffassung von *Helpman* und *Krugman* weisen „External economies“ Modelle gravierende konzeptionelle Probleme auf, die sie zu dem abschließenden Urteil kommen lassen: „Given these objections, it seems that one should regard the static external economies model as at best a rough proxy for more complex models“ (*Helpman/Krugman*, 1985: 37).

²⁰ Diese Rechtfertigung wurde auch von *Ethier* (1979: 4; 1982b: 1245) und von *Panagariya* (1980: 502) vorgebracht.

Die gleiche Meinung vertrat Krugman auch in der Einleitung zu einer Aufsatzsammlung mit dem Titel *Rethinking International Trade* (1990):

The principal obstacle to formal modelling of increasing returns in trade before the 1970s was the problem of market structure. In general, increasing returns are inconsistent with perfect competition ... The only exception is where the increasing returns are wholly external to firms ... External economies are, however, theoretically awkward and empirically elusive. (Krugman 1990: 4)

Die von Krugman eingeleitete Rehabilitation von Marshalls Konzept der externen Ersparnisse in der Außenwirtschafts- und Entwicklungstheorie erfolgte ohne Rückgriff auf Chipmans Formalisierung in Form parametrischer externer Ersparnisse. Für ihn sind externe Ersparnisse unverzichtbar mit firmenintern steigenden Erträgen und damit mit unvollkommenen Konkurrenzmodellen verbunden. Die in der Literatur anzutreffende Behauptung, der zufolge Chipmans Formulierung „provided the starting point for contemporary analyses (Krugman, Helpman, Ethier, Panagariya), which use parametric external economies as a logical continuation of the Marshallian tradition“ (Bobulescu 2007: 368) ist unzutreffend.²¹ Krugman zufolge waren es vielmehr die neu entwickelten Modelle des allgemeinen Gleichgewichts mit monopolistischem Wettbewerb und die Oligopol-Modelle mit Cournot-Wettbewerb, die den Weg frei gemacht haben für die erneute Beschäftigung mit externen Ersparnissen:²²

Somewhat surprisingly, a side product of the emergence of models that combine industrial organization and trade theory has been a mild resurgence of interest in external economies. This is partly because some models with increasing returns give rise to effects that closely resemble external economies, for example, when there are increasing returns in the production of intermediate goods. More important, perhaps, is that once the role of increasing returns was legitimized as a concern of trade theory, all forms of increasing returns were given greater respect. It is also true that some of the modelling tricks used to make industrial organization models tractable turn out to work on external economies too. (Krugman 1990: 4–5)

²¹ Chipmans Konzept parametrischer externer Ersparnisse wurde lediglich von Panagariya (1980, 1981) aufgegriffen; in den Beiträgen von Ethier, Krugman, und Krugman und Helpman fand es hingegen keine Verwendung.

²² In einem anderen Aufsatz bemerkt Krugman, dass frühere Autoren (gemeint ist Ohlin) die Neigung hatten „to fuzz over the distinction between internal economies of scale and external increasing returns.“ Erst spätere Theoretiker „finally managed to ‚tame‘ imperfect competition and hence to feel comfortable talking about internal scale economies“ (2002: 6, 7).

2. Externe Ersparnisse in Krugmans Beiträgen zur „New economic geography“

In seinen frühen Arbeiten zur Außenwirtschafts- und Entwicklungstheorie richtete Krugman die Aufmerksamkeit vornehmlich auf Modelle monopolistischen Wettbewerbs mit firmenintern steigenden Erträgen. Erst in den 1990er Jahren, als er sich Fragen der Standortwahl und der Erklärung von Agglomerationsphänomenen zuwandte, begann Krugman, externe Ersparnisse stärker in den Mittelpunkt zu rücken. Rückblickend stellte er später selbstkritisch fest:

During the early years of the new trade theory, I was strongly committed to the view that internal economies of scale, leading to intra-industry trade in differentiated products, were where the important action was; ... I now tend to believe that external economies are at least equally important. (Krugman 1994: 23)

Dieser Wandel in seiner Einschätzung der Rolle externer Ersparnisse ist Krugman zufolge vor allem darauf zurückzuführen, dass ihm die große empirische Bedeutung *pekuniärer externer Ersparnisse* erst später klar geworden sei. Den Kern seiner Beiträge zur Neuen ökonomischen Geographie bildet das sogenannte „Core-periphery“ Modell, in dem *pekuniäre* externe Ersparnisse eine der Hauptantriebskräfte zur Agglomeration darstellen. Krugmans Einwände gegenüber Modellen, die ausschließlich auf *technologische* externe Ersparnisse abstellen, blieben jedoch weiterhin bestehen:

I shall adopt the working assumption that the externalities that sometimes lead to emergence of a core-periphery pattern are pecuniary externalities associated with either demand or supply linkages rather than purely technological spillovers. In competitive general equilibrium, of course, pecuniary externalities have no welfare significance and could not lead to the kind of interesting dynamics we shall derive later. Over the past decade, however, it has become a familiar point that in the presence of imperfect competition and increasing returns, pecuniary externalities matter; for example, if one firm's actions affect the demand for the product of another firm whose price exceeds marginal cost, this is as much a „real“ externality as if one firm's research and development spills over into the general knowledge pool. At the same time, by focusing on pecuniary externalities, we are able to make the analysis much more concrete than if we allowed external economies to arise in some invisible form. (This is particularly true when location is at issue: how far does a technological spillover spill?). (Krugman 1991b: 485)

Bei der in *Geography and Trade* (1991d) vorgestellten Prototyp-Version des „Core-periphery“ Modells handelt es sich um eine weitere Variante des von *Dixit* und *Stiglitz* (1977) entwickelten Modell des monopolistischen Wettbewerbs.²³ Steigende Skalenerträge im Industriesektor werden eingeführt mittels einer linearen Kostenfunktion mit einer Fixkostenkomponente;

²³ Für ein ähnliches Modell siehe auch Krugman (1991c).

die Firmen stellen gleichartige, aber nicht völlig identische Industrieprodukte her (*Krugman* 1991d: 103). Daneben existiert ein landwirtschaftlicher Sektor, in dem mit konstanten Erträgen produziert wird. Die Einführung von Transportkosten führt dann zur Möglichkeit des Auftretens eines „Core-periphery“ Musters, mit räumlicher Konzentration von Industriebetrieben und Industriearbeitskräften in einer Region (oder in einem Land) und einer auf landwirtschaftliche Produktion ausgerichteten Peripherie. In *Geography and Trade* diskutierte Krugman auch die drei von Marshall vorgebrachten Argumente für das Auftreten externer Ersparnisse: Arbeitsmarkt-Pooling (labour market pooling), Spezialisierte Anbieter (specialized suppliers), und Wissensexternalitäten (knowledge spillovers).²⁴ Krugman zeigte anhand eines kleinen Modells, das bei einem regionalen Firmencluster externe Ersparnisse aus Arbeitsmarkt-Pooling entstehen, wenn sowohl die Arbeitgeber wie auch die Arbeitnehmer unter Unsicherheit agieren (1991d: 38–40 und 123–7). Er betonte aber, dass daneben auch die Anwesenheit von firmenintern steigenden Skalenerträgen zwingend erforderlich ist:

Uncertainty alone won't generate localization. You need increasing returns as well. The key point is that in order to make a pooled labor market advantageous, I needed to assume that each firm had to choose one location or the other, not both. If each firm could produce in both locations, or for that matter if each firm could be split into two identical firms, one in each place, then the full „portfolio“ of firms and workers could be replicated in each location, and the motivation for localization would be gone. But the most natural justification for the assumption that firms do not locate in both places is that there are sufficient economies of scale to militate for a single production site. So it is the *interaction* of increasing returns and uncertainty that makes sense of Marshall's labor pooling argument for localization. (1991d: 40–41)

Auch die „Spezialisierte Anbieter Geschichte“ kann Krugman zufolge zur Begründung steigender Erträge auf Industrieebene nicht ohne *firmeninterne* Ersparnisse und somit ohne unvollkommene Konkurrenz auskommen. Denn gegen die Existenz firmenextern steigender Skalenerträge spreche das „Replikationsargument“:

The intermediate inputs story, like the labor pooling story, depends crucially on at least some degree of economies of scale. If there were no economies of scale in the production of intermediate inputs, then even a small-scale center of production could replicate a large one in miniature and still achieve the same level of efficiency. It is only the presence of increasing returns that makes a large center of production able to have more efficient and more diverse suppliers than a small one. (1991d: 49)

Nur die dritte von Marshall vorgebrachte Begründung für externe Ersparnisse kommt ohne firmenintern steigende Erträge aus: Wissensübertragung-

²⁴ Siehe *Marshall* (1920 [1890]: Buch V, Kapitel XII).

gen („knowledge spillovers“) zwischen räumlich nah beieinander liegenden Firmen lassen sich als rein technologische Externalitäten behandeln (1991d: 52–3). Krugman sieht aber keinen besonderen Grund, Wissensübertragungen auf diese Weise zu behandeln; der Hauptgrund für die Verwendung dieser Art der Darstellung liege vielmehr darin, dass „economists with a conventional background still have a hankering to preserve perfect competition in their models; purely technological externalities do this“ (1991d: 53). Krugman meldete gleichwohl Bedenken gegenüber dieser Art der Formulierung an. Erstens, weil „knowledge spillovers“ typischerweise in forschungsintensiven Industrien mit hohen Fixkosten auftreten, die charakterisiert sind durch unvollkommene Konkurrenz. Zweitens, weil sie zu einem Typus von Ersparnissen gehören, die modellmäßig nicht erfasst werden können „other than by assumption. ... Knowledge flows ... are invisible; they leave no paper trail by which they may be measured and tracked, and there is nothing to prevent the theorist from assuming anything about them that she likes“ (1991d: 53–4). Krugman zufolge ergeben sich steigende Erträge aus regionalen Firmenclustern im Allgemeinen aus einer Kombination von internen und externen Ersparnissen unter Bedingungen unvollkommener Wettbewerbsmärkte – und sollten auch in dieser Weise modelliert werden.²⁵ Er betonte, dass erst die jüngeren Entwicklungen in der Außenhandels- und Standorttheorie den Weg frei gemacht hätten für eine Rehabilitation des Konzepts der externen Ersparnisse:

In the early years of the new trade theory, external economies were something we were trying to get away from, for at least three reasons. First, the existing tradition of external economy models suggested that they were analytically very awkward. Second, the whole thrust of the theory was towards trying to model the role of imperfect competition, as a way of saying something new. Finally, external economies, which by definition don't leave a paper trail, were thought to be very elusive.

At this point, however, all three objections to looking for external economy explanations of trade have lost much of their force. ... The same tricks that make monopolistic competition models tractable seem to work pretty well on external economy models too. The respectability of the new trade theory is now sufficiently established that one need not differentiate it by emphasizing the imperfect

²⁵ Dies hinderte ihn aber nicht daran, Marshalls Argument in seinem Lehrbuch in Form einer reinen „externen Ersparnis“ Formulierung wiederzugeben. *Krugman und Obstfeld* (2006: 136–9) listen die gleichen drei Quellen von steigenden Erträgen aus regionalen Firmenclustern auf (labour market pooling, specialized suppliers, und knowledge spillovers), und dann „represent external economies simply by assuming that an industry's costs are lower, the larger the industry. *If we ignore possible imperfections in competition*, this means that the industry will have a *forward-falling supply curve*: The larger the industry's output, the lower the price at which firms are willing to sell their output“ (ibid.: 139; erste Hervorhebung eingefügt).

competition aspect – and in any case we now know that imperfectly competitive markets in labour, intermediate goods and so on give rise to aggregate results that are in effect external economies. Finally, some useful approaches have emerged for at least identifying cases in which external economies may be significant. (Krugman 1994: 21)

Wie Krugman selbst erläutert, werden die neuen Modelle mit externen Ersparnissen von den gleichen „technischen Tricks“ getrieben, die in der neuen Außenhandelstheorie zuvor bereits erfolgreich für die Modellierung von firmeninternen Ersparnissen eingesetzt wurden. Im Kern bestehen diese Analysetricks aus zwei wesentlichen Vereinfachungen, die solche Modelle analytisch handhabbar machen: „Symmetry“ und „large numbers“.²⁶ Durch die Annahme, dass (i) „all n goods produced in each of the two countries are symmetric“, und (ii) „ n can be treated as if it were a continuous variable“, werden Krugmans Außenhandels- und Agglomerationsmodelle in ihrem Komplexitätsgrad erheblich reduziert. Es ist die Ausnutzung dieser technischen Vereinfachungen, die es Krugman ermöglichte, extrem einfache aber zugleich interessante Modelle mit externen Ersparnissen zu entwickeln. Letztere werden mittels einer überaus simplen Annahme eingeführt:

Both countries [$i = 1, 2$] share the same technology, with increasing returns that are country-specific and completely external to firms: $Q_i = L_i^\alpha$ $\alpha > 0$. (1994: 28)

Das von Krugman in *Development, Geography, and Economic Theory* (Krugman 1995) und in *The Spatial Economy* (Fujita, Krugman, und Venables 1999) verwendete Modell ist wiederum eines mit einem Industriesektor, der durch firmenintern steigende Erträge und monopolistische Konkurrenz geprägt ist, einem landwirtschaftlichen Sektor mit konstanten Skalenerträgen, und einer symmetrischen CES-Nutzenfunktion vom Dixit-Stiglitz Typ. Die Einführung von Transportkosten führt dann zur Entstehung des sogenannten „Heimmarkt“ Effekts: das Land (oder die Region) mit der größeren Nachfrage (d. h. mit größerem Heimmarkt oder höherem Einkommen) hat einen größeren Industrieanteil und tendiert dazu, Industriegüter zu exportieren. Firmenintern steigende Erträge und Transportkosten reichen aus, um eine Agglomerationstendenz zu generieren. Darüber hinaus werden in dieser Art von Modellen zwei weitere Kräfte ins Spiel gebracht, die zur Agglomeration drängen: internationale (oder interregionale) Mobilität von Arbeitskräften und intermediäre Inputs. Beides ist verbunden mit pekuniären externen Ersparnissen.

Durch Einführung der Möglichkeit von Migrationsbewegungen der Arbeitskräfte als Reaktion auf internationale Lohndifferentiale kann der Markt-

²⁶ Siehe dazu auch Neary (2001: 557).

eintritt einer neuen Firma in einem Land (oder einer Region) zum Auslöser einer Zuwanderung von weiteren Arbeitskräften werden (ausgelöst über Lohnerhöhungen aufgrund steigender Arbeitsnachfrage), was wiederum die Nachfrage nach den lokal produzierten Varietäten erhöht (dies wird als ein sog. „demand linkage“ bezeichnet). Da die Migration aber durch reale Lohndifferentiale getrieben wird, reduzieren fallende Industriegüterpreise die Lebenshaltungskosten und lösen weitere Migrationsbewegungen aus, bis die Nominallohne sich so anpassen, dass die internationalen (oder regionalen) Reallohndifferentiale verschwinden. Daraus ergibt sich ein „cost linkage“, der die Durchschnitts- und Grenzkostenkurven der Firmen nach unten verschiebt.

Ein zweiter Kanal zur Generierung von Agglomerationstendenzen besteht in der Einführung von inter-industriellen Verflechtungen mittels der Einführung intermediärer Güter, die ebenfalls „forward“ und „backward linkages“ und somit über Preisänderungen vermittelte, d. h. pekuniäre externe Ersparnisse erzeugen. Mit intermediären Inputs wird die Verbindung zwischen firmenintern steigenden Erträgen und pekuniären Ersparnissen über den folgenden Einflusskanal etabliert: Wenn eine Firma ihr Produktionsniveau erhöht, dann erhöht sich die Nachfrage nach Inputs, die durch andere Firmen erzeugt werden. Die betroffenen Firmen fassen die Preiserhöhung für ihr Produkt als Signal auf, ihren eigenen Output zu erhöhen. Dadurch aber kommt es bei ihnen aufgrund firmenintern steigender Erträge zu einer Verminderung der Durchschnittskosten. Die Produktionsentscheidung der ersten Firma führt also zu externen Ersparnissen, vermittelt über Inputpreisreduktionen, die durch firmenintern sinkende Durchschnittskosten der Lieferfirmen ausgelöst werden.

V. Abschließende Bemerkungen

Im vorliegenden Aufsatz wurde untersucht, welche Beziehungen, Gemeinsamkeiten, und Unterschiede in der analytischen Behandlung von externen Ersparnissen bei Viner, Chipman, und Krugman bestehen. Es hat sich gezeigt, dass Viners graphischer Herleitung von negativ geneigten Industrieangebotskurven ursprünglich ein sogenannter „Ricardo-Marshall“-Modellrahmen zugrunde lag, und dass Viner vornehmlich auf *pekuniäre* externe Ersparnisse abstellte, weil er das Konzept der *technologischen* externen Ersparnisse als eine unrealistische Theoriekonstruktion ansah, für die sich kaum empirische Beispiele finden lassen. Es wurde dann argumentiert, dass Chipmans Konzept der parametrischen externen Ersparnisse auf die Formalisierung von *technologischen* externen Ersparnissen abstellt, und dass das Auftreten *pekuniärer* externer Ersparnisse in dem spezifischen Modellrahmen, den Chipman seiner Analyse zugrunde legte, logisch ausgeschlossen

ist. Chipmans Formulierung taugt daher auch nicht zur Rehabilitation von Marshalls Partialanalyse eines Wettbewerbsgleichgewichts mit steigenden Erträgen bzw. externen Ersparnissen.

Es wurde ferner gezeigt, dass auf der analytischen Ebene eine enge Verbindung zwischen Krugmans und Viners Behandlung von externen Ersparnissen besteht. Krugman betonte in seinen Arbeiten zur Außenwirtschaftstheorie und zur Neuen ökonomischen Geographie aus den 1990er Jahren die Bedeutung von *pekuniären* externen Ersparnissen, die sich entweder aus der Einführung von interindustriellen Verflechtungen (*inter-industry linkages*) in ein allgemeines Gleichgewichtsmodell mit monopolistischem Wettbewerb und firmenintern steigenden Erträgen in den Zulieferindustrien von „intermediate inputs“ ergeben, oder, alternativ dazu, aus der Einführung der Möglichkeit von Arbeitskräftewanderungen (*labour migration*) in „Core-periphery“ Modelle mit Arbeit als dem einzigen originären Produktionsfaktor. Die Einführung von internationaler oder interregionaler Faktormobilität führt in Krugmans Modellen dazu, dass das Arbeitsangebot *in jedem Land* (bzw. *in jeder Region*) vollkommen preiselastisch ist – und das ist substantiell nichts anderes als die Wiedereinführung der „eigentümlichen“ Ricardo-Marshall Annahme mit Bezug auf das Faktorangebot, die Viner in seiner *Supplementary Note* von 1950 glauben zu müssen. Allerdings geschieht dies bei Krugman im Rahmen eines (stark vereinfachten) allgemeinen Gleichgewichtsmodells mit unvollkommener Konkurrenz, und nicht in einem partialanalytischen Modell mit vollständigem Wettbewerb. Auch Krugmans Formulierung ist somit nicht dazu geeignet, Marshalls ursprüngliche Konstruktion mit ihren auf eine einzelne Industrie beschränkten „externen Ersparnissen“ zu rehabilitieren.

Literatur

- Allen, R. G. D. (1938), *Mathematical Analysis for Economists*, London: Macmillan.
- Bator, F. M. (1958), „The Anatomy of Market Failure“. *Quarterly Journal of Economics*, Vol. 72(3), S. 351–79.
- Bobulescu, R. (2007), „Parametric External Economies and the Cambridge Controversy on Returns“. *The European Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 14 (2), S. 349–72.
- Chipman, J. S. (1965), „A Survey of the Theory of International Trade. Part 2: The Neoclassical Theory“. *Econometrica*, Vol. 33, S. 685–760.
- Chipman, J. S. (1970), „External economies of scale and competitive equilibrium“. *Quarterly Journal of Economics*, Vol. 84 (3), S. 347–385.
- Coase, R. H. (1988), *The Firm, the Market, and the Law*, Chicago and London: University of Chicago Press.

- Cunynghame*, H. (1892), „Some Improvements in Simple Geometrical Methods of Treating Exchange Value, Monopoly, and Rent“. *Economic Journal*, Vol. 2, S. 35–52.
- Dixit*, A. K./*Stiglitz*, J. E. (1977), „Monopolistic Competition and Optimum Product Diversity“. *American Economic Review*, Vol. 67, S. 297–308.
- Edgeworth*, F. Y. (1925 [1905]), Review of A Geometrical Political Economy by Henry Cunynghame, *Economic Journal*, Vol. 15, S. 62–71. Wiederabdruck in *Papers Relating to Political Economy*, Vol. III, S. 136–44.
- Edgeworth*, F. Y. (1925), *Papers Relating to Political Economy*, in 3 Bänden, London: Macmillan.
- Ellis*, H. S./*Fellner*, W. (1953 [1943]), „External Economies and Diseconomies“. *American Economic Review*, Vol. 33, S. 493–511. Wiederabdruck in G. J. Stigler und K. E. Boulding (Hrsg.), *Readings in Price Theory*, London: Allen & Unwin, S. 242–63.
- Ethier*, W. (1979), „Internationally Decreasing Costs and World Trade“. *Journal of International Economics*, Vol. 9, S. 1–24.
- Ethier*, W. (1982a), „National and International Returns to Scale in the Modern Theory of International Trade“. *American Economic Review*, Vol. 72, S. 389–405.
- Ethier*, W. (1982b), „Decreasing Costs in International Trade and Frank Graham’s Argument for Protection“. *Econometrica*, Vol. 50, S. 1243–68.
- Freni*, G. (2001), „Sraffa’s Early Contribution to Competitive Price Theory“. *European Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 8 (3), S. 363–90.
- Fujita*, M./*Krugman*, P. R./*Venables*, A. J. (1999), *The Spatial Economy: Cities, Regions, and International Trade*, Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Helpman*, E./*Krugman*, P. R. (1985), *Market Structure and Foreign Trade: Increasing Returns, Imperfect Competition, and the International Economy*, Cambridge: MIT Press.
- Hicks*, J. R. (1983 [1934]), „A Note on the Elasticity of Supply“. in: *Collected Essays on Economic Theory*, Vol. III, Oxford: Basil Blackwell, S. 237–45.
- Hicks*, J. R. (1946), *Value and Capital*, 2nd edition, Oxford: Clarendon.
- Hirschman*, A. O. (1958), *The Strategy of Economic Development*, New Haven: Yale University Press.
- Kaldor*, N. (1934), „The Equilibrium of the Firm“. *The Economic Journal*, Vol. 44, S. 60–76.
- Krugman*, P. R. (1979), „Increasing Returns, Monopolistic Competition, and International Trade“. *Journal of International Economics*, Vol. 9(4), S. 469–79.
- Krugman*, P. R. (1980), „Scale Economies, Product Differentiation, and the Pattern of Trade“. *American Economic Review*, Vol. 70 (5), S. 950–59.
- Krugman*, P. R. (1981), „Trade, Accumulation, and Uneven Development“. *Journal of Development Economics*, Vol. 8, S. 149–61.

- Krugman, P. R.* (1987), „Is Free Trade Passé?“. *Journal of Economic Perspectives*, Vol. 1, S. 131–44.
- Krugman, P. R.* (1990), *Rethinking International Trade*, Cambridge and London: MIT Press.
- Krugman, P. R.* (1991a), „History versus Expectations“. *Quarterly Journal of Economics*, Vol. 106, S. 651–67.
- Krugman, P. R.* (1991b), „Increasing Returns and Economic Geography“. *Journal of Political Economy*, Vol. 99, S. 483–99.
- Krugman, P. R.* (1991c), „History and Industry Location: The Case of the US Manufacturing Belt“. *American Economic Review*, Vol. 81, S. 80–83.
- Krugman, P. R.* (1991d), *Geography and Trade*, Cambridge (Mass.): MIT Press.
- Krugman, P. R.* (1993), „On the Relationship between Trade Theory and Location Theory“. *Review of International Economics*, Vol. 1, S. 110–22.
- Krugman, P. R.* (1994), „Empirical Evidence on the New Trade Theories: The Current State of Play“. CEPR Conference Report: *New Trade Theories*, London, S. 11–31.
- Krugman, P. R.* (1995), *Development, Geography, and Economic Theory*, Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Krugman, P. R.* (2002), „Was it All in Ohlin?“. in R. Findlay, M. Lundahl, and L. Jonung (Hrsg.), *Bertil Ohlin: A Centennial Celebration, 1899–1999*, Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Krugman, P. R./Obstfeld, M.* (2006), *International Economics. Theory and Policy*, 7th edition, Boston et al: Addison Wesley.
- Krugman, P. R./Venables, A. J.* (1995), „Globalization and the Inequality of Nations“. *Quarterly Journal of Economics*, Vol. 110, S. 857–80.
- Lagueux, M.* (1998), „Learning from the Debate on Externalities“. in R. E. Backhouse, D. M. Hausman, U. Mäki, und A. Salanti (Hrsg.), *Economics and Methodology. Crossing Boundaries*, London: Macmillan, S. 120–145.
- Lewis, W. A.* (1954), „Economic Development with Unlimited Supplies of Labour“. *The Manchester School*, Vol. 22, S. 139–191.
- Lewis, W. A.* (1984), „Development Economics in the 1950s“. in G. M. Meier und D. Seers (Hrsg.), *Pioneers of Development*, New York: Oxford University Press.
- Marshall, A.* (1920), *Principles of Economics*, London: Macmillan.
- Meade, J.* (1952), „External Economies and Diseconomies in a Competitive Situation“. *Economic Journal*, Vol. 62, S. 54–67.
- Mishan, E. J.* (1971), „The Postwar Literature on Externalities: An Interpretative Essay“. *Journal of Economic Literature*, Vol. 9, S. 1–28.
- Murphy, K. M./Shleifer, A./Vishny, R. W.* (1989), „Industrialization and the Big Push“. *Journal of Political Economy*, Vol. 97, S. 1003–1026.
- Neary, J. P.* (2001), „Of Hype and Hyperbolas: Introducing the New Economic Geography“. *Journal of Economic Literature*, Vol. 39, S. 536–61.

- Opocher, A./Steedman, I.* (2008a), „The Industry Supply Curve: Two Different Traditions“. *European Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 15, S. 247–74.
- Opocher, A./Steedman, I.* (2008b), „Long-run Rising Supply Price and the Numéraire“. *Metroeconomica*, Vol. 59, S. 74–84.
- Panagariya, A.* (1980), „Variable Returns to Scale in General Equilibrium Theory Once Again“. *Journal of International Economics*, Vol. 10, S. 499–526.
- Panagariya, A.* (1981), „Variable Returns to Scale in Production and Patterns of Specialisation“. *American Economic Review*, Vol. 71, S. 221–30.
- Parrinello, S.* (2002), „Sraffa’s Legacy in Economics: Some Critical Notes“. *Metroeconomica*, Vol. 53 (3), S. 242–60.
- Robinson, J.* (1933), *The Economics of Imperfect Competition*, London: Macmillan.
- Robinson, J.* (1941), „Rising Supply Price“. *Economica*, Vol. 8, S. 1–8.
- Rosenstein-Rodan, P.* (1943), „Problems of Industrialization of Eastern and South-Eastern Europe, *Economic Journal*, Vol. 53, S. 202–11.
- Samuelson, P. A.* (1947), *Foundations of Economic Analysis*, Cambridge: Harvard University Press.
- Scitovsky, T.* (1954), „Two Concepts of External Economies“. *Journal of Political Economy*, Vol. 62, S. 143–51.
- Sraffa, P.* (1925), „Sulle relazioni fra costo e quantità prodotta“. *Annali di Economia*, Vol. 2, S. 277–328.
- Sraffa, P.* (1926), „The Laws of Returns under Competitive Conditions“. *Economic Journal*, Vol. 36, S. 535–50.
- Sraffa, P.* (1998 [1925]), „On the Relations between Cost and Quantity Produced“. Englische Übersetzung durch J. Eatwell und A. Roncaglia von Sraffa (1925), in: L. L. Pasinetti (Hrsg.), *Italian Economic Papers*, Vol. III, Bologna: il Mulino und Oxford: Oxford University Press, S. 323–63.
- Viner, J.* (1953 [1931]), „Cost Curves and Supply Curves“. *Zeitschrift für Nationalökonomie*, Vol. 1, S. 23–46. Reprint in G. J. Stigler und K. E. Boulding (Hrsg.), *Readings in Price Theory*, London: Allen & Unwin, S. 198–226.
- Viner, J.* (1953 [1950]), „Supplementary Note (1950)“. in R. V. Clemence (ed.), *Readings in Economic Analysis*, Vol. II, Cambridge: Addison-Wesley Press, S. 31–5. Reprint in G. J. Stigler und K. E. Boulding (Hrsg.), *Readings in Price Theory*, London: Allen & Unwin, S. 227–232.
- Viner, J.* (1975 [1937]), *Studies in the Theory of International Trade*, New York: Harper. Reprint 1975, New York: A. M. Kelley.

Cumulative Processes and Polarizing Economic Development: Gunnar Myrdal's Contribution

By *Hans-Michael Trautwein*, Oldenburg

I. Introduction

It is a basic tenet of mainstream economic thinking that international trade creates mutual benefits for all involved nations and thereby supports their economic development. This is the message of the classical arguments of absolute and comparative cost advantages in the spirit of Adam Smith and David Ricardo. The same message is conveyed by the neoclassical argument of factor price equalization and its corollaries in the spirit of Eli Heckscher and Bertil Ohlin, and it can also be traced in most (though not all) arguments about increasing returns to scale in the so-called New Trade Theory of Paul Krugman and others. Yet there have always been other streams of economic thinking, in which it has been argued that the benefits of trade for the wealth and welfare of one nation (or region) come at the cost of economic underdevelopment in other parts of the world (or the same country). This view had been put forward by Mercantilists, who followed the logic of military competition, in which win-win scenarios rarely evolve; it was their view of competition as a zero-sum game that provoked the emergence of the free trade doctrine in classical Political Economy. In critique of the latter, and following the logic of class struggle and experiences of colonialism, theories of polarizing development and underdevelopment have been put forward by Karl Marx and other thinkers.

In the 1950s, the high years of development economics, the Swedish economist Gunnar Myrdal advanced his theory of polarizing development in a series of lectures at the National Bank of Egypt, which were later published under the title *Economic Theory and Underdeveloped Regions* (1957). Myrdal was not arguing along mercantilist or Marxist lines, but described the conditions under which the development of some regions lead to the underdevelopment of other regions in terms of “the principle of cumulative and circular causation”. For the origins of this concept he referred back to the theory of *Interest and Prices* (1898) of Knut Wicksell, an older Swedish economist who had made various path-breaking contributions to

the development of neoclassical marginal analysis and monetary macroeconomics (see *Trautwein* 2016). Myrdal himself, however, was deeply critical of neoclassical economics in general and Heckscher-Ohlin trade theory in particular. He rejected its utilitarian metaphysics and other implicit value premises that, in his view, introduce biases which distort the analysis. Myrdal's institutional approach, which he developed further in *Asian Drama: An Inquiry into the Poverty of Nations* (1968), created an anti-neoclassical terminology and mind-frame that gained a strong influence on the mainstream of development economics and politics in the 1960s and 1970s.

More recently, theories of polarizing development have taken a neoclassical turn. In the field of geographical economics, also known as New Economic Geography, core-periphery models have been constructed by *Paul Krugman* (1991) and others. They describe the spatial differentiation of economic activities as processes of unequal development that seem to capture many of Myrdal's insights, but now in terms of optimizing behaviour in a framework of monopolistic competition, increasing returns to scale and trade costs. In his Ohlin lectures, given at the Stockholm School of Economics in 1992, *Krugman* (1995) actually praised Ohlin's old friend Myrdal as a prominent precursor in modern thinking about polarizing development. While acknowledging "Myrdal's effective presentation of the idea of circular and cumulative causation", *Krugman* (1995, p. 27) argued that Myrdal's unwillingness to formalize his ideas in the form of models had contributed to the decline of "high development theory" in the 1970s.

Krugman's account of "the fall and rise of development economics" (the title of his first lecture) raises several questions: Did Myrdal, who had been working at the cutting edge of micro- and macroeconomics in his young days, really object to formalization of his theory? Did his theory provide a consistent and sufficiently specified framework for the analysis of economic underdevelopment, even without formalization? Does modern neoclassical economics capture the essence of what Myrdal had to say in the 1950s and 1960s? What is left of Myrdal's ideas as a challenge to modern economics? This paper cannot provide comprehensive answers to all these questions, since a full-scale analysis of modern geographical economics and other theories of economic development are beyond its confines (see *Toner* 1999, *Meardon* 2001, *Ehnts/Trautwein* 2012, and *Trautwein* 2014). However, the first step towards answering the question is to take a closer look at the evolution and content of Myrdal's principle of cumulative and circular causation, and to provide a framework for comparison with the original views of Wickseil on the one hand, and those of Krugman on the other. That is the object of this paper, which is structured as follows. Section II. describes how the concept of the cumulative process was developed by Wickseil, modified by Myrdal and adapted to macroeconomics and other

issues. Section III. examines, in greater detail, Myrdal's application of the principle of circular and cumulative causation to development economics. Section IV. compares Myrdal's approach to that of the New Economic Geography. Section V. discusses what is left of Myrdal's ideas as a challenge to modern economics.

II. The Origins of the "Principle of Circular and Cumulative Causation"

Gunnar Myrdal (1898–1987) was a student of Gustav Cassel, the worldwide most prominent economist in the early 1920s and author of *The Theory of Social Economy* (1918, tr. 1923), a leading textbook in the period between the two world wars. In his doctoral dissertation on "price formation and changeability", *Myrdal* (1927) attempted to extend Cassel's static general equilibrium framework to a dynamic theory.¹ His main innovation, and a recurrent theme in his later work, was to include expectations in the set of factors that determine prices, in addition to tastes, technology and factor endowments. Analysing the outcomes of variations in the constellations of agents' expectations and their interaction in the market process, Myrdal showed that, in most cases, outcomes will differ from the standard results of static general equilibrium analysis. Multiple equilibria become possible. Thinking along these lines, Myrdal took a first step towards his conceptualization of cumulative processes.

The second step was taken in *Monetary Equilibrium* (1931, tr. 1939), a long treatise in which Myrdal criticized and reconstructed Wicksell's (1898, tr. 1936) theory of the interaction of interest rates and the price level. Wicksell had argued inflation and deflation generally have their cause in divergences of the market rate of interest from the "natural rate", defining the latter as the yield of real capital that brings investment in line with planned saving. In a modern credit economy, where money is created by way of bank-lending and deposit transfers, a rise of the natural rate of interest (due to innovations or otherwise rising profit expectations) will increase the demand and supply of credit. Under Wicksell's standard assumption of full employment and full capacity utilization, this will generate an excess demand for goods and labour that increases the price level. Prices will rise in a cumulative process that continues until the market rate of interest con-

¹ Despite being a seminal contribution to the formation of the Stockholm School, Myrdal's thesis has never been translated to English. For a bibliography of Myrdal's writings see *Assarsson-Rizzi/Bohrn* (1984); for biographical information see *Myrdal* (1973), *Barber* (2008), and *Streeten* (2008). *Myrdal* (2005) provides a collection of excerpts from key texts, other material and comments.

verges on the natural rate.² If no further interest-rate gaps emerge, the price level will then stay where it is, and not move back to its original level.

Wicksell (1936, p. 143) excluded the possibility of cumulative changes in real investment and output, and he disregarded feedbacks from cumulative changes in the price level on the yield of real capital. He essentially stuck to the neoclassical dichotomy of the determination of relative prices and the money price level, where only the latter tends to change in a cumulative fashion (*Trautwein* 1996). In this context, Wicksell's famous distinction between *stable* and *neutral* (or indifferent) equilibria is worth quoting at some length:

“It should now be clear that ... the movement and equilibrium of actual money prices represent a fundamentally different phenomenon, above all in a fully developed credit system, from those of *relative* prices. The latter might perhaps be compared with a mechanical system which satisfies the conditions of *stable* equilibrium, for instance a pendulum. Every moment away from the position of equilibrium sets forces into operation – on a scale that increases with the extent of the movement – which tend to restore the system to its original position, and actually succeed in doing so, though some oscillations may intervene.

The analogous picture for *money* prices should rather be some easily movable object such as a cylinder, which rests on a horizontal plane in so-called *neutral* equilibrium ... But so long as this force – the raising or the lowering of the rate of interest – remains in operation, the cylinder continues to move in the same direction ... ” (*Wicksell* 1936, pp. 100–01)

In the context of this paper, it should be noted that Wicksell's concept of the cumulative process was essentially one-sided. A gap between the banks' lending rate of interest and the natural rate shifts the price level; but inflation or deflation cannot as such make the interest rates diverge. *Wicksell* (1936, p. 96) observed that the cumulative process may “create its own draught” by generating inflationary expectations. This may widen the gap between the expected yield of real capital (natural rate) and the lending rate (market rate). But he also asserted that, sooner or later, the acceleration of inflation will induce countervailing changes of the market rate that close the gap and bring the cumulative process to an end.³

² Symmetrically, if the difference between the two interest rates is negative, a credit contraction and aggregate excess supply tends to develop. In the downward cumulative process, Wicksell did not exclude the occurrence of temporary unemployment, but assumed that nominal wages will be sufficiently flexible to prevent it from becoming persistent and cumulative; cf. *Boianovsky/Trautwein* (2003).

³ This assertion did not match well with Wicksell's assumption of a pure credit economy, in which there is no risk of reserve drains and banks can indefinitely expand credit as long as they move in parallel (*Trautwein* 1996). Wicksell's famous rule of monetary policy, according to which the central bank should raise the market rate of interest until inflation stops, provided only a normative “closure of the

Wicksell's cumulative process was not circular. Circularity, in the sense of fully mutual influences of the factors in cumulative processes, came to be Myrdal's innovation. Moreover, it was *Myrdal* who coined the term "cumulative process" (1931, p. 193; 1933, p. 381; 1939, pp. 24–28).⁴ Yet, in his 1931 treatise, the focus was not set on disequilibrium as much as it was on Wicksell's three conditions for monetary equilibrium: (1) the correspondence of the market rate of interest to the yield of real capital, (2) the correspondence of planned real investment and planned saving, and (3) the stability of the price level. *Myrdal* (1939, pp. 45–53) demonstrated that, in a non-stationary monetary economy, the yield of real capital cannot be captured in terms of marginal physical productivity, but needs to be expressed in terms of exchange value productivity.⁵ If capital investment is financed by credit contracts and if the economy is not stationary, the determination of the yield of real capital necessarily includes expectations about "absolute" prices (in terms of money) and about the relative price of loans (as an opportunity cost factor), since the expectations define the *ex ante* profitability of planned investment. Myrdal thus opened the route for thinking about feedbacks from changes in the price level and the market rate of interest to the (no longer) "natural rate". He redefined the yield of real capital, or rather: the equilibrium rate of interest, as the interest rate at which the "cost of production of new investment" equals "free capital disposal" in terms of "savings proper" and "value change defined as anticipated depreciation minus appreciation" of the investment in question (*Myrdal* 1939, pp. 84–97); in this he essentially anticipated the formulation of Tobin's *q*.

Myrdal also emphasized that "in reality there is not a single rate of interest, but a heterogeneous system of credit conditions" (1939, p. 159). Hence, monetary equilibrium is not uniquely determined by the correspondence of

model", but not an endogenous outcome of the cumulative process under the assumptions that he made.

⁴ See also *Trautwein* (2005). *Wicksell* (1898) had used the word "cumulative" only in such formulations as "a cumulative rise in prices" (1936, p. xii), "a progressive and cumulative influence on prices" (1936, p. 121) or a "non-cumulative increase in production, of which the influence on prices is not progressive" (1936, p. 143).

⁵ See also *Trautwein* (2012). *Wicksell* (1893, tr. 1954, pp. 147–52) was actually aware of the dual nature of capital as a physical stock of heterogenous capital goods and as a financial fund. He acknowledged that the principle of determining equilibrium prices for production factors by their marginal productivity would not hold in the case of an increase in the aggregate stock of capital in an economy. The absorption of the loanable funds by wages and rent would lead to a "social marginal productivity rate" (in terms of exchange value) that is lower than the market rate of interest. However, Wicksell did not make any connection between this macroeconomic invalidation of the marginal principle, which in capital theory later came to be known as "Wicksell effect", and his monetary analysis of the cumulative process.

the yield of real capital to a certain market rate of interest. It is to be understood as an “indifference field” of various combinations of credit conditions and constellations of expectations. This insistence on institutional determinants of equilibrium and cumulative processes came to be more pronounced in Myrdal’s later writings, but it was already present in his monetary macroeconomics of the early 1930s.

As pointed out above, Myrdal’s study of Wicksell’s theory sets the focus on the conditions of monetary equilibrium, and not on cumulative processes. One of the few exceptions is Myrdal’s analysis of the “inner mechanics of the depressive process” that is started by a tightening of the credit conditions (1939, pp. 164–69). It is stressed that the depression is a cumulative process which may take the economy from higher to lower equilibrium levels of output, employment, capital values and the price level. Here another important innovation of Myrdal’s study in Wicksellian theory came into play. This was the distinction between *ex ante* and *ex post*, i. e. between expected and realized values, or between plans and outcomes (1939, pp. 116–25). With these concepts the analysis could be made operational for quantitative research by describing the disequilibria in cumulative processes in terms of balanced book-keeping. If the *ex post* values correspond to the *ex ante* values, we have monetary equilibrium; if not, unplanned adjustments have to be made, constituting a cumulative process of changes in prices, production and employment. These changes can be observed in terms of price adjustments, inventories, degrees of capacity utilization and unemployment rates. In a cumulative process, the mutual reinforcement of decreases in these variables is generally stronger than counter-vailing changes. However, there may be limiting factors. The depression process described by Myrdal has a downward limit in the inelasticity of consumer demand that will slow down the fall in prices and, hence, the decline in capital values. Here we already have the basic conception of the “principle of circular and cumulative causation”, which Myrdal came to propagate in his development economics about twenty-five years later.

Myrdal is also well known for having combined the analysis of economic issues with methodological critique of neoclassical economics throughout his life.⁶ The main points of criticism emerged in the years 1928–30, when he worked on a series of lectures and finally a book about *The Political Element in the Development of Economic Theory*.⁷ He argued

⁶ The critique can be found in separate chapters and appendices in most of Myrdal’s key texts, such as in (1939, ch. IX), (1944, App. 2), (1957, chs. 9–12) and (1968, Prologue).

⁷ This is the title of the English translation of *Myrdal* (1930), which was published only in 1953, long after the book had been translated into German (1932),

that the economic orthodoxy of his days suffered from “spurious objectivity” by confounding positive and normative thinking. It confused “what is” with “what ought to be”. In Myrdal’s view, all work in the social sciences is based on some value premises or other. Hence he recommended to state these premises explicitly so as to give readers a chance to check to which extent their implicit biases distort the research results. In his view, economists tend to conceal their moral valuations and political interests under the pretence of scientific analysis (see also *Streeten* 1998, p. 542). The main target of Myrdal’s criticism was the use of metaphysical concepts, such as “utility” and “subjective value”, which in his view are non-measurable and redundant. Along the same lines, he rejected functionalist or teleological interpretations of observable phenomena. By way of an example he pointed out that it is customary to interpret profits as rewards for risk-taking or skilful management, “... and thereafter to go further and to regard the fact that the entrepreneur fulfils a ‘function’ as constituting some kind of justification for the profit that he receives” (1930, tr.1953, p. 19).

In the context of this paper, the most important points of attack are: (a) the concept of stable equilibrium in the sense of a negative feedback loop, well captured by Wicksell’s pendulum metaphor (cited above), and (b) the teleological view in which all societies tend to move along similar “stages of growth”. As Myrdal frequently emphasized, the notion of an “equilibrium” position, to which the market system reverts automatically after a “disturbance”, has an unwarranted connotation of optimality and reveals a “conservative predilection” of economic thought:

“The stable equilibrium notion, even when it is no longer held consistently as a doctrine, has thus remained a scientific bias steering our theoretical approaches. It contains, and is animated by, all the other main predilections of economic theory ...: the idea of interest harmony, the anti-state and ‘anti-organisation’ inclination, and the free trade presumption.” (1957, p. 144)

Similarly, Myrdal criticized a large range of “theories of stages of growth” for their predilection of thinking in terms of linear and unidirectional progress, which is based on the selection biases inherent in “a doctrine of historical purpose inexorably unfolding itself” (1968, p. 1851).

His critique of biases in economics made Myrdal take a sociological view of his discipline. He also acquired a wider interest in sociological issues in the 1930s, when he, together with his wife Alva, propagated social policies in the setting of a comprehensive welfare state and began to engage himself in the politics of Sweden’s Social Democratic Party (see *Barber* 2008, chs.

Japanese (1942), and Italian (1943). In the language areas of the Axis Powers the political element in the development of economic theory was apparently more obvious.

4–5). His breakthrough as an academic sociologist came with the publication of *An American Dilemma: The Negro Problem and Modern Democracy* (1944), a voluminous study that he undertook by invitation from the Carnegie Foundation, a large grant-making institution in the USA. True to his methodological principles he made it explicit that he worked on the value premises of the “American Creed of liberty, equality, justice, and fair opportunity for everybody” (1944, p. xlviii). The idea was to confront these ideals with the reality of the “Negro Problem”, i.e. the discrimination and poverty of black people in the US population.⁸ For the explanation of the problem, *Myrdal* (1944, pp. 75–78 and App. 3) took recourse to his “simplified model of cumulative economic causation” of 1931:

“A deeper reason for the unity of the Negro problem will be apparent when we now try to formulate our hypothesis concerning its dynamic causation. The mechanism that operates here is the ‘principle of cumulation’, also commonly called the ‘vicious circle.’ This principle has a much wider application in social relations. It is, or should be developed into, a main theoretical tool in studying social change.

Throughout this inquiry, we shall assume a general inter-dependence between all the factors in the Negro problem. White prejudice and discrimination keep the Negro low in standards of living, health, education, manners and morals. This, in its turn, gives support to white prejudice. White prejudice and Negro standards thus mutually ‘cause’ each other ... If either of the factors changes, this will cause a change in the other factor, too, and start a process of interaction where the change in one factor will continuously be supported by the reaction of the other factor. The whole system will be moving in the direction of the primary change, but much further. This is what we mean by cumulative causation.” (1944, pp. 75–76)

At the next stage, in the 1950s, Myrdal came to find an even wider application for his theoretical tool of “cumulative causation”. From the explanation of the inequality between social groups within one nation he extended it to an explanation of economic inequalities between nations and between regions within nations. As we have seen in this section, Myrdal’s approach to development economics was actually structured by the combination of three concepts that had been key elements in his earlier works:

- the concept of *cumulative processes*, as developed in the (1931) critique of Wicksell, which in turn was informed by the theory of expectations put forward in the doctoral dissertation of (1927);
- the concept of *circular causation*, as developed in the (1944) study of American racism, but also based on the (1927) and (1930) works on the formation of expectations, valuations and biases;

⁸ Note that, in the 1940s, “the Negro“ was still a commonly accepted expression in descriptions of the African-American part of the US population, whereas it is nowadays considered as politically incorrect.

- the idea of *polarizing development*, present in the (1944) study of American racism, but also in his (1930 and later) opposition to neoclassical economics.

III. Myrdal's Theory of Polarizing Development

The years between 1947 and 1957 were crucial for economic development in Europe after the vast damages caused by the Second World War. The decade marked the period of reconstruction, starting with intergovernmental debates about the European Recovery Programme (the “Marshall Plan”), and ending with the Treaty of Rome that established the European Economic Community. These initiatives were at the origins of the OECD and the European Union, two important institutions in present times. Another institution set up in 1947 is the United Nations' Economic Commission for Europe (UNECE). It is now much less prominent than the OECD and the EU, but it was a highly regarded think-tank in its early years. Gunnar Myrdal was its first executive secretary, and the commission's research on the rapid reconstruction in many economies of Northwestern Europe and on the stagnation in Southern parts of the continent provided the background for the development of his development economics (*Myrdal* 1956; 1957, pp. 33–39).

The core of Myrdal's theory of interregional and international inequality is described by the “principle of circular and cumulative causation”, as developed in chapters 2–5 of *Economic Theory and Under-Developed Regions* (1957). It is actually made up of eight components that can be captured under the following headings:

- (1) circular causation
- (2) cumulative processes
- (3) polarizing effects of capital flows, migration and trade
- (4) ... outweighing equalizing effects
- (5) limits of cumulative processes
- (6) policies to reverse under-development
- (7) non-economic factors
- (8) time.

In the following, Myrdal's understanding of these components is discussed in greater detail – including their further elaboration in *Asian Drama* (1968), his oversize study of underdevelopment in South Asia, whose subtitle *An Inquiry into the Poverty of Nations* was set in contrast to Adam Smith's *Wealth of Nations* (1776).

(1) *Circular causation*: Myrdal (1957, p. 26) argued that, through the interaction of “the inter-related economic quantities: demand, earning power and incomes, investment and production, ... the play of the forces in the market normally tends to increase, rather than to decrease, the inequalities between the regions.” Market processes may thus produce virtuous and vicious circles, in which exogenous impulses are amplified by their propagation in the circular flow of incomes and expenditures. Myrdal did not describe the transmission channels in greater detail. Instead, he went on to develop arguments about clusters and path dependence that, half a century later, became fashionable in the introductions to textbooks in New Economic Geography. It is worth quoting Myrdal’s own way of putting these arguments at some length:

“If things were left to market forces unhampered by any policy interferences, industrial production, commerce, banking,... and, indeed, almost all those economic activities which in a developing economy tend to give a bigger than average return – and, in addition, science,... education and higher culture generally – would cluster in certain localities and regions, leaving the rest of the country more or less in a backwater. Occasionally these favoured localities and regions offer particularly good natural conditions for the economic activities concentrated there; in rather more cases they did so at the time when they started to gain a competitive advantage. For naturally economic geography sets the stage ... But within broad limits the power of attraction today of a centre has its origin mainly in the historical accident that something was once started there, and not in a number of other places where it could equally well or better have been started, and that the start met with success. Thereafter the ever-increasing internal and external economies ... fortified and sustained their continuous growth at the expense of other localities and regions where instead relative stagnation or regression became the pattern.” (1957, pp. 26–27)

Upon reading this passage it is hard to understand how Krugman could get away with the following untenable assertion (made at the Ohlin Lectures in Stockholm, of all places): “Myrdal’s (1957) exposition of the role of ‘circular and cumulative causation’ sounds as if it must surely include a key role for economies of scale; but I have been unable to find a single reference to their role – even an indirect one – in his work” (1995, pp. 17–18). In Myrdal (1957) it is well-nigh impossible to miss the emphasis on internal and external economies of scale as decisive factors of circular causation.⁹

(2) *Cumulative processes*: In the introductory passages, Myrdal (1957, p. 13) put great emphasis on his Wicksellian theme of “indifferent equilib-

⁹ See also pp. 23–25, 51–52, and, in particular, 143–44, where Myrdal stated: “Marshall’s theory of external economies and, indeed, much earlier analysis of increasing returns, had reached outside the field dominated by the notion of stable equilibrium.”

rium”, stating as the central idea in his book that there is normally no tendency towards automatic self-stabilization in the system. In contrast to the typical textbook stories about the interplay of the market forces of supply and demand, he stressed that “a change does not call forth countervailing changes but, instead, supporting changes, which move the system in the same direction as the first change but much further. Because of such circular causation a social process tends to become cumulative and often to gather speed at an accelerating rate.” At this point, it is left open, whether the system will find a new equilibrium position at the end of the cumulative process (see about component 5 below). It should be noted, though, that the system in Myrdal's theory of development and underdevelopment is now a structure of two or more subsystems that undergo changes in opposite directions. In Wicksell's (1898) monetary theory, the effects of cumulative inflation and deflation on the distribution of incomes and purchasing power (*within* the economy) had been explicitly downplayed. In Myrdal's (1931) analysis of Wicksell (1898), these effects were largely neglected in favour of other issues. Now the effects of cumulative economic development on the distribution of incomes and activities *between* different economies (regions and nations) were put in the foreground.

(3) *Polarizing effects of capital flows, migration and trade*: Swimmers and boats often perish when they are caught by a backwash. This is the casual term for the hydraulic effect of waves breaking on the shore and pulling water back to the sea, or of river water that flows over the crest of a dam and then pulls everything to the ground below the dam. *Myrdal* (1957, pp. 27) made use of the term *backwash effects* to describe the pull effects that an economic expansion in one locality (region or nation) has on the resources of other localities.

“More specifically the movements of labour, capital goods and services do not themselves counteract the natural tendency to regional inequality. By themselves, migration, capital movements and trade are rather the media through which the cumulative process evolves – upwards in the lucky regions and downwards in the unlucky ones.”

Classical Political Economy was largely based on the assumption of a tendency towards a uniform profit rate in the competition between capitalists. This implied that free capital flows between sectors, regions and nations would tend to equalize profit rates. Likewise, under conditions of “free competition”, full mobility of labour should equalize wage rates. However, these arguments were not by themselves asserting a tendency towards a general equalization of incomes. On the contrary, they provided the base for the Ricardian theory of differential rent. More as a matter of fact, rather than theory, *Myrdal* (1957, pp. 53–54) pointed out that capital flows to underdeveloped countries largely only to operate in “economic

enclaves controlled from abroad” and mainly devoted on production for export. Otherwise, “if there were no exchange controls and if, at the same time, there were no elements in their national development policies securing high profits for capital – i.e. if the forces in the capital market were given unhampered play – capitalists in underdeveloped countries would be exporting their capital.” With regard to labour migration, *Myrdal* (1957, p. 27) argued that “regions where economic activity is expanding will attract net immigration from other parts ... As migration is always selective, at least with respect to the migrant’s age, this movement by itself tends to favour the rapidly growing communities and disfavour the others.” The selection mechanism of brain drain was not, however, systematically referred to by Myrdal, neither in (1957) nor in the follow-ups of (1968) and (1970).

As *Myrdal* (1957, p. 148) pointed out, “according to the classical doctrine, movements of labour and capital between countries would not be necessary to bring about a development towards an equalisation of factor prices and, consequently, incomes. In fact, the theory of international trade was largely developed on the abstract assumption of the international immobility of all factors of production.” Since classical economists focused on labour as the sole factor in stating the theorem of comparative advantage, it is the neoclassical two-factor theory of international trade along the lines of Heckscher and Ohlin that has given more prominence to factor price equalization. *Myrdal* (1957, pp. 148–53) strongly criticized the Heckscher-Ohlin theory for its “inadequacy to explain the facts” and for its combination of all sorts of biases and restrictions, such as the static assumptions required for stable equilibrium, the “notion of harmony of interest” and the “*laissez-faire* bias”. In his view, all this made neoclassical theory turn a blind eye on the backwash effects of trade.¹⁰ He argued that such negative effects actually arise from the comparative advantage that makes underdeveloped countries concentrate on the production of primary products. Those sectors of production, mostly employing unskilled labour, “often meet inelastic demands in the export market, often also a demand trend

¹⁰ It should be noted, though, that Heckscher-Ohlin trade theory predicts – under restrictive assumptions – income equalization across nations, but not within nations. It is also noteworthy that Myrdal and Ohlin were close friends throughout their lives, despite Myrdal’s fervent criticism of Ohlin’s trade theory and despite the fact that Myrdal was a Social Democrat and Ohlin a Liberal. Both were members of parliament and sometime ministers of trade – Ohlin in the wartime coalition government 1944–45, and Myrdal his direct successor from 1945 until 1947. Ohlin was leader of the Liberal Party from 1944 until 1967, and opposition leader in the Swedish parliament for almost twenty years, while Myrdal, after resigning from his position as minister of trade in a currency crisis, left the country for the work at UNECE and continued his career outside Sweden thereafter.

which is not rising very rapidly, and excessive price fluctuations” (1957, p. 52). These and further formulations come close to the Prebisch-Singer hypothesis of deteriorating terms of trade for underdeveloped countries, but Myrdal made no references.

(4) *Equalizing effects outweighed by polarizing effects:* Even though Myrdal considered the backwash effects of factor movements and trade to be dominant, he did not exclude positive effects of economic expansion in one locality on other regions. He described these effects as “spread effects”, which operate “through increased demands for their products and in many other ways” (1957, p. 31). They may partly compensate the polarizing backwash, but cannot reverse the cumulative underdevelopment of poorer regions, because they are “themselves a function of the level of economic development attained” (p. 39). If a country has attained a high level of economic development, it can make better use of the spread effects between its regions or from the expansion elsewhere. Efficient networks of transportation and communication, advanced systems of education and “a more dynamic communion of ideas and values” can neutralize or even overcompensate the backwash effects of expansion outside the nation or region. But poorer regions lack the positive network externalities that create such net benefits from trade, capital flows and migration.

(5) *Limits of cumulative processes:* Myrdal (1957) made no definite statements about the boundaries of the processes of development and underdevelopment; he considered these processes as being open-ended. He acknowledged that there may be endogenous changes that counteract the upward or downward movement, but these would not bring the system into stable equilibrium, “for the balance will be unstable” (p. 35). The most important limits to an upward cumulative process are “external diseconomies”, which Myrdal described as “factors inherent in the situation of a centre of economic expansion which tend to retard or ... even to reverse the cumulative process, by causing an increase in public expenditure and perhaps in private costs, because industry and population become too concentrated” (p. 35). This might be understood as a state, in which the marginal congestion costs outweigh the marginal agglomeration benefits – but the anti-neoclassical Myrdal did not express it in such marginalist terms. With respect to the absolute limits of a downward cumulative process, Myrdal (1957, p. 36) referred to “the cruel Malthusian checks of classical population theory”, which stop the spiral at the point where consumption falls below subsistence level. In *Asian Drama* (1968, pp. 1844–45), Myrdal distinguished more clearly between underdevelopment as a static concept of “a low-level equilibrium that perpetuates itself”, and underdevelopment as “a cumulative downward movement” that constitutes a “vicious circle”. The latter is part of a polarizing process, which increases the inequality between

regions and nations, whereas the former may be a state of stagnation that is independent of developments elsewhere.

(6) *Policies to reverse underdevelopment*: Myrdal was not a fatalist. Referring to equalization tendencies in richer countries in Western Europe, which “without exception ... have in recent generations been approaching the ‘welfare state’” (1957, p. 39), he argued that cumulative downward processes could be reversed by state policies that are “directed towards greater regional equality: the market forces which result in backwash effects have been offset, while those resulting in spread effects have been supported.” Here, Myrdal referred to his own political experience in Sweden and to UNECE studies that were carried out under his direction. The state policies should set priorities in two fields. They should provide an infrastructure that supports the positive network externalities indicated under component (4) above; and they should organize transfers of income and resources that allow poorer regions to catch up with the richer ones. Myrdal had already at an early stage in his career, in many of his writings of the 1930s and 1940s, propagated the construction of a comprehensive welfare state. In contrast to the mainstream view of a trade-off between efficiency and equality – which was, by the way, most forcefully asserted by Myrdal’s later Nobel co-laureate Friedrich A. Hayek –, Myrdal kept insisting that an equitable distribution of income, wealth and power is as much a precondition for economic growth, as is growth for equality (Myrdal 1984, p. 154). He was nevertheless aware of the problem that the required policies themselves are a positive function of the attained state of development:

“The egalitarian policies ... are not inexpensive”, but require “sacrifices [by] the richer regions, at least temporarily. Egalitarian policies therefore meet with greater difficulties in a poorer country, although it needs them more because the weakness of the spread effects has created greater inequalities.” (Myrdal 1957, p. 40)

This aspect of a systematic obstacle was even more accentuated in *Asian Drama*, where Myrdal (1968, chs. 18–20) developed the notion of the “soft state”. With this term he described “a very serious lack of determination and ability to apply compulsion in order to enforce existing laws and regulations and to enact and enforce new ones” (1968, p. 1909). On the Indian subcontinent and in South-East Asia (the world region under scrutiny in that voluminous study) the lack of state control was largely explained by relics of feudal and colonial structures, in which economic and political power was not under the control of strong national states. In a series of lectures close to the publication date of *Asian Drama*, Myrdal dedicated a long chapter to the more general diagnosis that the “underdeveloped countries are all, though in varying degrees, ‘soft states’” (1970, p. 211). These states are characterized by a lack of social discipline, deficiencies in legislation

and law observance, corruption and collusion of public officials with “powerful persons and groups of persons whose conduct they should regulate”.¹¹ In Myrdal's view, the cumulative process of economic underdevelopment has an inseparable political dimension, as the above mentioned “patterns of behaviour are interrelated in the sense that they permit or even provoke each other in circular causation having cumulative effects” (p. 211).

(7) *Non-economic factors*. Apart from material infrastructure and apart from political and legal institutions, there are other important institutions that in Myrdal's perspective “are interlocked in circular causation”, producing backwardness: “The poorer regions, unaided, could hardly afford much medical care and their population would be less healthy and have a lower productive efficiency. They would have fewer schools and their schools would be grossly inferior” (1957, p. 30). Moreover, people in those regions would, on the average, be “less rational”, more conservative and consequently “less susceptible to the experimental and ambitious aspirations of a developing society”. Myrdal accused the mainstream economic theory of his time of disregarding these “so-called non-economic factors” and keeping them outside the analysis, even though they are “among the main vehicles for the circulation in the cumulative processes of economic change” (p. 30). Whether this criticism was fully justified in Myrdal's time, is not to be discussed here;¹² and it is only in the last section that we will turn to the question, whether it applies to economic theorizing in present times. Yet Myrdal's emphasis on the importance of values and beliefs for economic development and underdevelopment is interesting in view of his own methodological stance and his personal development as a development economist. His insistence on rationality as an ingredient in virtuous circles of economic development raises questions about his definition of “development” and a possible “spurious objectivity” in his own value premises.

It was only in *Asian Drama* (1968, pp. 57–67) that he tackled these questions openly by spelling out his “modernization ideals” as preconceptions for the study of underdevelopment in South and Southeast Asia. Myrdal's mod-

¹¹ As *Streeten* (1998, p. 546) points out, Myrdal may be considered as a pioneer of Public Choice theory – though on a more balanced note: “Long before the so-called New Political Economy and the doctrine of rent-seeking had announced that the government can do no right, Myrdal had rejected the assumption that the state maximizes public welfare and had analyzed government action as the result of various pressure groups, selfishness and corruption, but also, on occasion, of public-spiritedness and responsible behaviour.” Even before turning to development economics, *Myrdal* (1951) had already worked on this theme.

¹² The criticism would not apply to Marshallian economics or various historicist and institutional approaches that in those days coexisted with Walrasian General Equilibrium Theory.

ernization ideals are a complex system of the rationality principle, planning for development in terms of rising productivity and living standards, social discipline, democracy and equalization – clearly a set of norms that characterizes the major part of Western discourses on political, social and economic development. *Myrdal* (1968) contrasted these ideals with the vast array of traditional thinking in South Asia, harshly discarding major parts of it as obstacles to development. At the same time, *Myrdal* (1968, pp. 16–20) considered the “transference of Western concepts and theories” as “another source of bias”. Two favourite examples of Myrdal for such misguided transference are the use of flawed concepts of underemployment and an inappropriate collection, categorization and aggregation of data. Myrdal (1968, pp. 24–34) was aware of the potential conflicts of his Western preconceptions with a full understanding of “attitudes, institutions, modes and levels of living, and, broadly, culture” as determinants of underdevelopment, and he had no clear solution to offer in this dilemma. His general response was to call for more interdisciplinary research and to express “the main hope ... that the economics profession will gradually turn to remodelling our framework of theories and concepts in the direction characterized ... as institutional” (p. 29).

(8) *Time*. Finally it should be noted that time plays an important role for Myrdal’s theory of circular and cumulative causation. As economic development and underdevelopment is, to some extent, accidental and path-dependent (see component 1), the timing and the sequence of shocks determine much of the outcome of the processes:

“The outside forces push and pull the system continuously, and at the same time change the structure of forces within the system itself. The time element is of paramount importance, as the effects of a shock on different variables of the system will be spread very differently along the time axis.” (*Myrdal* 1957, p. 18)

This general observation had two consequences. First, the conventional separation of economic development from business cycles was called into question, as “long-term changes are nothing more than the cumulative results of a succession of short-run changes, among which are the short-term fluctuations in the general business conditions of a country” (p. 37). Myrdal pleaded for more intensive research on the consequences of business cycles for economic development, and he drew attention to an often neglected aspect: the influence of business cycles on spatial differences of income growth through the volatility of spread effects. The second consequence was the need for a careful planning of the timing and sequencing of reforms to overcome underdevelopment. “A rise in employment, for instance, will almost immediately raise some levels of living; but a change in levels of education or health is achieved more slowly, and its effects on the other factors are delayed, so that there is a lag in the whole process of cumulation” (p. 18). *Myrdal* (1968, p. 1875) stated in general reflections about in-

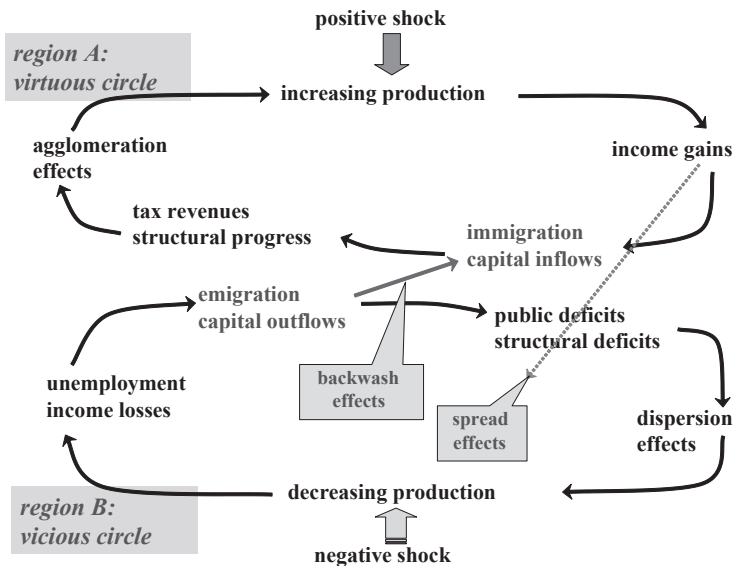


Figure 1: Myrdal's "simple illustration" of polarizing development

ertia and stagnation that the time element needs always to be considered, since development strategies can generate self-sustained virtuous circles only, if the policy measures provoke a response that is sufficient both in size and speed: "The relationship between the size of the coefficients of response and the speed of the response will determine whether mutual causation results in stable, neutral, or unstable equilibrium."

IV. In the Light of New Economic Geography

After the presentation of the different components of Myrdal's theory of circular and cumulative causation, it is useful to summarize it with the help of a diagram. Figure 1 does not explicitly capture all the components, but sets the focus on economic core variables that can be compared to the basic analytical framework of New Economic Geography. Moreover, it is quite close to Myrdal's "simple illustration" of "the drift towards regional economic inequalities in a country" (1957, pp. 23–26). As a first example he assumed a negative shock to a region (here region B) in terms of a disaster, such as the irreparable loss of a central factory, "where a large part of the population gets its livelihood". A vicious circle of income losses and outward factor movements will follow, leading to dispersion effects in the underdeveloping region B and fostering development in the receiving region

A. The virtuous circle in region *A* could also be started independently by a positive shock there, e.g. by the opening of a new factory. The subsequent income gains would attract labour and capital from region *B*, turning the movement into a self-sustaining agglomeration process:

“The establishment of a new business or the enlargement of an old one widens the market for others, as does generally the increase of incomes and demand. Rising profits increase savings, but at the same time investments go up still more, which again pushes up the demand and the level of profits. And the expansion process creates external economies favourable for sustaining its continuation.” (Myrdal 1957, p. 25)

Note that trade is not an explicit element of the diagram or Myrdal’s “simple illustration”. It comes into the picture only as part of the backwash and spread effects. Income gains in region *A* tend to increase the demand for imports from region *B*. But these spread effects are balanced, if not outsized by the backwash effects that largely consist of disadvantageous shifts in comparative advantage. Emigration and capital outflows reduce production capacities and tend to confine region *B* to exports of primary products and to unfavourable trade conditions (see section III., component 3).

As befits Myrdal’s institutionalist perspective of *political* economy, his simple illustration makes use of a political variable “to throw light on the mechanism of this cumulative causal sequence” (1957, p. 23). This variable is the local tax rate, which has to be raised when the income basis narrows in region *B*, while it can be lowered in the upward cumulative process of region *A*. The higher tax rate in region *B* will act as a further disincentive for workers and firms to stay in the region or move into it. The tax base will become smaller and lead to lower standards of public services which create structural deficits. The converse applies to region *A*. The interaction of tax revenues, the provision of public services and structural change may in itself be regarded as a circular and cumulative process. Moreover, it could be considered as representative for a wider range of institutions, including the “non-economic factors” that Myrdal included in his theory (see section III., component 7). As Figure 1 illustrates, this interaction is nevertheless an integral part of the general process.

How does Myrdal’s theory of polarizing development compare to the standard core-periphery model of New Economic Geography (NEG)? Here we cannot enter into a more detailed discussion of the large literature and range of NEG models. But we can define a basic structure that serves our purposes and is relatively close to the original core-periphery model of *Krugman* (1991).¹³

¹³ See also *Trautwein* (2014) and, for a detailed introduction to the “core model of geographical economics”, *Brakman et al.* (2009, ch. 3).

The baseline model is a $2 \times 2 \times 2$ general equilibrium framework, e.g. it has two regions, two goods (sectors) and two production factors. In this sense it can be considered as an extension of standard Heckscher-Ohlin trade theory, but unlike the former (and more closely related to the so-called "New Trade Theory", which was also pioneered by Krugman) it features increasing returns to scale. These provide a rationale for the agglomeration and dispersion of economic activities in geographical space. Adding two further ingredients that are normally absent from trade models, namely the mobility of at least one production factor, and the occurrence of substantial transport costs, NEG models set the focus on the analysis of spatial differentiation of economic activity. Some standard results of this analysis can be described as cumulative processes of polarizing development.

More specifically, the baseline model has the following structure:

- The two regions *A* and *B* are initially identical in terms of their sectoral structures of production, the number of firms and the number of workers.
- The two sectors differ in their market structures: In the *C*-sector (say, corn), good *C* is produced under constant returns to scale in perfect competition, using land and labour. In the *M*-sector (say, manufactures), the good *M* is produced in a large number of varieties (slightly imperfect substitutes) under increasing returns to scale. The firms that produce those varieties act in Dixit-Stiglitz monopolistic competition, using labour only.
- Land is immobile, and so are workers in the *C*-sector, whereas labour in the *M*-sector is mobile between the regions.
- Trade costs for transporting good *C* between the regions do not matter. Trade costs for transporting good *M* between the regions, on the other hand, are substantial; the monopolistically competitive firms will take them into account in their decisions about where to locate productive activities.

Starting from a symmetric equilibrium, where the two regions have identical structures, the "standard shock" in the NEG core model is a positive shock to region *A* through the arbitrary immigration of one single worker from region *B*. Under the restrictive assumptions of the baseline model, where each firm stands for a variety of good *M*, all firms are of equal size and output is thus expanded by locating the production of an additional variety of that good, two forces will start a cumulative process of agglomeration: the "price index effect" and the "home market effect". Relative to region *B*, the price level for *M*-varieties in region *A* will decline, as only the consumers in region *B* have to pay trade costs for the additional variety. The change in the real wage induces more workers from region *B* to

emigrate to *A*, which becomes larger and is able to offer more varieties, thus raising its relative real wage even further. The other, concomitant agglomeration force is the “home-market effect”, whereby firms that have increasing returns to scale tend to locate their production in the region where they have the largest demand. In this simple core-periphery model, the cumulative process of agglomeration in region *A* and dispersion in region *B* comes to an end only, when emigration from *B* makes land so abundant that the rising marginal product of labour creates a countervailing real-income effect that balances the agglomeration effects.

It is obvious that the core model of New Economic Geography (or rather: current mainstream geographical economics) captures much of the basic message of Myrdal’s theory, as illustrated by the discussion surrounding Figure 1. It does not have anything to say about tax revenues, public services and structural change, but these aspects are partly dealt with in more advanced NEG models (see *Baldwin et al.* 2003). The model can be characterized as an indirect offspring from Heckscher-Ohlin trade theory, but is no longer confined to the kind of reasoning in terms of stable and optimal equilibrium that Myrdal found unacceptable. It has an initial equilibrium that is unstable and multiple equilibria that are locally stable – in the simplest case one with full agglomeration (of the *M*-sector) in region *A*, another with agglomeration in *B* (if the positive shock occurs there). The array of multiple equilibria and unstable states is easily expanded with further extensions of the core model and in a variety of other NEG modelling architectures. Cumulative processes of polarizing development can thus be described in these structures. Moreover, the final equilibria need not be optimal in terms of minimizing the overall costs of production and trade; workers in the dispersed region may have to pay more for their *M*-consumption than in the initial equilibrium. So it seems that the New Economic Geography literature is capable of replicating essential features of Myrdal’s theory in terms of the neoclassical general equilibrium analysis that Myrdal rejected. Seen from this angle, *Krugman* (1995, p. 27) appears to be correct in claiming that Myrdal’s anti-neoclassical position and opposition to formalization was “a vain stance”.

V. Conclusion

After reviewing Myrdal’s contribution to concepts of cumulative processes and polarizing development let us return to the questions raised in the introduction: Did Myrdal really object to a formalization of his theory? Did his theory provide a consistent framework for the analysis of economic underdevelopment? Does modern neoclassical economics capture the essence of what Myrdal had to say? And what is left of Myrdal’s ideas as a challenge to modern economics?

Contrary to Krugman's claims, Myrdal did not object to formalization of his theory of underdevelopment. If formalization is understood as a process of rigorous reduction of the complexities of observable reality in terms of models, he actually did give that quite a lot of thought. For him, the challenge was to avoid the conventional selection biases in the course of reduction – especially the biases of neoclassical static equilibrium analysis. He consequently emphasized the interdependence of factors that were not in the standard sets of variables, and called for different modelling strategies. Myrdal went to great lengths to make these interdependencies of “hard economic facts”, policies, institutions and cultural factors visible and plausible – even to the “abominable length” of roundabout 2.200 pages of *Asian Drama* (1968, p. x). To many modern economists, such as Krugman, this approach may appear as a misguided stance of anti-reductionism. Yet it is obvious that even the approaches to the New Institutional Economics that started from neoclassical frameworks of optimization in terms of marginal analysis, such as the works of Douglass North, have not, so far, led to making the intricacies of institutional analysis of economic development amenable to “rigorous formalization” – if they ever intended to do so (see *Li/Trautwein* 2012).¹⁴

Myrdal (1968, pp. 30–31), in fact, regarded the building of dynamic models and other formalization as an absolute requirement for development policy. Yet he did not consider theory in his times as sufficiently developed to accomplish that feat. He saw his own task lying in the clarification of concepts for model-building. To this mission belongs the breaking of moulds and regrouping of ideas. Consequently, even his critique of neoclassical trade theory was not meant to be totally destructive. *Myrdal* (1957, pp. 156–58) argued that the theory of international trade is not “a single comprehensive system of thought which has to be rejected *in toto*”, but “actually a matrix of a large number of special theorems, most of which can be reshaped and fitted to other systems upon other assumptions.” He was full of praise for various attempts to build dynamic models of infant-industry arguments, of international trade and business cycles (p. 157), and of economic theory in general (p. 144).

Myrdal's theory of circular and cumulative causation can be regarded as a consistent framework for the analysis of underdevelopment. Based on

¹⁴ Actually, there are many similarities between the approaches of Gunnar Myrdal and Douglass North, even though the latter (despite giving the Myrdal Lecture 2003 at UNECE in Geneva) never referred to the works of the former. It might be debated, though, in how far the works of Daron Acemoglu and coauthors (in particular *Acemoglu* 2008, part VIII) have come closer to a fruitful formalization of institutional factors of economic development. That debate is beyond the confines of the present paper, which sets the focus on the concept of cumulative processes in the traditions of Wicksell, Myrdal and Krugman.

section IV. above, the second and the third question could jointly be answered in the positive by arguing that the economic core of Myrdal's theory can be replicated in terms of NEG models in the tradition of Krugman. Myrdal's theory is essentially consistent, even though it was formulated only in loose terms. It was not always sufficiently specified. It is, for instance, not always clear whether Myrdal outlined a model of one single cumulative process with a multitude of interacting factors, or a multitude of interlocked and partly counteracting cumulative processes.

It might also be argued that Myrdal's anti-neoclassical stance is outdated. Even though NEG models are couched in terms of optimizing behaviour and general equilibrium, it is now possible to carry out dynamic analysis that includes imperfect competition, multiple equilibria, suboptimal states, and other complexities that Myrdal was demanding in terms of "reshaping" and "fitting to other assumptions" (see above). As mentioned above, even those institutional and non-economic factors that cannot be fitted into NEG frameworks, are now largely amenable to institutionalist and behavioural economics that have grown out from modifications of the neoclassical core.

But what, then, is left of Myrdal's ideas as a challenge to modern economics? With regard to the development of "a general theory of economic under-development and development" that *Myrdal* (1957, p. 156) envisaged, it may be debated whether the glass is half-full or half-empty. As demonstrated in section 4, essential features of cumulative processes of agglomeration and dispersion are now captured by NEG models. Moreover, health care, education and many aspects of culture are no longer considered as non-economic factors, but form their own fields of applied economic research. Yet, even though this research mostly refers to a common neoclassical core of optimizing behaviour, it can hardly be fitted into a general theory of development. The specific deviations from the core (in terms of imperfections of information, competition and other structures) that dominate the modelling strategies in the different fields are not fully consistent with each other. Frequently they are incompatible or mutually exclusive. In many cases, the links of the specific theories (of trade, growth, development, spatial economics, etc.) to the core of general equilibrium theory are rather tenuous or restrictive, making the models dependent on technical tricks that limit their analytical scope and empirical operability. Hence it is, for instance, possible to address issues of spatial differentiation in NEG models, but hard to address poverty or underemployment, whereas other classes of models that deal with these typical phenomena of underdevelopment, make it hard to discuss regional inequality. If he were still alive, Myrdal would probably not consider it as proven beyond doubt that progress in development economics must inevitably be made in terms of neoclassical general equilibrium analysis. He would still find a lot to criticize.

References

- Acemoglu, Daron* (2008), *Introduction to Modern Economic Growth*. Princeton: Princeton University Press.
- Assarsson-Rizzi, Kerstin/Bohrn, Harald* (1984), *Gunnar Myrdal – A Bibliography, 1919–1981, 2nd edition*. New York, London: Garland Publishing.
- Baldwin, Richard/Forslid, Rikard/Martin, Philippe/Ottaviano, Gianmarco/Robert-Nicoud, Frederic* (2003), *Economic Geography and Public Policy*. Princeton: Princeton University Press.
- Barber, William J.* (2008), *Gunnar Myrdal: An Intellectual Biography*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Boianovsky, Mauro/Trautwein, Hans-Michael* (2003), 'Wicksell and Cassel on Involuntary Unemployment'. *History of Political Economy* 35, 385–436.
- Brakman, Steven/Garretsen, Harry/van Marrewijk, Charles* (2009), *The New Introduction to Geographical Economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cassel, Gustav* (1918), *Theoretische Sozialökonomie*. Leipzig: C. F. Winter (tr. 1923: *The Theory of Social Economy*. London: T. Fisher Unwin).
- Ehnts, Dirk/Trautwein, Hans-Michael* (2012), 'From the New Trade Theory to the New Economic Geography: A Space Odyssey'. *OEconomia* 2, 35–66.
- Krugman, Paul* (1991), 'Increasing Returns and Economic Geography'. *Journal of Political Economy* 99, 483–99.
- Krugman, Paul* (1995), *Development, Geography and Economic Theory*. Cambridge, Mass: MIT Press.
- Li, Weisen/Trautwein, Hans-Michael* (2012), 'Northian Perspectives on China's Economic Reform'. In *Thoughts on Economic Development in China*, ed. by Ying Ma and Hans-Michael Trautwein. London, Singapore: Routledge, 235–254.
- Meardon, Stephen J.* (2001), 'Modeling Agglomeration and Dispersion in City and Country'. *American Journal of Economics and Sociology* 60, 25–57.
- Myrdal, Gunnar* (1927), *Prisbildningsproblemet och föränderligheten (The Problem of Price Formation and Changeability)*. Uppsala: Almqvist & Wiksell.
- Myrdal, Gunnar* (1930), *Vetenskap och politik i nationalekonomien*. Stockholm: Norstedt (tr. 1953: *The Political Element in the Development of Economic Theory*. London: Routledge & Kegan Paul).
- Myrdal, Gunnar* (1931), 'Om penningteoretisk jämvikt. En studie över den "normala räntan" i Wicksells penninglära', *Ekonomisk Tidskrift* 33, 191–302 (German tr. 1933: 'Der Gleichgewichtsbegriff als Instrument der geldtheoretischen Analyse', in *Beiträge zur Geldtheorie*, ed. by Friedrich August Hayek. Vienna: Julius Springer, 361–487; English tr. 1939: *Monetary Equilibrium*. London: William Hodge).
- Myrdal, Gunnar* (1944), *An American Dilemma: The Negro Problem and Modern Democracy*. New York: Harper & Brothers.

- Myrdal*, Gunnar (1951), 'The Trend towards Economic Planning'. *Manchester School* 19, 1–42.
- Myrdal*, Gunnar (1956), "The Research Work of the Secretariat of the Economic Commission for Europe". In *25 Economic Essays in Honour of Erik Lindahl*. Stockholm: *Ekonomisk Tidskrift*, 267–93.
- Myrdal*, Gunnar (1957), *Economic Theory and Under-Developed Regions*. London: Duckworth.
- Myrdal*, Gunnar (1968), *Asian Drama: An Inquiry into the Poverty of Nations*. New York: The Twentieth Century Fund.
- Myrdal*, Gunnar (1970), *The Challenge of World Poverty. A World Anti-Poverty Programme in Outline*. London: Penguin Press.
- Myrdal*, Gunnar (1973), 'Gunnar is my name'. In *Against the Stream: Critical Essays on Economics*. New York: Pantheon, 1–16.
- Myrdal*, Gunnar (1984), 'International Inequality and Foreign Aid in Retrospect'. In *Pioneers in Development*, ed. by Gerald M. Meier and Dudley Seers. Oxford: Oxford University Press, 151–165.
- Myrdal*, Gunnar (2005), *The Essential Gunnar Myrdal*. Ed. by Örjan Äppelqvist and Stellan Andersson. New York: The New Press.
- Streeten*, Paul (1998), The Cheerful Pessimist: Gunnar Myrdal the Dissenter (1898–1987). *World Development* 26, 539–550.
- Streeten*, Paul (2008), 'Myrdal, Gunnar (1898–1987)'. *The New Palgrave Dictionary of Economics*, 2nd edition. London: Palgrave Macmillan, 581–583.
- Toner*, Phillip (1999), *Main Currents in Cumulative Causation: The Dynamics of Growth and Development*. London: Macmillan.
- Trautwein*, Hans-Michael (1996), 'Money, Equilibrium, and the Business Cycle: Hayek's Wicksellian Dichotomy'. *History of Political Economy* 28, 27–55.
- Trautwein*, Hans-Michael (2005), 'The loose link: Hayek, Lindahl and Myrdal on money'. In *Evolution of the Market Process. Austrian and Swedish economics*, ed. by Michel Bellet, Sandye Gloria-Palermo and Abdallah Zouache. London: Routledge, 94–113.
- Trautwein*, Hans-Michael (2012), 'Old Swedes on Money and Capital'. In *Classical Political Economy and Modern Theory. Essays in honour of Heinz Kurz*, ed. by Christian Gehrke, Ian Steedman and Richard Sturn. London: Routledge, 266–86.
- Trautwein*, Hans-Michael (2014), 'Der Traum vom Allgemeinen Gleichgewicht im Raum und die Entwicklung zur "Neuen Wirtschaftsgeographie"' in *Die Raumwirtschaftslehre von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie Bd. XXIX*, ed. by Hans-Michael Trautwein. Berlin: Duncker & Humblot, 337–71.
- Trautwein*, Hans-Michael (2016), 'Knut Wicksell (1851–1926), in *Handbook on the History of Economic Analysis*, vol. I, *Great Economists since Petty and Boisguilbert*, ed. by Gilbert Faccarello and Heinz D. Kurz. Cheltenham: Edward Elgar, 347–61.

Wicksell, Knut (1893), Über Wert, Kapital und Rente nach den neueren nationalökonomischen Theorien. Jena: Gustav Fischer (tr. 1954, Value, Capital and Rent. London: Allen & Unwin).

Wicksell, Knut (1898), Geldzins und Güterpreise: Eine Untersuchung über die den Tauschwert des Geldes bestimmenden Ursachen. Jena: Gustav Fischer (tr. 1936, Interest and Prices: A Study of the Causes Regulating the Value of Money. London: Macmillan).

Entwicklungstheorien des ausgewogenen versus unausgewogenen Wachstums

Von *Harald Hagemann*, Stuttgart-Hohenheim

I. Einleitung

Die Entwicklungsökonomik, die als neue wirtschaftswissenschaftliche Teildisziplin am Ende und unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden ist, ragt als ein Fachgebiet heraus, für das deutschsprachige Emigranten vor allem in Großbritannien bedeutende Impulse gegeben haben. Dies lässt sich durch die Kombination einer Reihe von Gründen erklären:

- die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Arbeiten von Marx und der Historischen Schule in Deutschland vorhandene stärkere Akzentsetzung auf die langfristige Entwicklung der Volkswirtschaft und ihrer Betonung von Kapitalakkumulation und technischem Fortschritt, die im 20. Jahrhundert wesentlich neue Impulse durch Schumpeters *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* erhielt;
- die stark von Keynes beeinflusste beschäftigungstheoretische und -politische Debatte in Großbritannien in den 1930er und 1940er Jahren;
- die in London ansässigen Exilregierungen aus Ost- und Südosteuropa – einer Region, die anfangs den Fokus der entwicklungsökonomischen Debatte bildete, wie es exemplarisch im Titel von Paul N. Rosenstein-Rodans Beitrag „Problems of Industrialisation in Eastern and South-Eastern Europe“ (1943) zum Ausdruck kommt, der allgemein als Pionierartikel der Entwicklungsökonomik angesehen wird;
- deutliche Spurenelemente der russischen und deutschen Planungsdebatten der 1920er Jahre finden sich bei Rosenstein-Rodan, aber noch ausgeprägter in den Schriften von Kurt Mandelbaum, der später einen Fünfjahresplan für Südosteuropa konzipierte. Die russischen Planungsdebatten wurden in Großbritannien insbesondere von Maurice Dobb in Cambridge intensiver verfolgt und in engen Bezug zu entwicklungsökonomischen Fragen gebracht;
- die sich andeutende Auflösung des Commonwealth, die spätestens mit der Unabhängigkeit Indiens im August 1947 weithin sichtbar wurde: auch in Indien wurden unter Leitung von P. C. Mahalanobis Fünfjahrespläne entworfen.

Die Einrichtung entwicklungsökonomischer Lehrstühle sowie vor allem die im Aufbau befindlichen Vereinten Nationen mit ihren Neben- und Unterorganisationen eröffneten große Beschäftigungsmöglichkeiten und ein breites wissenschaftliches Betätigungsfeld. Die Emigration bedeutete zunächst eine erzwungene räumliche Mobilität, die vielfach mit der Abkoppelung von nationalen Traditionen verbunden war. Die Emigranten sahen sich oft als „Vaterlandslose“, die der erzwungenen eine freiwillige Mobilität folgen ließen. Sie wurden zu „Weltbürgern“, die nicht wurzellos waren, sondern „Luftwurzeln“ (Streeten 1986) entwickelten. Dabei spielt die Alterskomponente in doppelter Hinsicht eine Rolle. Zum einen war der Anteil jüngerer Wissenschaftler, die emigrierten, wesentlich höher. Zum anderen lässt sich auch für andere Fächer beobachten, dass jüngere Wissenschaftler in innovative Teildisziplinen drängen, die noch nicht wie die paradigmatisch bereits gealterten Bereiche von „Platzhirschen“ besetzt sind und daher größere Perspektiven eröffnen. So betrug der Anteil der vor 1900 Geborenen unter den Entwicklungsökonomien nur drei Prozent (bei einem Gesamtanteil von 36 Prozent der Emigranten), während der Anteil der zwischen 1910 und 1919 Geborenen bei 42 Prozent lag und damit höher als ihr Anteil von 17 Prozent an allen emigrierten Wirtschaftswissenschaftlern.

Wie eine nähere Analyse der Pioniere der Entwicklungsökonomik zeigt, liegt der Anteil deutschsprachiger Emigranten bei 30 Prozent (vgl. Meier/Seers 1984). Deren große Bedeutung für die entwicklungsökonomische Debatte in den 1950er und 1960er Jahren zeigt sich insbesondere auch in der Kontroverse über Strategien ausgewogenen (*balanced growth*) versus unausgewogenen Wachstums (*unbalanced growth*), bevor in den 1970er Jahren die Kontroverse über Importsubstitution versus Exportdiversifikation als besser geeignete Strategie zur Überwindung von Unterentwicklung die Debatte dominierte.

Während der entwicklungsökonomischen Debatte der 1950er und frühen 1960er Jahre wurde die wirtschaftspolitische Zielsetzung für Entwicklungsländer weitgehend auf wirtschaftliches Wachstum fokussiert. Dabei zeigt sich sowohl bei den Hauptvertretern ausgewogenen Wachstums (Paul N. Rosenstein-Rodan, Ragnar Nurkse, W. Arthur Lewis) wie bei den führenden Kontrahenten, d. h. den Befürwortern unausgewogenen Wachstums (Albert O. Hirschman, Paul Streeten) ein ausgeprägtes Denken in Sektoren und Strukturen sowie unterschiedlichen Stadien wirtschaftlichen Wachstums. Dies steht in deutlichem Gegensatz zu der parallel boomenden postkeynesianischen und neoklassischen Wachstumstheorie. Die entwicklungsökonomische Debatte dieser Zeit trägt damit dem empirisch unbestreitbaren Tatbestand Rechnung, dass der Entwicklungsprozess kapitalistischer Volkswirtschaften seit der Industriellen Revolution nicht nur durch hohe Wachstumsraten von Volkseinkommen und Produktivität, sondern auch durch einen

Prozess fortgesetzten Strukturwandels gekennzeichnet ist. Dabei ist zu beachten, dass die Veränderung technologischer und ökonomischer Strukturen in der Regel auch mit institutionellem Wandel verbunden ist, ein wichtiger Aspekt insbesondere bei der Überwindung von Unterentwicklung.

Hirschman (1981) hat betont, dass Keynes einen starken indirekten Einfluss in der Entstehungsphase der Entwicklungsökonomik dadurch ausgeübt habe, dass er die Dominanz der „Monoökonomik“ gebrochen habe, d. h. die Ansicht, dass die Ökonomik aus einem Körper universeller Wahrheiten bestehen würde, die jederzeit und überall gelten würden. Die Überwindung neoklassischer Monoökonomik habe den Weg geöffnet für den Einbezug historischer und institutioneller Aspekte ebenso wie für Elemente von Schumpeters Wirtschaftssoziologie und damit die Einsicht in die Bedeutung von Phänomenen, die für unterschiedliche Entwicklungsstufen einer Volkswirtschaft bedeutsam seien. Daraus kann auch abgeleitet werden, dass es keine generelle Blaupause gibt, die für alle unterentwickelten Volkswirtschaften gültig ist.

Ein weiterer bedeutender Einfluss von Keynes besteht in dessen Analyse unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, vor allem über die von *Joan Robinson* (1936) vorgenommene Erweiterung auf das Phänomen der ‚verdeckten Arbeitslosigkeit‘, insbesondere in der Landwirtschaft, das für Entwicklungsländer von großer Bedeutung sei. Der Analogieschluss von den britischen Depressionsregionen zur versteckten Arbeitslosigkeit in den unterentwickelten Regionen war ebenso naheliegend wie das wirtschaftspolitische Bemühen, die ungenutzten Ressourcen als Quelle wirtschaftlichen Wachstums und der Wohlfahrtssteigerung zu (re-)aktivieren. In der von dem in Breslau geborenen Heinz Wolfgang Arndt (1915–2002) vorgelegten Studie *Agricultural Surplus Production in Eastern and Southeastern Europe* für das Royal Institute of International Affairs (RIIA), das sich seit 1941 verstärkt mit den Problemen der Entwicklungsländer befasste, wurde erstmals versucht diese agrarische Überschussbevölkerung zu quantifizieren. Sie wurde mit ca. zwanzig Prozent berechnet.¹ Das Ausmaß der verdeckten Arbeitslosigkeit wurde dabei definiert als „the number of people engaged in agriculture (active and dependants) who, in any given conditions of agricultural production, could be removed from the land without reducing agricultural output“ (*Arndt* [1942] 1993:4). Arndt, der später zu einem der führenden Nachkriegsökonomien Australiens wurde, war Mitglied der von Paul N. Rosenstein-Rodan (1902–1985) geleiteten Forschungsgruppe.²

¹ Zur Rolle des RIIA und zum Beitrag emigrierter deutschsprachiger Wirtschaftswissenschaftler in der Formationsphase der Entwicklungsökonomik vgl. ausführlich *Eßlinger* (1999).

² Zu Arndt und Rosenstein-Rodan, ebenso wie zu Hirschman und Streeten, vgl. auch die Beiträge in *Hagemann/Krohn* (1999).

Rosenstein-Rodan, der das Konzept der Überschussbevölkerung im Agrarsektor als einen Schlüsselfaktor in den anfangs stärker planwirtschaftlich geprägten Industrialisierungsprogrammen unterentwickelter Regionen ansah, berechnete selbst auf der Grundlage der von Arndt erhobenen Daten die verdeckte Arbeitslosigkeit im Agrarsektor mit zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent, ein Wert der später von den Vereinten Nationen als Untergrenze für Entwicklungsländer übernommen wurde. Während Rosenstein-Rodan auf eine forcierte Industrialisierungsstrategie setzte, empfahl Arndt jedoch eine stärker landwirtschaftlich ausgerichtete Entwicklungsstrategie, womit sich früh spätere Dualismusdebatten andeuteten.

Klar ist, dass wirtschaftliche Entwicklung zwar Industrialisierung voraussetzt, aber ohne eine entsprechende Entwicklung im Agrarbereich mit einer damit verbundenen Produktivitätssteigerung nicht möglich ist. Allerdings stand Arndt dem Einsatz moderner Technologien und einer Kapitalintensivierung in der Landwirtschaft wegen der damit zunächst einhergehenden, das Arbeitslosigkeitsproblem verschärfenden Freisetzungseffekte skeptisch gegenüber.

Seit den Beiträgen von *Arndt* (1942) und *Rosenstein-Rodan* (1943) sowie Kurt Mandelbaums Studie *Industrialisation of Backward Areas* (1945) spielte jedoch das Konzept der verdeckten Arbeitslosigkeit im Agrarsektor eine Schlüsselrolle in der Erklärung ökonomischer Rückständigkeit. Die Überwindung dieses Hindernisses durch die Verlagerung von Arbeitskräften in die Industrie (und nachfolgend in einen modernen Dienstleistungssektor) wurde daher als entscheidende Bedingung für wirtschaftliche Entwicklung angesehen. Aufgrund der geringen Produktivität liegt der Beschäftigungsanteil in der Landwirtschaft deutlich höher als sein Beitrag zum Bruttoinlandsprodukt. Eine entsprechende Verlagerung von Arbeitskräften führt damit zur Steigerung der gesamtwirtschaftlichen Produktivität und des durchschnittlichen Pro Kopf-Einkommens. Eine agrarische Überschussbevölkerung wurde daher als ein Indikator und eine Quelle wirtschaftlicher Rückständigkeit, zugleich aber auch als Potenzialträchtig für künftige wirtschaftliche Entwicklung angesehen. Dieser Doppelcharakter der versteckten Arbeitslosigkeit in der Landwirtschaft wurde von Mandelbaum frühzeitig klar erkannt:

„if these surplus workers were withdrawn from agriculture and absorbed into other occupations, farm output would not suffer, while the whole new output would be a net addition to the community's income. The economic case for the industrialization of densely populated countries rests upon this mass phenomenon of disguised rural unemployment“: (*Mandelbaum* 1945, S. 2)³

³ Zur Würdigung der Bedeutung von Mandelbaums Studie für die Entwicklungsökonomik siehe auch *Singer* (1979).

Diese Überlegungen finden später auch im bekannten Dualismus-Modell von Arthur Lewis ihren Ausdruck, in dem Entwicklung mit Industrialisierung gleichgesetzt wird und dem Industriesektor aufgrund der verdeckten Arbeitslosigkeit in der Landwirtschaft ein unbegrenztes Arbeitsangebot zur Verfügung steht. Die Präsenz des traditionellen Agrarsektors hemmt den Lohnanstieg für die Industriearbeiter; ebenso wirkt ein hohes Bevölkerungswachstum, das die Wachstumsrate des Industriesektors übersteigen würde, dem Abbau der Arbeitslosigkeit und einem Lohnanstieg entgegen.⁴

Im weiteren Verlauf gehe ich zunächst auf die Behandlung des Strukturwandels im langfristigen Entwicklungsprozess in der Volkswirtschaftslehre ein. Neben den Pionierstudien von Kuznets haben dabei Ökonomen aus dem deutschsprachigen Raum lange Zeit eine führende Rolle gespielt. Dies zeigt sich beispielsweise am Ende der Weimarer Republik in der konjunkturtheoretischen Debatte zwischen Löwe und Hayek, in der die beiden idealtypischen Möglichkeiten die Produktionsstruktur einer Volkswirtschaft zu erfassen – horizontal bzw. vertikal – eine wichtige Rolle spielen. Diese Debatte wird reflektiert in der späteren Kontroverse zwischen Entwicklungstheorien des ausgewogenen versus unausgewogenen Wachstums in den 1950er und 1960er Jahren. In den nachfolgenden Abschnitten III. und IV. gehe ich auf die wichtigsten Beiträge der Vertreter der Strategie ausgewogenen bzw. unausgewogenen Wachstums ein, bevor im Schlußabschnitt eine kritische Würdigung erfolgt.

II. Strukturwandel, Wirtschaftswachstum und Entwicklung

Der Entwicklungsprozess kapitalistischer Volkswirtschaften ist seit der Industriellen Revolution nicht nur durch langfristiges Wachstum von Volkseinkommen und Produktivität gekennzeichnet, sondern auch durch einen Prozess fortgesetzten strukturellen Wandels. Dies ist seit jeher ein zentrales Ergebnis der empirischen Forschung gewesen, wie es z. B. in Walther G. Hoffmanns früher quantitativer Studie historischer Wachstumsprozesse *Stadien und Typen der Industrialisierung* (1931) zum Ausdruck kommt, in der das Verhältnis von Kapitalgütern zu Konsumgütern eine wichtige Rolle spielt. In den späten 1920er Jahren beginnen auch die jahrzehntelangen Untersuchungen von Simon Kuznets (1901–85), dem die königlich-schwedische Akademie der Wissenschaften bereits im dritten Jahr 1971 den von der schwedischen Reichsbank gestifteten Preis für Wirtschaftswissenschaft-

⁴ Aus diesem Grund war auch in Großbritannien im ersten Jahrhundert nach Einsetzen der Industriellen Revolution das Niveau der Reallöhne trotz starken Anstiegs von Produktivität, Gewinnen und Ersparnissen (Investitionen) langfristig relativ konstant geblieben. Vgl. auch Hicks (1969, S. 148 f.).

ten zu Alfred Nobels Gedächtnis verleiht „für seine empirisch unterlegte Interpretation wirtschaftlichen *Wachstums*, die zu neuen und vertiefenden Einsichten in die ökonomische und soziale Struktur von Entwicklungsprozessen geführt hat“. Die Kuznets-Tradition mit ihrer Betonung auf sektorale Entwicklungsmuster im Zeitablauf und im internationalen Vergleich wird in den empirisch-ökonomischen Untersuchungen des langjährigen Chef-ökonom der Weltbank Hollis Chenery und seiner Mitarbeiter⁵ fortgesetzt, die in den 1960er und frühen 1970er Jahren zunehmend an Einfluss gewinnen. Sie prägten auch die Arbeiten des Kieler Instituts für Weltwirtschaft in den 1970er Jahren, dessen Leitung Herbert Giersch 1969 übernommen hatte, der mit seinem scharfen Blick für den strukturellen Wandel im Wachstumsprozess ganz in der Tradition seines Münsteraner akademischen Lehrers Walther G. Hoffmann und dessen Kieler Doktorvater Adolph Löwe steht. Dies kommt beispielhaft im Artikel „Der Zusammenhang zwischen Produktionsstruktur und Entwicklungsniveau“ von *Fels, Schatz* und *Wolter* (1971) sowie zahlreichen nachfolgenden Beiträgen aus dem Kieler Institut zum Ausdruck.

Die beiden Ölpreisschocks von 1973 und 1979 bewirkten erhebliche Veränderungen im System der relativen Preise und einen induzierten Wandel in den Nachfrage- und Produktionsstrukturen, der wesentlich dramatischer ausfiel als der eher vorhersehbare langfristige Strukturwandel von der Landwirtschaft über die Industrie zu den Dienstleistungen. Dies hat dazu geführt, dass in Deutschland die Bundesregierung auf Empfehlung der „Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel“ die führenden Wirtschaftsforschungsinstitute ab 1977 mit der *Strukturberichterstattung* beauftragte, um Zusammenhänge zwischen Strukturwandel und gesamtwirtschaftlicher Entwicklung aufzuzeigen.

Bereits 1962 hatte der Verein für Sozialpolitik die Strukturwandlungen einer wachsenden Wirtschaft zum zentralen Thema seiner Jahrestagung in Zürich gewählt, auf der *Jürg Niehans* (1964) das Grundsatzreferat „Strukturwandlungen als Wachstumsprobleme“ hielt. Dies fiel in eine Zeit, als einerseits die Kontroverse zwischen Entwicklungstheorien des ausgewogenen versus unausgewogenen Wachstums sich ebenso auf ihrem Höhepunkt befand wie die durch *Solow* (1956), Swan u. a. begründete neoklassische Wachstumstheorie. Letztere war nicht nur durch ein gleichgewichtiges Wirtschaftswachstum gekennzeichnet, bei dem vorhandene Ressourcen wie Kapital und Arbeit vollständig genutzt werden, sondern in ihren zwei- bzw. multisektoralen Varianten auch durch Strukturkonstanz gekennzeichnet. „By balanced growth ... we mean a state of affairs in which the output of each

⁵ Vgl. *Chenery* (1960), *Chenery/Taylor* (1968) sowie zu einem Überblick *Syrquin* (1988).

commodity increases ... by a constant percentage per unit of time, the mutual proportions in which commodities are produced remaining constant. The economy changes only in scale, but not in composition.“ (*Solow/Samuels*on 1953, S. 412). Ein derartiges Wachstum, bei dem alle Größen sich mit derselben und konstanten Rate über die Zeit verändern, ist jedoch nichts Anderes als ein stationärer Zustand auf „höherer Ebene“. Es schließt Strukturveränderungen aus, die aber ein entscheidendes Charakteristikum von Transformationsprozessen sind, sei es von Entwicklungsländern oder einstmals sozialistischen Volkswirtschaften.

Während die Wachstumstheorie der klassischen Moderne nach dem Zweiten Weltkrieg somit lange Zeit den Strukturwandel aus ihrer Theoriebildung ausschloss, spielten Veränderungen der Produktionsstruktur eine entscheidende Rolle in der konjunkturtheoretischen Diskussion der Zwischenkriegszeit, wie es vor allem in der deutschsprachigen Debatte zwischen Löwe und Hayek am Ende der Weimarer Republik zum Ausdruck kam. Trotz aller Unterschiede, wie der Betonung des technischen Fortschritts als entscheidender Störfaktor bei Löwe bzw. von Geld und Kredit bei Hayek sowie der Ablehnung (des Festhaltens an) der Gleichgewichtstheorie bei Löwe (Hayek), stimmten beide Ökonomen überein in der grundlegenden Bedeutung, die sie der realen Produktionsstruktur der Volkswirtschaft sowie den Veränderungen dieser Produktionsstruktur im Zeitablauf beimessen. Während jedoch Löwe seine Strukturanalyse der Realkapitalbildung auf ein sektorales oder horizontales Modell der industriellen Produktion gründete, das intersektorale Interdependenzen sowie den Basischarakter gewisser Kapitalgüter betont, legte Hayek seiner monetären Überinvestitionstheorie ein vertikales Stufenmodell in der österreichischen kapitaltheoretischen Tradition Böhm-Bawerks zugrunde, in dem originäre Produktionsfaktoren zu Konsumgütern ausreifen und der Zeitaspekt der Produktion bzw. des strukturellen Wandels hervorgehoben wird.

Löwe hatte frühzeitig die Notwendigkeit einer Modifikation der Marxschen Schemata der erweiterten Reproduktion durch die Aufspaltung des Investitionsgütersektors in zwei vertikal integrierte Sektoren und damit die Erweiterung zu einem dreisektoralen Modell der industriellen Produktion betont, in dem der Maschinen produzierende Sektor Ia die Schlüsselrolle für den Wachstumsprozess einnimmt. Während Sektor Ia diejenigen Kapitalgüter (wie z. B. Werkzeugmaschinen) produziert, die zur Herstellung weiterer Kapitalgüter erforderlich sind, werden in Sektor Ib diejenigen Kapitalgüter erzeugt, die als Input zur Produktion von Konsumgütern (wie Textilien) erforderlich sind. Löwes Intentionen entsprachen in vielerlei Hinsicht denen von Feldman, der in der sowjetischen Debatte über einen forcierten Industrialisierungsprozess in den 1920er Jahren eine ähnliche Modifikation der Marxschen Reproduktionsschemata vornahm und alle kapazitätssteigernden

Aktivitäten in Sektor 1 zusammenfasste, allerdings ein zweisektorales Modell beibehielt, das später in der Entwicklungsplanung Indiens unter P. C. Mahalanobis bei der Konzipierung des ersten Fünfjahresplans 1951–56 eine zentrale Bedeutung einnahm. Feldmans Annahme eines vollkommenen elastischen Arbeitsangebots entsprach nicht nur den Bedingungen in der Sowjetunion während der Industrialisierungsdebatte und den im Modell von *Lewis* (1954) charakterisierten Bedingungen der meisten Entwicklungsländer, sondern auch dem von *Hicks* (1973) zugrunde gelegten Fixlohnmodell für die Zeit des von Ricardo diskutierten Maschinenproblems. Feldmans Modell wurde von späteren Autoren wie *Dobb* (1960) zu einem dreisektoralen Modell erweitert und entspricht in der Version von *Chng* (1980) der produktionstheoretischen Struktur des Modells von *Lowe* (1976).⁶

Fritz Burchardt, Löwes engster Mitarbeiter in Kiel 1926–31 und Frankfurt 1931–33 hatte in zwei langen Essays nicht nur die Schemata des stationären Kreislaufs bei Böhm-Bawerk und Marx detailliert miteinander verglichen, sondern m.W. als Erster in elaborierter Form auch versucht eine Synthese des vertikalen (von ihm und Löwe als ‚linear‘ bezeichneten) Stufenmodells mit dem horizontalen Sektorenmodell herzustellen.⁷ Burchardts Kritik an der österreichischen Kapitaltheorie, dass sie die Reproduktion des fixen Kapitals vernachlässige, weist bemerkenswerte Parallelen zu der später von *Sraffa* entwickelten Kritik an der produktionstheoretischen Einbahnstraße der österreichischen Kapitaltheorie auf. Burchardts Kritik an gewissen Unzulänglichkeiten der österreichischen Kapitaltheorie blieb nicht ohne Wirkung auf *Hayek*, der sie als „the most fruitful of all the recent criticisms of the ‚Austrian‘ theory of capital“ ansah (*Hayek* 1939, S. 23). Vor allem aber übte sie auch einen stärkeren zeitgenössischen Einfluss auf *Ragnar Nurkse* (1907–1959) aus, dem später führenden Vertreter der Entwicklungstheorie ausgewogenen Wachstums. Dies geht besonders gut erkennbar aus seinem Aufsatz ‚The Schematic Representation of the Structure of Production‘ (*Nurkse* 1935) hervor, in dem *Nurkse* den Gegensatz zwischen Stufen- und Sektorenschema bzw. die Linearität versus Zirkularität des volkswirtschaftlichen Produktionsprozesses diskutiert und zentrale Aspekte des Burchardtschen Werkes aufgreift. *Nurkse*, der in Dorpat (Tartu), Edinburgh und Wien studiert hatte, war kurz zuvor in die Finanz- und Wirtschaftspolitische Abteilung des Völkerbundes in Genf gewechselt, als dessen Vertreter er auch an der Bretton Woods Konferenz im Juli 1944 teilnahm. Als Verfechter internationaler Geld- und Währungsstabilität war

⁶ Zur detaillierten Analyse dieses dreisektoralen Modells vgl. *Hagemann/Jeck* (1981), zur konjunkturtheoretischen Diskussion zwischen Löwe und *Hayek* auch *Hagemann* (1996).

⁷ Drei Jahrzehnte später diskutiert *Helmstädter* (1965) in derselben Zeitschrift diese Problematik erneut.

Nurkse einer der Väter des Systems fester Wechselkurse. 1945 erhielt er eine Professur an der Columbia University in New York, wo er mit *Problems of Capital Formation on Underdeveloped Countries* (1953) ein klassisches Werk der Entwicklungsökonomik verfasste.⁸

III. Strategien ausgewogenen Wachstums

Paul N. Rosenstein-Rodan (1902–1985) zählt zu den führenden Pionieren der Entwicklungsökonomik, der vor allem mit seinem Konzept des *Big Push* in Erinnerung bleiben wird. Der in Krakau gebürtige Ökonom hatte 1925 an der Universität Wien promoviert und war danach von 1926–29 Assistent von Hans Mayer. Nach einem zweijährigen Stipendium der Rockefeller Foundation wechselte Rosenstein-Rodan 1931 an das University College London, wo er eine steile Karriere machte. Zusammen mit seinem Freund Oskar Morgenstern blieb er bis 1934 in der Schriftleitung der *Zeitschrift für Nationalökonomie*. Rosenstein-Rodan galt als exzellenter Theoretiker, dessen herausragende frühe Beiträge über den Grenznutzen (1927)⁹ und die Rolle der Zeit in der Wirtschaftstheorie (1930/34) Kernelemente enthalten, die sich später für die entwicklungsökonomische Analyse als nützlich erweisen sollten. Dies gilt für die Ausführungen zur Komplementarität des Nutzens, aus denen Rosenstein-Rodan die Interdependenz aller wirtschaftlichen Entscheidungen ableitet, die sich später in seinen Arbeiten zur Industrialisierung und zur Big Push-These als Grundlage einer erfolgreichen Entwicklungsplanung ebenso wiederfindet wie die Betonung der Hierarchie und Dynamik von Bedürfnissen, die eine rationale Wirtschaftsplanung auf gesamtwirtschaftlicher Ebene zu beachten habe. Die Zeit spielt eine bedeutende Rolle in der Entwicklungspolitik für einen „Big Push“ oder „Take off“ (Rostow). Dies gilt insbesondere für die von Rosenstein-Rodan (1934) analysierten Probleme der Periodisierung der Wirtschaftsplanung sowie von Anpassungsgeschwindigkeiten angesichts der Unsicherheit von Bedürfnis- und Produktionsstrukturen in späteren Perioden und damit der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Zeitablauf.

Bei Rosenstein-Rodan zeigen sich am stärksten die bei vielen Entwicklungsökonomien anfangs vorhandenen Ideen planerischen Denkens, so wenn er betont, dass die Gesamtheit der Industrien wie ein zentraler Konzern zu planen sei. Gleichwohl lehnte er das „russische Modell“ einer autarken

⁸ Zu Nurkses hundertstem Geburtstag 2007 fand in Tallinn, der Hauptstadt Estlands, eine große internationale Tagung zu Ehren ihres größten Ökonomen statt, der hier auf die deutschsprachige Domschule gegangen war. Siehe *Kattel/Kregel und Reinert* (2009).

⁹ „A brilliant and compact survey“ (*Schumpeter* 1954, S. 1056).

Entwicklung der Schwerindustrie explizit ab (Ibid, S. 203). Dabei spielte sicherlich auch eine Rolle, dass Rosenstein-Rodan im Oktober 1941 zusätzlich zu seiner Tätigkeit an der Universität London als Secretary des Committee on Reconstruction – Economic Group am Royal Institute of International Affairs die Leitung einer Forschungsgruppe übernommen hatte, die eine Nachkriegsstrategie für die Industrialisierung der unterentwickelten Länder Ost- und Südeuropas entwickeln sollte.¹⁰

Gleichwohl finden sich bei Rosenstein-Rodan viele moderne Ideen und Überlegungen. Dies gilt insbesondere hinsichtlich

- seiner Betonung der Bedeutung von Unteilbarkeiten in der Produktion und der Nachfrage sowie der zentralen Rolle umfangreicher Infrastrukturinvestitionen (Straßen, Kanäle, Eisenbahnnetze, Flugplätze), die für einen Big Push erforderlich sind (*Rosenstein-Rodan 1961*),
- einer damit zusammenhängenden möglichen Divergenz von privater und sozialer Grenzproduktivität des Kapitals sowie
- der Bedeutung externer Effekte als Folge steigender Skalenerträge.

Rosenstein-Rodan verwendet zwar den Begriff *balanced growth* selbst nicht, gleichwohl beinhaltet sein Ansatz des Big Push ebenso wie Nurkses Konzept des ausgewogenen Wachstums *simultane* Industrialisierungsimpulse in möglichst vielen Sektoren der Volkswirtschaft als entscheidende Bedingung, um nicht aufgrund von Angebotsengpässen und/oder Zahlungsbilanzkrisen den Wachstumsprozess im Keim zu ersticken. Am Beispiel einer großen Schuhfabrik verdeutlicht Rosenstein-Rodan die Unteilbarkeiten, die sich auf der Nachfrageseite aus einer zu geringen Marktausdehnung ergeben. Im Gegensatz dazu würde der koordinierte Ausbau einer Vielzahl komplementärer Konsumgüterindustrien einen gemeinsamen Markt schaffen, wozu eine einzelne Industrie nicht in der Lage ist: „what was not true in the case of one shoe factory would become true in the case of a whole system of industries: it would create its own additional market“ (Ibid, S. 206). Hierdurch würde auch das Absatzrisiko sinken und damit Kosten gesenkt werden, eine besondere Form von externen Erträgen. Mit diesen Überlegungen, dass ein einzelner Sektor kaum erfolgreich allein expandieren kann, weil er mit der Ausdehnung der eigenen Produktion nur einen Bruchteil der für den Absatz seiner Produkte notwendigen zusätzlichen Nachfrage schafft, gehört Rosenstein-Rodan zu den Vertretern der Strategie ausgewogenen Wachstums.

¹⁰ Rosenstein-Rodan ging 1947 von Großbritannien in die USA, wo er bis 1953 als stellvertretender Direktor der Wirtschaftsabteilung der Weltbank den ökonomischen Beraterstab leitete, bevor er neben seiner Tätigkeit als Direktor von Entwicklungsprogrammen in Indien, Chile u. a. am MIT wieder stärker im akademischen Bereich tätig war.

Wie Rosenstein-Rodan betont, ist der Entwicklungsprozess durch externe Effekte gekennzeichnet, wobei er ebenso wie *Scitovsky* (1954) zwischen technologischen und pekuniären Externalitäten unterscheidet: Während Letztere in der statischen Gleichgewichtstheorie in den Marktpreisen reflektiert werden und daher kein Marktversagen implizieren, gilt dies im dynamischen Wachstumsprozess unterentwickelter Länder mit geringer Sensitivität der Marktpreise nicht, so dass hier Externalitäten eine größere Rolle spielen. Diese führen zu einer suboptimalen privaten Investitionstätigkeit, da die private geringer ist als die soziale Ertragsrate, woraus Rosenstein-Rodan die Notwendigkeit eines öffentlichen Infrastrukturprogramms ableitet, das wiederum positive Rückwirkungen auf die private Ertragsrate der Investitionen habe.

Im Kern nimmt Rosenstein-Rodan hier die Analysen von *Aschauer* (1990, 2000) vorweg, der aufgezeigt hat, dass öffentliche Investitionen in die Kern-Infrastruktur sich langfristig positiv auf private Investitionsentscheidungen auswirken. Investitionen in Sach- und Humankapital, Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten sowie öffentliche Infrastrukturinvestitionen sind wesentliche treibende Kräfte wirtschaftlichen Wachstums. Gerade bei Investitionen in Sach- und Humankapital bestehen nach den Erkenntnissen der modernen endogenen Wachstumstheorie wichtige Externalitäten. So erhöht z. B. eine individuelle Investitionstätigkeit nicht nur die Produktionskapazität und das Know-how des investierenden Unternehmens, sondern auch des Sektors bzw. der Region und der gesamten Volkswirtschaft. Interessanterweise diskutiert *Rosenstein-Rodan* (1943, S. 206) den Fall einer mangelnden Internalisierung von Ausbildungsinvestitionen, so dass die private Ertragsrate geringer ausfällt als die soziale Ertragsrate. Die externen Effekte der Humankapitalbildung werden später von *Lucas* (1988) im Rahmen der endogenen Wachstumstheorie betont.

Rosenstein-Rodan ist bei seiner Betonung der Bedeutung steigender Skalenerträge als Folge externer Effekte (ebenso wie später Kaldor) stark von der Presidential Address „Increasing Returns and Economic Progress“ von Allyn Abbott Young (1876–1929) beeinflusst worden, die dieser im September 1928 vor der British Association for the Advancement of Science in Glasgow gehalten hatte. Young war erst ein Jahr zuvor von Harvard an die London School of Economics gewechselt. Ausgehend von der Marshallischen Unterscheidung zwischen internen und externen Erträgen und insbesondere Adam Smiths‘ Theorem, dass die Arbeitsteilung durch die Größe des Marktes begrenzt wird, betont Young das Wachstum indirekter oder umwegiger Produktionsmethoden wie die Arbeitsteilung innerhalb der Industrien bzw. Sektoren. Young hebt hervor, dass die Marktgröße weniger durch die Bevölkerungszahl oder Fläche eines Landes bestimmt wird als durch die Kaufkraft, d. h. die Fähigkeit eine große Gütermenge zu absorbieren.

ren, was wiederum von der Produktionskapazität abhängt, und gelangt damit zu dem Schluss: „the size of the market is determined and defined by the volume of production“ (Young 1928, S. 533). Es müsse eine ausgewogene Balance in dem Sinne geben, dass unterschiedliche Produktionsaktivitäten in ein angemessenes Verhältnis zueinander gesetzt werden. Die Wachstumsrate jeder einzelnen Industrie werde durch die Wachstumsrate der anderen Industrien beeinflusst. Dies bedeute jedoch nicht, dass alle Industrien mit derselben Rate wachsen müssen: „since the elasticities of demand and of supply will differ for different products, some industries will grow faster than others“ (Ibid, S. 534).

Wenn Young betont, dass die Ausdehnung des Marktes für Güter, deren Produktion steigende Skalenerträge aufweist, den Effekt habe den Markt auch für andere Güter zu erweitern, so versteht er dies insbesondere auch bezüglich der Erweiterung der Arbeitsteilung innerhalb von Industrien, d. h. in *vertikaler* Hinsicht. Die externen Ersparnisse spezialisierter Unternehmen, die mit der Ausdehnung des Marktes auf den unterschiedlichen Produktionsstufen verstärkt entstehen und diese zugleich erweitern, macht die Idee der repräsentativen Firma zunehmend obsolet. Ihre internen Ersparnisse bei einer Produktionsausweitung lösen sich auf in die internen und externen Ersparnisse der sie ersetzenden spezialisierten Unternehmen. „In so far as it is an adjustment to a new situation created by the growth of the market for the final products of industry the division of labour among industries is a vehicle of increasing returns“ (Ibid, S. 538). Young betont bereits die daraus resultierende bessere geographische Kombination von Standortvorteilen. Young ist diesbezüglich als klarer Vorläufer von Paul Krugman anzusehen, der in der Klärung der Rolle steigender Skalenerträge in der Wirtschaftstheorie das wichtigste Thema in seinem Werk erkennt und mit dem von ihm (Krugman 1991) entwickelten Kern-Peripherie-Modell die Grundlage der ‚Neuen Wirtschaftsgeographie‘ legte. Steigende Skalenerträge spielen auch bei der Herausbildung von Ballungsräumen eine entscheidende Rolle, wobei die Agglomeration durch geldliche Externalitäten gefördert wird, da ein größerer Markt eine größere Produktvielfalt und geringere Kosten ermöglicht. Insbesondere der von Krugman zusammen mit Venables 1995 entwickelte vertikale Ansatz, der die Bedeutung von Input-Output-Verflechtungen zwischen Firmen wie die Ansiedlung von spezialisierten Zulieferbetrieben als Erklärung von Agglomerationstendenzen hervorhebt, weist eine größere Nähe zu den Überlegungen von Young auf, der frühzeitig nicht nur die wechselseitige Abhängigkeit von Marktgröße und Ausmaß der Arbeitsteilung sowie die Abhängigkeit steigender Skalenerträge von einer fortschreitenden Arbeitsteilung betonte, sondern auch die Abhängigkeit steigender Skalenerträge von einem inter- und insbesondere intraindustriellen Spezialisierungsprozess als Folge von horizontalen bzw. vertikalen Interdependenzen in der Produktion.

Youngs Überlegungen zu steigenden Skalenerträgen, die an Adam Smiths These von der Beschränkung der Arbeitsteilung durch die Größe des Marktes anknüpfen, hat *Nurkse* (1953) bei der Formulierung seiner Entwicklungsstrategie ausgewogenen Wachstums ebenso inspiriert wie Rosenstein-Rodans Analyse einer Diskrepanz von sozialer und privater Grenzproduktivität der Investitionen. Ausgangspunkt von Nurkses Überlegungen ist der ‚Circulus vitiosus der Armut‘¹¹. Dieser besteht auf der Angebotsseite in einer zu geringen Sparfähigkeit als Folge eines niedrigen Realeinkommensniveaus, das wiederum eine zu geringe Produktivität widerspiegelt, die aus einem Mangel an Realkapital resultiert. Letzterer ist das Ergebnis der geringen Sparfähigkeit, womit der Zirkel geschlossen ist. Auf der Nachfrageseite ist die Investitionsneigung zu gering, da es der Bevölkerung an Kaufkraft mangelt, was wiederum die Folge zu niedriger Realeinkommen als das Resultat einer zu geringen Produktivität sei. Das geringe Produktivitätsniveau ist das Ergebnis eines Kapitalmangels, der durch eine zu geringe Investitionstätigkeit hervorgerufen ist. Wie lässt sich nun der Circulus vitiosus durchbrechen und damit die Armutsfalle überwinden? Entscheidend für Nurkse ist die Realkapitalbildung als Voraussetzung steigender Produktivität, Realeinkommen, etc. Das Problem besteht jedoch darin „that the incentive to apply capital is limited by the size of the market“ (Ibid, S. 6) Dieser heimische Markt ist in unterentwickelten Ländern mit geringen Einkommen unzureichend und stellt damit ein entscheidendes Entwicklungshemmnis dar. Wie lässt sich dieses Hemmnis überwinden, das nicht auf kleine Länder beschränkt sei, sondern anfangs auch für große Länder wie China, Indien oder Brasilien ein großes Problem darstelle?

In Nurkses Formulierung der Doktrin ausgewogenen Wachstums kommt nun neben seiner Variante des Smithschen Theorems, dass die Ausweitung der Investitionstätigkeit durch die Größe des Marktes beschränkt sei, das Saysche Gesetz als zweites klassisches Theorem ins Spiel (Ibid, S. 8–11). Unter Bezugnahme auf Rosenstein-Rodans Beispiel einer Schuhfabrik zeigt Nurkse zunächst auf, dass die isolierte Errichtung eines einzelnen Gewerbebetriebs zum Scheitern verurteilt sei, da der Absatzmarkt für die Produkte dieses Betriebes unzureichend sei. „The trouble is ... due above all to the inevitable inelasticity of demands at low real-income levels“ (Ibid, S. 9–10). Ein Unterentwicklungs-Gleichgewicht lasse sich nicht durch isolierte, sondern nur durch koordinierte Produktionsausweitung auf breiter Basis überwinden, die auch einen Anstieg der gesamtwirtschaftlichen Investitionstätigkeit und damit Produktivität zur Folge habe. „Here, in a nutshell, is the case for balanced growth. An increase in production of shoes alone does not create its own demand. An increase in production over a wide range of

¹¹ Siehe *Nurkse* (1953, S. 4–5).

consumables, so proportioned as to correspond with the pattern of consumers' preferences, does create its own demand" (Ibid, S. 12).

Nurkse nimmt vor allem Bezug auf die Formulierung des harten Kerns von Says Gesetz der Absatzwege durch John Stuart Mill.¹² Die Produktion selbst ist es, die den Produkten Absatzmärkte eröffnet, da nur bei steigender Produktion auch entsprechend mehr Faktoreinkommen gezahlt werden und damit die notwendige Kaufkraft entsteht, die bei vollständiger Verausgabung im geschlossenen Kreislauf (und bei unverändertem Preisniveau sowie der Beachtung der Präferenzen der Konsumenten) die gestiegene Produktion auch nachfrageseitig absorbieren kann. Wenn ein Land nur wenig produziert, entstehen auch entsprechend geringere Einkommen. Die Bedürfnisse mögen zwar groß sein, aber die Armut führt zu Absatzschranken, da die Kaufkraft begrenzt ist. Die (effektive) Nachfrage wird durch die Produktion beschränkt und diese kann nur bei entsprechender Kapitalakkumulation ausgeweitet werden.

Nurkse bezieht sich bei seiner Entwicklungsstrategie des ausgewogenen Wachstums auf Interdependenzen und Komplementaritäten von Konsumgüterindustrien der Endstufe. Die Wachstumsrate einer Industrie hängt von den Raten ab, mit der andere Industrien wachsen. Allerdings beinhaltet die Strategie des ausgewogenen Wachstums nicht, dass alle Sektoren einer Volkswirtschaft mit derselben Rate expandieren sollen. Vielmehr gelte, dass „naturally some industries will grow faster than others since demand and supply elasticities will vary for different products“ (Ibid, S. 14). Da Nurkse weitgehend auf die horizontale Produktionsstruktur einer Volkswirtschaft abstellt und die Güterproportionen der Präferenzstruktur der Konsumenten zu entsprechen hat, wenn das Saysche Gesetz gültig sein soll und unhaltbare Disproportionalitäten („weiße Elefanten“) vermieden werden sollen, werden die sektoralen Wachstumsraten durch die Einkommenselastizitäten für die einzelnen Güter bestimmt. Im Gegensatz zum gleichgewichtigen Steady-State Wachstum („balanced growth“ im Sinne von Solow und Samuelson) ist bei divergenten Einkommenselastizitäten ausgewogenes Wachstum daher in der Regel mit einem strukturellen Wandel verbunden.¹³

¹² Zu einer Auseinandersetzung mit Mills Verhältnis zum Sayschen Gesetz vgl. ausführlich *Hagemann* (2002).

¹³ Im Sinne von Nurkse, aber weitergehend sind die späteren elaborierten Untersuchungen von *Pasinetti* (1981) zur strukturellen wirtschaftlichen Dynamik. Der gleichgewichtige Wachstumspfad ist kein „steady state“ mit konstanten Strukturen, sondern einer, bei dem Änderungen im Volkseinkommen, Konsum, Investitionen oder dem gesamtwirtschaftlichen Beschäftigungsniveau mit ständigen Veränderungen ihrer strukturellen Zusammensetzung verbunden sind. Über die Zeit unterliegen die verschiedenen vertikal integrierten Sektoren einer strukturellen Dynamik sowohl auf der Produktions- wie der Konsumseite (Gleichgewichtspreise), die bedeutende

Für Nurkse war ausgewogenes Wachstum ein Mittel, um den heimischen Markt erfolgreich auszuweiten. Er ging dabei von größeren Schwierigkeiten der meisten Entwicklungsländer nach dem Zweiten Weltkrieg aus ihre Exportmärkte so erfolgreich auszuweiten wie es den USA, Kanada, Argentinien, Australien oder Neuseeland im 19. Jahrhundert gelungen sei. Diese Länder profitierten seinerzeit vom Entwicklungsmuster des Wachstumsprozesses in den aufkommenden industriellen Zentren, das eine schnell wachsende Nachfrage nach Rohstoffen und Agrarprodukten hervorrief, die sie aufgrund ihrer Angebotsbedingungen gut befriedigen konnten.¹⁴ „With an expanding export demand, direct investment would not need to follow a balanced-growth pattern but would take the form of direct investment in export production, and the complementarities in the make-up of additional consumption can then be implemented through international trade.“ (*Nurkse* 1959, S. 295 f.). Wenn jedoch ‚Wachstum durch Handel‘ nicht möglich sei, dann sei eine Entwicklungsstrategie ausgewogenen Wachstums für die heimische Volkswirtschaft erforderlich, bei der das Outputwachstum mit den Einkommenselastizitäten der Nachfrage synchronisiert wird. Insgesamt jedoch gelte: Ausgewogenes Wachstum und internationaler Handel „are really friends, not enemies“ (*Nurkse* 1961b, S. 257).

Nurkses Entwicklungsstrategie des ausgewogenen Wachstums erfordert eine Koordination der Investitionstätigkeit. Über den besten Weg zur Überwindung der Armutsfalle ist im Spannungsfeld zwischen einer zentralen Planwirtschaft und einer sich selbst überlassenen Marktwirtschaft bekanntlich lange gestritten worden. Zweifellos entsprechen die beiden Extremfälle nicht Nurkses Strategie des ausgewogenen Wachstums. Zwar betont er, dass es in technischer Hinsicht für den Sozialismus spreche „that it cuts the connection between investment activity and consumption change; all investment becomes autonomous“ (*Nurkse* 1959, S. 297). Hieraus kann jedoch nicht abgeleitet werden, dass Nurkse auf eine zentrale Planung durch den Staat setzte, spricht doch z. B. die Anpassung des Outputwachstums an die Präferenzen der Konsumenten dagegen. Andererseits glaubte Nurkse auch nicht daran, dass der Markt mit seinem Preismechanismus es allein richten

Konsequenzen für die Entwicklung von Höhe und Struktur der Beschäftigung hat. So bliebe die sektorale Arbeitsnachfrage nur in dem speziellen, aber unwahrscheinlichen Fall konstant, in dem die Arbeitsproduktivität in Sektor i mit derselben Rate π_i zunimmt wie die Güternachfrage r_i nach dem im selben Sektor erzeugten Gut. Wenn r_i größer (kleiner) ist als π_i erhöht (senkt) Sektor i die Arbeitsnachfrage. Bei unterschiedlichen Wachstumsraten der Arbeitsproduktivität und der sektoralen Nachfrage folgt zwingend eine Änderung der Beschäftigungsstruktur, d. h. eine Reallokation der Arbeit zwischen den Sektoren.

¹⁴ Vgl. ausführlich die posthum veröffentlichten Wicksell-Vorlesungen (*Nurkse* 1961).

könnte. Vielmehr muss man ihn als zeitgenössischen Advokaten einer gemischten Wirtschaftsordnung ansehen¹⁵, der analog der von *Lowe* (1965) entwickelten Instrumentalanalyse versucht den *Circulus vitiosus* der Armut zu überwinden. *Lowe* ging von der wesenhaften Instabilität der modernen Marktprozesse aus, in dem das Dilemma traditioneller Wirtschaftspolitik darin besteht, dass die Instabilität des Mikroverhaltens in modernen Volkswirtschaften staatliche Stabilisierungsmaßnahmen erforderlich macht, diese staatlichen Eingriffe aber nur bei stabilen sozialen Verhaltensregeln mit Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden können. Ein entscheidendes Charakteristikum der Instrumentalanalyse ist die Inversion des Problems gegenüber der positiven ökonomischen Theorie. Dabei fragt die Instrumentalanalyse nach

- den geeigneten Anpassungspfaden, auf denen sich die Volkswirtschaft dem politisch bestimmten Ziel nähern kann,
- den Erwartungen, Verhaltensweisen und Motivationsstrukturen der Wirtschaftssubjekte, die dazu führen, dass sich die Volkswirtschaft auf solchen Pfaden bewegt und
- Maßnahmen der wirtschaftspolitischen Einwirkung und Kontrolle, die dazu geeignet sind, die erforderlichen Motivationen und Verhaltensweisen hervorzurufen.

Entsprechend zerfällt die Instrumentalanalyse in zwei Komponenten, die die Vorgehensweise von *Lowe* prägen. Einerseits beschäftigt sich die Strukturanalyse mit den zielgerechten Entwicklungsmustern von Outputs, Investitionen, Beschäftigung, usw. Sie konzentriert sich vor allem auf technische Beziehungen und weist für unterschiedliche Wirtschaftssysteme analoge Züge auf. Im Gegensatz dazu besitzt die „Motor“- oder „Force“-Analyse, die die Entwicklung der für die Bewegung entlang des strukturell bestimmten Anpassungspfades notwendigen Motivationsstrukturen und Verhaltensweisen verfolgt, wegen größerer Handlungsspielräume sowie der potentiellen Unvereinbarkeit des Mikroverhaltens mit bestimmten Makrozielen naturgemäß für Marktwirtschaften größere Bedeutung als für Planwirtschaften. Wiederholt hat *Chakravarty* (1987) zu Recht auf die Bedeutung dieser zweiten Komponente von *Lowes* Instrumentalanalyse und auf den Tatbestand hingewiesen, dass deren Vernachlässigung und eine alleinige Konzentration auf die Strukturanalyse der Realkapitalbildung entscheidend zum mangelnden Erfolg beigetragen hat – nicht nur in der Entwicklungsplanung Indiens.

Nurkse Strategie ausgewogenen Wachstums betont die zentrale Rolle der Kapitalakkumulation im Entwicklungsprozess zur Überwindung des Teu-

¹⁵ Siehe z. B. auch *Bass* (2009).

felskreises der Armut.¹⁶ Dabei zeigen sich bei Nurkse in größerem Maße ebenso wie bei *Hans Singer* (1997) stärkere Einflüsse von Keynes – z.B. bei den Zielsetzungen einer hohen Beschäftigung und der Überwindung des Unterentwicklungsgleichgewichts – wie von Schumpeter: so bei den Verweisen auf den dynamischen Pionierunternehmer und die Investitionsanreize durch die Ausdehnung des Marktes.

Nurkses Doktrin ausgewogenen Wachstums, die von einer anfänglich unzureichenden Ausdehnung der Gütermärkte in unterentwickelten Ländern ausgeht, konzentriert sich auf Konsumgüterendstufen und ist damit horizontaler Natur.¹⁷ Durch die Beschränkung der Ausgewogenheit auf diesen Bereich wird der Aufbau von Kapitalgüterindustrien auf eine spätere Phase des Entwicklungsprozesses verschoben. In offenen Volkswirtschaften können, im Gegensatz zu Stalins Sowjetunion oder Maos China, die benötigten Kapitalgüter importiert werden. Die noch von Young zuvor und später von Krugman und Venables hervorgehobenen vertikalen Interdependenzen und damit eine Ausnutzung (technologischer) externer Effekte durch eine Verstärkung der vertikalen Arbeitsteilung spielen keine Rolle.

Ebenso wie Nurkse betont auch W. Arthur Lewis (1915–1991), dass ein einzelner Sektor nicht erfolgreich expandieren kann, da mit der isolierten Ausdehnung seiner Produktion, ebenso wie bei Rosenstein-Rodans Schuhfabrik, die für einen erfolgreichen Absatz erforderliche zusätzliche Nachfrage nur in einem unzureichenden Maße geschaffen wird. Auch für Lewis bedeutet ausgewogenes Wachstum eine Synchronisation zwischen dem gleichzeitigen Wachstum aller Sektoren der Volkswirtschaft und der effektiven Nachfrage, die durch die Einkommenselastizitäten bestimmt wird. Als Gegner zentraler Planung, aber Advokat einer „Planung durch den Markt“ und einer „starken, kompetenten und nicht korrupten Administration“, einer Exportförderung, etc. kommt dem Staat bei *Lewis* (1955) eine stärkere Rolle zu als bei Nurkse. Allerdings verschwinden durch die Aggregation auf große Sektoren wie Landwirtschaft und Industrie die horizontalen und vertikalen Interdependenzen und daraus resultierende mögliche externe Erträge weitgehend aus dem Blickfeld. Stattdessen rücken die Fragen einer ausgewogenen Expansion von Landwirtschaft und Industrie (und die Produktion von Exportgütern) sowie die Produktivitätssteigerung im Agrarsektor als Voraussetzung für eine erfolgreiche Industrialisierung und einem langfristigen Anstieg der Reallöhne in den Blickpunkt. Hierzu ist es erforderlich, dass zusätzliche Investitionen auch in der Landwirtschaft getätigt werden.

¹⁶ Vgl. hierzu ausführlich *Hemmer* (1990, insbes. S. 514–524) und *L. Hoffmann* (1965, insbes. S. 526–536).

¹⁷ Allerdings lassen sich diese Konsumgüterendstufen als vertikal integrierte Produktionsprozesse im Sinne von *Pasinetti* (1981) verstehen.

Eine erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung wird zwar in entscheidendem Maße durch die Industrialisierung bestimmt, setzt aber auch eine Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft voraus, so dass eine Reallokation von Arbeitskräften in die Industrie und in einen modernen Dienstleistungssektor ermöglicht wird. Setzt man der Einfachheit halber die Industrie mit dem modernen Sektor und die Landwirtschaft mit dem traditionellen Sektor gleich, wie es im Dualismuskonzept von Lewis weitgehend der Fall ist, muß die Wachstumsrate des modernen Sektors über der Wachstumsrate der Bevölkerung (plus der Rate des technischen Fortschritts) liegen, um (versteckte) Arbeitslosigkeit abzubauen. Entscheidender Engpass ist für Lewis die Knappheit an Ersparnissen, die die Kapitalakkumulation bestimmen. Beträgt die Spar- bzw. Investitionsquote im modernen Sektor s und der marginale Kapitalkoeffizient v , so beträgt die Wachstumsrate in diesem Sektor s/v . Bei einer Steigerung der Arbeitsproduktivität von m aufgrund des technischen Fortschritts und einem Bevölkerungswachstum von n , würde es bei einer Konstellation von $s/v - m \leq n$ nicht zu einem Abbau der Arbeitslosigkeit kommen.

Während Nurkse ausgewogenes Wachstum vor allem als eine alternative Entwicklungsstrategie für ein Land ansah, das kein „Wachstum durch Handel“, d. h. durch eine entsprechende Exportsteigerung erzielen kann, betont Lewis, dass die Strategie ausgewogenen Wachstums auch für eine Volkswirtschaft gelte, die stärkere Exportsteigerungen verzeichne. Allerdings gelte für eine offene Volkswirtschaft, dass die Zahlungsbilanz ausgeglichen sein müsse, d. h., dass die bei einer positiven marginalen Importquote mit dem Wachstum verbundenen Importsteigerungen durch verstärkte Exporte finanziert werden müssen (vgl. Lewis 1955, S. 277 f.). Dies wirft auch komplizierte Fragen bezüglich der Entwicklung der Terms of Trade auf, wie die kontroversen Diskussionen zur ‚Prebisch-Singer-Hypothese‘ in den letzten sechs Jahrzehnten gezeigt haben.

IV. Strategien unausgewogenen Wachstums

Gilt Ragnar Nurkse als der führende Vertreter der Entwicklungsstrategie ausgewogenen Wachstums, so wurde Albert O. Hirschman (1915–2012) mit seinem Plädoyer für ungleichgewichtiges Wachstum zum führenden Kritiker. Der in Berlin als Otto Albert Hirschmann geborene ‚Wordly Philosopher‘¹⁸ kritisiert in seiner *Strategie wirtschaftlicher Entwicklung* die zu stark horizontal geprägte balanced growth-Strategie, da ein ausgewogener Wachstumsprozess unter den spezifischen Bedingungen unterentwickelter

¹⁸ Zu Leben und Werk von Hirschman vgl. ausführlich die ausgezeichnete Biographie von *Jeremy Adelman* (2013).

Länder weder möglich sei noch den Entwicklungsprozess in Gang setzen könne. Stattdessen betonte Hirschman das sukzessive Wachstum auf verschiedenen Produktionsstufen und vertrat damit eine eher „österreichische“ bzw. vertikale Sichtweise, mit Hervorhebung von Investitionssequenzen im Sinne von Stufen- oder Stadientheorien wirtschaftlichen Wachstums anstelle des gemeinsamen Wachstums mehrerer Industrien auf der Konsumgüterstufe. Ausgewogenes Wachstum sei eine Strategie, die für die Beseitigung von Unterbeschäftigung in einem hoch entwickelten Land konzipiert sei, nicht jedoch für gering entwickelte Volkswirtschaften geeignet sei, um eine „Take off“-Phase im Sinne von Rostow einzuleiten. Stattdessen empfahl Hirschman die Strategie unausgewogenen Wachstums, um durch Schaffung und Erhaltung von Spannungen und Disproportionalitäten zwischen Industrien verschiedener Produktionsstufen ökonomische Entwicklung zu stimulieren. Entscheidend seien Anreize zur Investitionstätigkeit. Im Sinne von Schumpeter betonte Hirschman, dass Entwicklung „schöpferische Zerstörung“ bedeute.

Hirschman war von 1952 bis 1956 im Auftrag der Weltbank als Berater für das Planungsministerium in Kolumbien tätig und hatte sich auch mit Problemen der Landreform im Nordosten Brasiliens oder der Inflationsproblematik in Chile beschäftigt, bevor er seine erste Professur an der Yale University erhielt. Seine umfassende theoretische Analyse war ebenso wie die von Nurkse oder Lewis durch praktische Erfahrungen geprägt, bezog aber stärker soziopsychologische Aspekte und die Dynamik des Entwicklungsprozesses ein, wie aus dem Vorwort zur deutschen Ausgabe seiner *Strategy* hervorgeht:

„Diejenigen, die die Bedeutung des gleichgewichtigen Wachstums hervorheben, haben einen wichtigen Beitrag durch die Erkenntnis geleistet, daß verschiedene Investitionen und wirtschaftliche Aktivitäten voneinander abhängig sind; doch aus dieser Einsicht haben sie die zu einfache Schlußfolgerung abgeleitet, daß alle diese miteinander zusammenhängenden Aktivitäten gleichzeitig geschaffen werden müssen. Natürlich nützen Kraftwagen ohne Straßen nicht viel, und moderne Straßen haben ohne Autos keinen Zweck. Aber das heißt doch nicht, daß die einzige oder sogar beste Art unser Verkehrssystem zu entwickeln, darin besteht, simultan und gleichmäßig sowohl die Automobilindustrie als auch das Straßennetz auszubauen. Warum soll man keinen Vorteil aus dem Anreiz ziehen, der von der Expansion des einen ausgehend auf die des anderen hinwirkt? Mit anderen Worten: ich verneine keineswegs den Zusammenhang der verschiedenen wirtschaftlichen Aktivitäten, den die Theorie des gleichgewichtigen Wachstums so sehr herausgestellt hat. Im Gegenteil ich schlage vor, Vorteil aus ihm zu ziehen und die Struktur, die diese miteinander verbundenen Aktivitäten zusammenhält, eingehend zu analysieren. Wie beim Atom gibt es hier eine Menge an Energie, die zum Aufbau von Kernen wirtschaftlicher Entwicklung benutzt werden kann und tatsächlich auch benutzt wird. *Später* erscheint es, als ob diese Kerne keinen einzigen Augenblick hätten in ihre Einzelheiten zerlegt werden können, während sie doch tatsäch-

lich niemals hätten zusammengefügt werden können, wäre nicht eine Sequenzlösung, d. h. eine Sequenz ungleichgewichtigen Wachstums durch Zufall, Instinkt oder überlegte Planung gefunden worden. Ungleichgewichtiges Wachstum betrachten heißt mit anderen Worten die Dynamik des Entwicklungsprozesses *im kleinen* sehen. Vielleicht ist es hohe Zeit, daß wir genau das tun“.

(Hirschman, [1958] 1967, S. IX–X Hervorhebungen im Original.)

Hirschmans Haupteinwand gegen die Entwicklungsstrategie des ausgewogenen Wachstums besteht darin, dass sie „als Theorie der *Entwicklung* versagt“ ([1958] 1967, S. 48)“. Der Entwicklungsprozess ist grundsätzlich dynamischer Natur und beinhaltet eine erhebliche wirtschaftliche und soziale Umstrukturierung. Dies wurde von den Vertretern des balanced growth – Ansatzes völlig vernachlässigt, die wie beim Parallelbeispiel in der Kinderpsychologie – in komparativer Statik verharren und nur den Ausgangspunkt eines Unterentwicklungsgleichgewichts oder Teufelskreises der Armut und den Endpunkt betrachten, aber nicht den Entwicklungsprozess selbst ins Visier nehmen, der durch eine Kette von Ungleichgewichten zwischen Produktions- und Nachfragestruktur gekennzeichnet sei. Dementsprechend besteht, wie Karl Schiller es im Vorwort der deutschen Ausgabe von Hirschmans *Strategie der wirtschaftlichen Entwicklung* betont hat, die „wesentlichste Aufgabe der Entwicklungspolitik“ in der „Mobilisierung des vorhandenen Potentials an Entwicklungskräften durch Ungleichgewichte und Spannungen“ (Ibid, S. V). Dies gilt nicht zuletzt auch hinsichtlich der nachhaltigen Förderung eines Potentials von Unternehmern, die die für den Entwicklungsprozess relevanten Investitionsentscheidungen zu treffen haben. Hirschman zufolge beinhaltet nicht nur die agrarische Überschussbevölkerung ein Potential, das es für den Entwicklungsprozess zu aktivieren gelte, sondern Gleiches gelte auch für die Reservearmee an fähigen Unternehmern, die in einer Art *learning by doing*-Prozess durch die Herausforderungen der Marktungleichgewichte reifen. Die Fähigkeit entwicklungswirksam zu investieren und produktive Investitionschancen zu erkennen und zu ergreifen, ist anfangs jedoch nicht in hinreichendem Maße vorhanden. Anderenfalls wäre Hirschmans Kritik an der Entwicklungsstrategie des ausgewogenen Wachstums, dass eine simultane Investitionsoffensive an vielen Fronten bereits all die Fähigkeiten voraussetzen würde, die in hochentwickelten Ländern verfügbar, in unterentwickelten Ländern jedoch nur sehr begrenzt vorhanden seien, in einem wesentlichen Punkt nicht zutreffend.

Inspiziert durch Harrods nicht nur technologische, sondern vor allem auch verhaltensmäßige Sichtweise der Investitionsentscheidungen und der für den Entwicklungsprozess wichtigen Komplementäreffekte (Mängel, Engpässe, Hindernisse) entwickelt Hirschman ein neues Konzept für induzierte Investitionen. Aufgrund der technischen und ökonomischen Interdependenzen einer Volkswirtschaft induzieren Ungleichgewichte neue Investitionen, die

aufgrund von Unteilbarkeiten wieder neue Ungleichgewichte entstehen lassen, die ihrerseits neue Investitionen induzieren, etc. Die so entstehenden Investitionssequenzen halten den Entwicklungsprozess in Bewegung. Ein unausgewogenes Wachstum sei daher einem ausgewogenen vorzuziehen, da es stärkere Impulse für induzierte Investitionen gibt. Da die Fähigkeit privater Unternehmer, aber auch der öffentlichen Hand, zu investieren im Zuge der mit den Komplementäreffekten verbundenen Lerneffekte erst langsam zunehme, gelte es als wichtigste Aufgabe der Entwicklungspolitik angesichts der zu Beginn vorhandenen Knappheit von dynamischen Pionierunternehmern im Sinne von Schumpeter die effizientesten Investitionssequenzen zu identifizieren.

Die in der Volkswirtschaft bestehenden Interdependenzen in der Produktionsstruktur, wie sie in der Input-Output-Analyse erfasst werden, implizieren, dass der Aufbau einer Industrie auch wachsende Märkte für die von ihr benötigten Güterinputs hervorruft. In der Entwicklungsstrategie unausgewogenen Wachstums überträgt die Interdependenz der Produktions- und Investitionsentscheidungen die Ungleichgewichte auf die vor- und nachgelagerten Produktionsstufen. Hier kommt die Relevanz des von *Hirschman* (1958, Kap. VI) entwickelten *Linkage*-Ansatzes ins Spiel, der die für einen Zeitpunkt bestehenden horizontalen Input-Output-Verflechtungen ähnlich wie zuvor Young eher vertikal, d. h. hinsichtlich des zeitlichen Ablaufs und der Bedeutung für einen erfolgreichen Entwicklungsprozess interpretiert. Rückwärtskopplungseffekte (*backward linkages*) sind diejenigen Wirkungen, die von einer Produktionsausweitung über die Inputbeschaffung auf die vorgelegerten Produktionsstufen ausgehen, während Vorwärtskopplungseffekte (*forward linkages*) die Wirkungen der Outputverwendung in weiterverarbeitenden, nachgelagerten Produktionsstufen erfassen. Wenn die erforderlichen Inputs, wegen mangelnder Offenheit der Volkswirtschaft oder aufgrund größerer Zahlungsbilanzprobleme, nicht importiert werden können, dann machen die *backward linkages* eine Ausweitung der heimischen Produktion zwingend erforderlich. Die Stärke der *forward linkages* und ihre empirische Relevanz hängt von einer vorhandenen oder zumindest erwarteten Endnachfrage ab. Hirschman misst diesen Linkage-Effekten eine große Bedeutung für den Entwicklungsprozess zu, da aufgrund der resultierenden Investitionssequenzen die Investitionsentscheidungen leichter zu treffen sind. Da die Landwirtschaft und erst recht die Subsistenzwirtschaft durch einen Mangel an Linkage-Effekten charakterisiert ist, kann die Industrialisierung „natürlich nur mit Industrien *beginnen*, die Endnachfrager beliefern“ (*Hirschman* [1958] 1967, S. 104). In diesem Punkt stimmt Hirschman mit Rosenstein – Rodan und Nurkse überein. Von Lewis unterscheidet er sich u. a. dadurch, dass er dem Druck von Zahlungsbilanzdefiziten eher eine wachstumsfördernde als wachstumshemmende Wirkung zuschreibt, da sie Anreize schaf-

fen würden, die heimische Produktion zu vergrößern.¹⁹ Der Weg zu Importsubstitutionsstrategien vor allem für größere Länder ist hier naheliegend. Allerdings ist andererseits zu konstatieren, dass die der zeitgenössischen entwicklungspolitischen Literatur meist zugeschriebene Vernachlässigung des Preismechanismus als wirksames Steuerungsinstrument privatwirtschaftlichen Verhaltens auf Hirschman so nicht zutrifft, für den Preisänderungen im Entwicklungsprozess unausgewogenen Wachstums wichtige Signale und Anreizmechanismen darstellen.

In ähnlicher Weise wie Hirschman betonte auch der 1917 in Wien geborene Paul Streeten, dass Wachstum notwendigerweise mit Ungleichgewichten und Disproportionalitäten verbunden sei, wenn die Volkswirtschaft auf ein höheres Entwicklungsniveau gelangen soll. „Development *means* disturbing an equilibrium, upsetting a balance“ (Streeten 1959, S. 170). Hirschman erkennt in Streetens Aufsatz ‚Unbalanced Growth‘ (1959) einen „besonders eindrucksvollen Fall von gedanklicher Konvergenz“ (Hirschman 1967, S. IX). Streeten betont, dass ausgewogenes Wachstum eine horizontale wie vertikale Dimension besitze und hebt gegenüber den Vertretern dieser Strategie hervor:

But the doctrine is wrong if it maintains that unbalance *must* delay or halt progress. The tenor of the argument in this paper is that in certain conditions unbalance may stimulate rather than impair progress, that it may be a condition of, rather than an obstacle to, rapid growth, and that too great an emphasis on balance may cause, rather than prevent stagnation. Bottlenecks may not only, in some conditions, hold back production, but they may also, in other conditions, powerfully stimulate the growth of the complementary activity that has lagged behind. (Streeten 1959, S. 171).

Streeten unterscheidet zwischen Unausgewogenheit des Konsums und Unausgewogenheit der Produktion. Gegen ausgewogenes Konsumwachstum sprechen statische Argumente, wie Unteilbarkeiten, die einen Ausgleich der gewichteten Grenznutzen unmöglich machen, ebenso wie dynamische Argumente. Streeten spricht hier vom Anabolismus der Bedürfnisse, der darin besteht, dass mit der Befriedigung von Bedürfnissen wie der Errichtung eines Swimmingpools neue Bedürfnisse entstehen, die nach Befriedigung verlangen (Streeten 1959, S. 174 f.). Auf der Produktionsseite erscheint die von Nurkse u. a. geforderte simultane Investition zweifelhaft und eine unausgewogene Konzentration von Investitionen in einzelnen Industrien aufgrund von Unteilbarkeiten (ein zu kleiner Markt und daher die Gefahr der Entstehung von Überkapazitäten) und dynamischen Komplementaritäten vorzuziehen. So entsteht durch eine unausgewogene Konzentration der Investitionen, wie z. B. beim Eisenbahnbau im 19. Jahrhundert, in der Folge

¹⁹ Siehe Hirschman (1958, Kap. 9).

ein ganzes Cluster von mittleren und kleineren Erfindungen, die damit (analog zu Hirschmans Linkage – Effekten) den Wachstumsprozess stimulieren. „The demand that arises, eventually, as a result of the initially unbalanced investment is substantially greater than that due to cost reductions from indivisibility“ (Ibid, S. 180).

Nicht nur in dieser Passage erscheint Nurkse als der hilfreiche Gegner, der für Streeten ebenso wie für Hirschman die produktive Herausforderung zur Formulierung der Entwicklungsstrategie unausgewogenen Wachstums darstellt.²⁰ Eines wird bei Streeten und Hirschman, ebenso wie noch stärker in den Arbeiten von Hans Singer, aber selbst bei Nurkse²¹, sehr deutlich: der Einfluss von Schumpeter. Dabei kann kein Zweifel bestehen, dass Schumpeter seine Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung nicht mit Blick auf die Anwendung für Entwicklungsländer, sondern bezüglich der fortgeschrittenen Volkswirtschaften verfasst hat, deren langfristige Entwicklung durch Zyklen wie Prosperität und Depression gekennzeichnet ist. Es kann auch gesagt werden, dass Schumpeters Analyse mehr dazu anregt, Hindernisse wirtschaftlicher Entwicklung (wie einen Mangel an Pionierunternehmern, Innovationen und Krediten) zu identifizieren, die für ökonomische Rückständigkeit verantwortlich sind, als eine Blaupause für einen erfolgreichen Entwicklungsprozess zu liefern. Gleichwohl ist festzustellen, dass die Strategie unausgewogenen Wachstums von Hirschman und Streeten mehr im Geiste von Schumpeter ist, für den ein gleichgewichtiger Wachstumsprozess mit einer Strukturkonstanz im Sinne der neoklassischen Wachstumstheorie für eine kapitalistische Wirtschaft undenkbar gewesen wäre. Gemäß Schumpeters Vorstellung wird wirtschaftlicher Fortschritt durch Ungleichgewichte ausgelöst, für die Unternehmensgewinne und -verluste Indikatoren sind (siehe auch Hirschman 1958, S. 65 ff.). Die Bemühungen entstandene Ungleichgewichte zu kompensieren, führt wiederum zu neuen Ungleichgewichten, treibt die Ökonomie aber auf ein höheres Entwicklungsniveau. Die entscheidende Frage für den Erfolg einer Entwicklungsstrategie unausgewogenen Wachstums „is not whether to create unbalance, but *what* is the *optimum* degree of unbalance, *where* to unbalance and how much, in order to accelerate growth; which are the „growing points“, where should the spearheads be thrust, on which slope would snowballs grow into avalanches?“ (Streeten 1964, S. 147).

²⁰ Zu Unterschieden in der Interpretation ausgewogenen Wachstums zwischen Streeten und Nurkse vgl. Hoffmann (1965, S. 571 f).

²¹ Siehe z. B. Nurkse (1953, S. 11–15 und 154 f.).

V. Abschließende Bemerkungen

Seit der Kontroverse über Entwicklungstheorien des ausgewogenen versus unausgewogenen Wachstums in den 1950er und 1960er Jahren ist auch die einstmals heterodoxe Teildisziplin der Entwicklungsökonomik mit ihren Bezügen zu anderen Sozialwissenschaften stärker in den wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream integriert worden. Krugman sieht eine Hauptursache für das Crowding out der heterodoxen „high development theory“ durch den neoklassischen Mainstream darin begründet, dass „the founders of development economics failed to make their points with sufficient analytical clarity to communicate their essence to other economists and perhaps to themselves (1993, S. 16). Die Konterrevolution sei jedoch zu weit gegangen. Neuere Entwicklungen in der Wachstumstheorie, der Außenhandelstheorie und der Industrieökonomik zeigten, dass es den Kern des goldenen Zeitalters der „high development theory“ – von Rosenstein-Rodan bis zu Hirschmans *Strategie der wirtschaftlichen Entwicklung* – zurückzuerobern gelte. Dieser Kern bestehe in dem Zusammenhang von externen Erträgen und der (Un-)Balanced Growth-Debatte, dem Konzept von Linkages und der Surplus Labour-Doktrin. Auf einer ähnlichen Linie argumentiert *Ascher* (1996), dass zwar ein primitiver staatlicher Interventionismus in vielen Entwicklungsländern durch Politikversagen diskreditiert sei, dies jedoch in größerem Maße nicht für die strukturalistischen theoretischen Ansätze gelte, die vielfach zur Legitimation dieser Politiken herangezogen worden seien.

Als ein gelungenes Beispiel der Konvergenz von Entwicklungsökonomik und Wachstumstheorie mit ihrem höheren formalen Modellierungsgrad ist der Beitrag von *Murphy, Shleifer* und *Vishny* (1989) anzusehen, der ein zentrales Konzept der frühen Hochphase, nämlich Rosensteins-Rodans Big Push-These wieder aufgreift. Die Autoren formulieren einen Ansatz, in dem steigende Skalenerträge und Externalitäten zwischen Sektoren die Grundlage für multiple Gleichgewichte und damit ein „Big Push“-Szenario liefern. Die im Modell angesprochenen Ansätze sind unterschiedlichen Typs: Nachfrage-Spillovereffekte, die dazu führen, dass die Industrialisierung in einem Sektor über eine Veränderung der strukturellen Zusammensetzung der Nachfrage die Nachfrage in anderen Sektoren erhöht; höhere Löhne, die die Arbeiter veranlassen, Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen zu ergreifen und eine industrielle Beschäftigung anzunehmen; die gemeinsame Nutzung von Infrastruktur, die Infrastrukturinvestitionen eher profitabel macht. Das Konzept der „Komplementaritäten“ erfährt in der modernen Formulierung von *Murphy et al.* somit eine wesentlich größere Präzisierung.

Zudem haben neuere Diskussionen über die Modellierung des Strukturwandels im Wachstumsprozess von Volkswirtschaften aufgezeigt, dass die beiden Ansätze einer strukturellen Disaggregation – horizontale bzw. verti-

kale Produktionsmodelle – ihre Vor- und Nachteile besitzen. Während die horizontalen Ansätze wie die Input-Output-Analyse die sektoralen Produktionsverflechtungen besser erfassen, weisen die vertikalen Ansätze Vorzüge bei der Erfassung des wichtigen Tatbestandes auf, dass strukturelle Anpassungsprozesse Zeit erfordern.²² Dies spricht für eine komplementäre Perspektive. In dem Sinne sind die Entwicklungsstrategien des ausgewogenen und des unausgewogenen Wachstums auch keine unversöhnlichen Gegner. Allerdings erklären die Schwierigkeiten einer Kombination von horizontaler und vertikaler Disaggregation von Produktionsstrukturen auch, warum ein empirisch so unbestrittener Tatbestand wie permanente Änderungen der Wirtschaftsstruktur im Entwicklungsprozess von Volkswirtschaften theoretisch nur unvollkommen erfasst und wirtschaftspolitisch schwer zu steuern ist.

Literatur

- Adelman, J.* (2013), *Worldly Philosopher. The Odyssey of Albert O. Hirschman*, Princeton, N.J.
- Arndt, H. W.* (1942), *Agricultural Surplus Production in Eastern and South-Eastern Europe*, wiederabgedruckt in *H. W. Arndt, Fifty Years of Development Studies*, Australian National University, Canberra 1993, S. 3–13.
- Aschauer, D. A.* (1990), *Why is Infrastructure Important?* *Proceedings of the Federal Reserve Bank of Boston*, 34, S. 21–68.
- Aschauer, D. A.* (2000), *Public Capital and Economic Growth: Issues of Quantity, Finance and Efficiency*, *Economic Development and Cultural Change*, 48, S. 391–406.
- Ascher, W.* (1996), *The Evolution of Postwar Doctrines in Development Economics, History of Political Economy. Annual Supplement to Vol. 28: The Post-1945 Internationalization of Economics*, hrsg. von A. W. Coats, S. 312–336.
- Baranzini, M./Scazzieri, R.* (1990) (Hrsg.), *The Economic Theory of Structure and Change*, Cambridge.
- Bass, H. H.* (2009), *Ragnar Nurkses Development Theory: Influences and Perceptions*, in R. Kattel u. a. (Hrsg.), S. 183–202.
- Burchardt, F. A.* (1931–32), *Die Schemata des stationären Kreislaufs bei Böhm-Bawerk und Marx*, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 34, S. 525–564 und Bd. 35, S. 116–176.
- Chakravarty, S.* (1987), *Development Planning. The Indian Experience*, Oxford.
- Chenery, H. B.* (1960), *Patterns of Industrial Growth*. In: *American Economic Review*, Bd. 50, S. 624–654.

²² Siehe die Beiträge in *Baranzini/Scazzieri* (1990) sowie *Landesmann/Scazzieri* (1996).

- Chenery, H. B./Taylor, L.* (1968), Development Patterns: Among Countries and Over Time, *American Economic Review*, Bd. 58, S. 391–416.
- Chng, M. K.* (1980), Dobb and the Marx-Feldman Model, *Cambridge Journal of Economics* 4, S. 393–400.
- Dobb, M.* (1960), *An Essay on Economic Growth and Planning*, London.
- Eßlinger, H. U.* (1999), Entwicklungsökonomisches Denken in Großbritannien. Zum Beitrag der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933, Marburg.
- Feldman, G. A.* [1928] (1969), *Zur Wachstumstheorie des Nationaleinkommens*, Frankfurt a. M./Wien.
- Fels, G./Schatz, K.-W./Wolter, F.* (1971), Der Zusammenhang zwischen Produktionsstruktur und Entwicklungsniveau, *Weltwirtschaftliches Archiv*, 106, S. 240–278.
- Hagemann, H.* (1996), Von der Konjunktur- zur Wachstumstheorie: Kontinuität und Evolution im Forschungsprogramm Adolf Löwes, in H. Rieter (Hrsg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XV. Wege und Ziele der Forschung*, Berlin, S. 123–156.
- Hagemann, H.* (2002), Zur Debatte um das Saysche Gesetz: Mill als Krisentheoretiker, in E. W. Streißler (Hrsg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XIX: John Stuart Mill*, Schriften des Vereins für Socialpolitik, Band 115/XIX, Berlin, S. 191–214.
- Hagemann, H./Jeck, A.* (1981), Wachstum und Einkommensverteilung. Strukturanalyse auf der Basis eines dreisektoralen Modells vom Lowe-Feldman-Dobb-Typ, in W. J. Mückl und A. E. Ott (Hrsg.), *Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik. Gedenkschrift für Erich Preiser*, Passau, S. 99–124.
- Hagemann, H./Krohn, C.-D.* (Hrsg.) (1999): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933*, 2 Bde., München.
- Hayek, F. A.* (1939), *Profits, Interest and Investment*, London.
- Helmstädter, E.* (1965), Linearität und Zirkularität des volkswirtschaftlichen Kreislaufs, *Weltwirtschaftliches Archiv*, 94, S. 234–259.
- Hemmer, H.-R.* (1990), 40 Jahre Entwicklungstheorie und -politik. Ein Rückblick aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht, *Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*, Bd. 110, S. 505–570.
- Hicks, J.* (1969), *A Theory of Economic History*, Oxford.
- Hicks, J.* (1973), *Capital and Time. A Neo-Austrian Theory*, Oxford.
- Hirschman, A. O.* (1958), *The Strategy of Economic Development*, New Haven, C. T.; deutsche Übersetzung: *Die Strategie der wirtschaftlichen Entwicklung*, Stuttgart 1967.
- Hirschman, A. O.* (1981), *The Rise and Decline of Development Economics*, in *Essays in Trespassing*, Cambridge/New York, S. 1–24.
- Hoffmann, L.* (1965), Entwicklungstheorien des ausgewogenen und unausgewogenen Wachstums: Eine Gegenüberstellung, *Zeitschrift für die gesamte Staatswirtschaft*, Bd. 121, S. 523–574.

- Hoffmann*, W. G. (1931), *Stadien und Typen der Industrialisierung. Ein Beitrag zur quantitativen Analyse historischer Wirtschaftsprozesse*, Jena.
- Kattel*, R./*Kregel*, J. A./*Reinert*, E. S. (Hrsg.) (2009), *Ragnar Nurkse (1907–2007). Classical Development Economics and its Relevance for Today*, London/New York.
- Krugman*, P. (1991), Increasing Returns and Economic Geography, *Journal of Political Economy*, 99, S. 483–499.
- Krugman*, P. (1993), Toward a Counter-Counterrevolution in Development Theory, *World Bank Economic Review*, Supplement S. 15–38.
- Krugman*, P./*Venables*, A. (1995), Globalization and the Inequality of Nations, *Quarterly Journal of Economics*, 110, S. 857–880.
- Landesmann*, M./*Scazzieri*, R. (1996) (Hrsg.), *Production and Economic Dynamics*, Cambridge.
- Lewis*, W. A. (1954), *Economic Development with Unlimited Supplies of Labour*, Manchester School, Bd. 22, S. 139–191.
- Lewis*, W. A. (1955), *The Theory of Economic Growth*, London; dt.: *Die Theorie des wirtschaftlichen Wachstums*, Tübingen/Zürich 1956.
- Lowe*, A. (1965), *On Economic Knowledge. Toward a Science of Political Economics*, New York und Evanston, 2 erw. Aufl. White Plains 1977; dt.: *Politische Ökonomik*, Frankfurt am Main 1968, 2 erw. Aufl. Königstein/Ts. 1984.
- Lowe*, A. (1976), *The Path of Economic Growth*, Cambridge.
- Lucas*, R. E. (1988), On the Mechanics of Economic Development, *Journal of Monetary Economics* 22, S. 3–42.
- Mandelbaum*, K. (1945), *The Industrialisation of Backward Areas*, Oxford.
- Meier*, G. M. und *Seers*, D. (Hrsg.) (1984), *Pioneers in Development*, Oxford.
- Murphy*, K. M., *Shleifer*, A. und *Vishny*, R. W. (1989), Industrialization and the big push. In: *Journal of Political Economy*, Bd. 97, S. 1003–1026.
- Niehans*, J. (1964), Strukturwandlungen als Wachstumsprobleme, in F. Neumark (Hrsg.), *Strukturwandlungen einer wachsenden Wirtschaft*, Berlin, S. 18–45.
- Nurkse*, R. (1935), The Schematic Representation of the Structure of Production, *Review of Economic Studies*, Bd. 2, S. 232–244.
- Nurkse*, R. (1953), *Problems of Capital Formation in Underdeveloped Countries*, Oxford.
- Nurkse*, R. (1959), Notes on ‚Unbalanced Growth‘, *Oxford Economic Papers*, Bd. 11, S. 295–297.
- Nurkse*, R. (1961a), *Patterns of Trade and Development*, Wicksell Lectures 1959, Oxford.
- Nurkse*, R. (1961b), Balanced and Unbalanced Growth, in G. Haberler und R. M. Stern (Hrsg.), *Equilibrium and Growth in the World Economy. Economic Essays by Ragnar Nurkse*, Cambridge/Mass.

- Pasinetti*, L. L. (1981), *Structural Change and Economic Growth. A Theoretical Essay on the Dynamics of the Wealth of Nations*, Cambridge.
- Robinson*, J. (1936): *Disguised Unemployment*, *The Economic Journal*, 46, S. 225–237.
- Rosenstein-Rodan*, P. N. (1927), Artikel ‚Grenznutzen‘ in *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, Band 4, Jena, S. 1190–1123; engl. Übers. von W. F. Stolper: *Marginal Utility*. *International Economic Papers*, 10, 1960, S. 71–106.
- Rosenstein-Rodan*, P. N. (1930), *Das Zeitmoment in der mathematischen Theorie des wirtschaftlichen Gleichgewichts*, *Zeitschrift für Nationalökonomie*, 1, S. 129–142; modifizierte engl. Fassung: *The Role of Time in Economic Theory*, *Economica* 1, 1934, S. 77–97.
- Rosenstein-Rodan*, P. N. (1943), *Problems of Industrialisation in Eastern and South-Eastern Europe*, *The Economic Journal*, Bd. 53, S. 202–211.
- Rosenstein-Rodan*, P. N. (1961), *Notes on the Theory of the ‚Big Push‘*, in H. S. Ellis und H. C. Wallich (Hrsg.), *Economic Development for Latin America*, London, S. 57–67.
- Schumpeter*, J. A. (1954), *History of Economic Analysis*, London.
- Scitovsky*, T. (1954), *Two Concepts of External Economies*, *The Journal of Political Economy*, 62, S. 143–151.
- Singer*, H. W. (1979), *A Generation later: Kurt Mandelbaum’s „The Industrialisation of Backward Areas“ revisited*, *Development and Change* Bd. 10, S. 577–584.
- Singer*, H. W. (1997), *„The Influence of Schumpeter and Keynes on the Development of a Development Economist“*. In: H. Hagemann (Hrsg.), *Zur deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933*, Marburg, S. 127–150.
- Solow*, R.: (1956), *A Contribution to the Theory of Economic Growth*, *The Quarterly Journal of Economics*, 70, S. 65–94.
- Solow*, R. M./*Samuelson*, P. A. (1953), *Balanced Growth under Constant Returns to Scale*, *Econometrica* 21, S. 412–424.
- Streeten*, P. P. (1959), *Unbalanced Growth*, *Oxford Economic Papers*, N. S., Bd. 11, S. 167–190.
- Streeten*, P. P. (1964), *Balanced versus Unbalanced Growth*, in ders., *Economic Integration*, 2. rev. und erw. Aufl., Leyden.
- Streeten*, P. P. (1986), *Aerial Roots*. In: *Banca Nazionale del Lavoro Quarterly Review*, Bd. 34, Nr. 157, S. 167–190.
- Syrquin*, M. (1988), *Patterns of Structural Change*. In: H. Chenery, T. N. Srinivasan (Hrsg.), *Handbook of Development Economics*, Amsterdam, Bd. 1, S. 203–273.
- Young*, A. A. (1928), *Increasing Returns and Economic Progress*, *The Economic Journal*, 38, S. 527–542.

Gibt es eine ordoliberalen Entwicklungsidee? Walter Euckens Analyse des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandels*

Von *Nils Goldschmidt*, Siegen

I. Einleitung

„St. Simon sei überwunden“, so schreibt Eucken in der publizierten Fassung seiner Berliner Antrittsvorlesung von 1921, „da ihm der Entwicklungsgedanke fehle“ (*Eucken* 1921: 1053). Diese Kritik an Saint-Simon und der Vorwurf eines fehlenden Entwicklungsgedankens scheinen auch auf Walter Eucken selbst zuzutreffen. Es gehört zum „common sense“ der Theoriegeschichte, dass es Euckens verdienstvollen Arbeiten zu den Grundlagen wirtschaftlicher Ordnung einer Entwicklungsidee ermangle, er arbeite „mit der Sehweise der komparativen Statik“ und ihm gelinge bestenfalls „die Analyse von Zuständen, aber nicht die von Bewegungsprozessen im eigentlichen Sinne“ (*Heuß* 1989: 23 f.). Und zumeist wird angefügt: Erst mit Hayeks Arbeiten – oder besser – *nur* mit seinem Werk sei eine ordnungsökonomische Wende hin zu einem Denken in wirtschaftlichen Prozessen möglich geworden.

Nun steht es außer Frage, dass das markttheoretische Denken Euckens und anderer früher ordoliberalen Autoren bestenfalls dem neoklassischen „state of the art“ der Zeit geschuldet war und dass es sicherlich an einem umfassenden Verständnis von Wettbewerb fehlte.¹ Doch aus diesem Manko dem Eucken'schen Denken generell eine entwicklungstheoretische Komponente absprechen zu wollen, hieße gleichsam das Kinde mit dem Bade auszuschütten. Vielmehr lässt sich zeigen, dass man Euckens Werk als eine durchgängige Suche nach einer adäquaten Entwicklungsidee lesen kann. In dieser anderen Lesensart der ordoliberalen Tradition gilt dann auch für

* Mein Dank gilt den Mitgliedern des Ausschusses für die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften sowie Uwe Dathe für hilfreiche Hinweise und Ergänzungen.

¹ Siehe hierzu die Argumentation bei *Streit/Wohlgemuth* (2000). Das neoklassische Denken in Gleichgewichten als Zugang einer ordoliberalen Markttheorie ist insbesondere bei Leonhard Miksch zu finden und wurde von Eucken aufgenommen (siehe *Berndt/Goldschmidt* 2003 und *Feld/Köhler* 2015).

Eucken das, was er in Bezug auf Saint Simon selbst dachte – lautet doch das zu Beginn angeführte Zitat in vollständiger Länge: „Man glaubte ganz zu Unrecht, St. Simon sei überwunden, da ihm der Entwicklungsgedanke fehle“ (*Eucken* 1921: 1053).

Das Grundgerüst zum Verständnis des ordoliberalen Programms in entwicklungstheoretischer Perspektive deutet sich zudem in Euckens Interpretation zu den Überlegungen Saint-Simons selbst schon an: Dies ist, erstens, bei Saint-Simon wie bei Eucken die Diagnose der Gegenwart als Krise (*Eucken* 1921: 1055 u. 1059 und dazu insbesondere *Eucken* 1926a u. 1932b), die, zweitens, bei beiden einer „gemeinsamen Lösung der geistigen – besonders der religiösen – Krise und der sozialen Probleme“ (*Eucken* 1921: 1066) bedürfe (siehe zum Überblick Goldschmidt 2009), und die, drittens, beide Denker von der Bedeutung wissenschaftlicher Erkenntnis (*Eucken* 1921: 1055) zur „[d]enkenden Gestaltung der Ordnung“ (*Eucken* 1940/1989: 240) überzeugt.²

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden das Eucken'sche Werk mit Blick auf entwicklungstheoretische Fragestellungen und Lösungsansätze anhand von vier Bereichen näher analysiert werden: Euckens zivilisationskritische Erörterung der „geistigen Leere“ seiner Zeit in ihrer Wechselwirkung zur wirtschaftlichen Entwicklung (Abschnitt II.), seine Abkehr vom Historismus, dessen Relativismus aus seiner Sicht eine Erklärung wirtschaftlicher Entwicklungsprozesse letztlich verhindert (Abschnitt III.), seine wirtschaftstheoretische Vorgehensweise, die ihn zur Ablehnung einer Erklärung wirtschaftlichen Wandels auf *allein* ökonomischen Tatbeständen geführt hat (Abschnitt IV.) und seine Methode des Datenkranzes, die Entwicklung nicht ausgrenzt, sondern methodisch handhabbar machen will (Abschnitt V.).

² Zum Abschluss seiner Antrittsvorlesung weiß *Eucken* (1921: 1066) sogar zu formulieren: „Hierin [mit Blick auf die Überwindung der Krise, N. G.] überragt St. Simon nicht nur Marx, er hat damit vor allem eine Überzeugung zum Ausdruck gebracht, deren Wahrheit gerade in unserer Zeit immer mehr erleuchtet.“ Die Wertschätzung Euckens für Saint-Simon lässt sich insbesondere auch durch den Umstand erklären, dass bei Saint-Simon die Krise der Gesellschaft nicht nur auf wirtschaftliche Ursachen, sondern auch auf eine Krise von Kultur, Moral und Religion zurückgeführt wird. Siehe hierzu *Dathe* (2013). Auch *Pies* (2001: 17f.) verweist auf die Bedeutung dieses Aufsatzes für den frühen Eucken. Der späte Eucken lehnt Saint-Simon freilich aufgrund des deterministischen Entwicklungsdenkens, das jedem liberalen Programm entgegensteht, ab – es bleibt aber bei einer gewissen Wertschätzung der Analyse der Saint-Simonisten (vgl. *Eucken* 1952/2004: 131f.).

II. Zivilisationskritik

Der zivilisationskritische Zug ist in den Schriften Walter Euckens keineswegs so eindeutig ausgeprägt, wie er sich beispielsweise bei seinen ordoliberalen Weggefährten Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow findet lässt,³ und seine Schriften tragen auch nicht jene kulturkritischen Töne, die im Werk von Müller-Armack immer wieder anklingen (siehe hierzu *Zweynert* 2007). Dennoch muss auch die Entstehung des Eucken'schen Denkens als Auseinandersetzung mit der Erfassung und theoretischen Durchdringung der gesellschaftlichen Entwicklung seiner Zeit gesehen werden. Wie in seiner Analyse von Saint-Simon angeklungen, ist es die Diagnose der Gegenwart als eine Krisenzeit⁴, die Eucken insbesondere in seinen frühen Schriften umtreibt und motiviert, gesellschaftlichen Entwicklungstheorien, und allen voran dem Marxismus, eine andere Sicht der Dinge entgegenzustellen. Die entscheidende Kritik, die Eucken dabei in mehreren Beiträgen in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre herausstellt, ist die Kritik einer materialistischen Geschichtsauffassung und an einem „naturnotwendig ablaufenden Geschichtsprozess“ (*Eucken* 1927: 46). Durchgängiger Kontrapunkt zur Eucken'schen Analyse ist folglich jede Annahme wirtschaftlicher und ge-

³ Wie bei Rüstow und Röpke spielt auch bei Euckens Zivilisationskritik der Begriff „Vermassung“, mit Verweis auf Gustave Le Bons „Psychologie der Massen“ und Ortega y Gasset's „Aufstand der Massen“, eine wichtige Rolle. Eine substantielle Untersuchung, was die Neoliberalen unter „Vermassung“ tatsächlich verstanden, fehlt aber bislang. Es spricht jedoch sehr viel dafür, dass sie *die Masse* nicht als einen sozialen Schichtungsbegriff verstanden haben, sondern als (degenerierte) geistige Haltung, der die Idee der Persönlichkeit entgegengestellt werden muss (siehe hierzu: *Dathe* 2009: 76 f.). Zu einer solchen Interpretation passt die Argumentation, die Constantin von Dietze, Walter Eucken und Adolf Lampe in ihrem Anhang „Wirtschafts- und Sozialordnung“ für die Freiburger Bonhoeffer-Denkschrift vorgelegt haben: „Die Kollektivierung des gesamten Lebens im Sinne einer Vermassung und Vergewaltigung der Einzelpersönlichkeit ist auch außerhalb des wirtschaftlichen Bereiches durch die Politik seit 1933 stark vorangetrieben worden.“ (*Dietze/Eucken/Lampe* 1943/2008: 107). Auch nach dem Krieg sah Eucken den Prozess der Vermassung keineswegs gestoppt, sondern er werde vielmehr durch Bürokratisierung und staatliche Absicherung weiter forciert: „Der Arbeiter – und nicht nur der Arbeiter – ist von der Maschinerie des Staates und anderer öffentlicher Gewalten abhängig geworden. ... Ein neuer Menschentypus ist im Entstehen, der aus vermassen, vom Staate abhängigen Menschen besteht. Das ganze Leben wird allmählich verstaatlicht. ... Heute hat die soziale Frage nicht privaten Charakter; sondern sie ist – im Gegenteil – mit dem Verschwinden des privaten Charakters des Lebens verbunden.“ (*Eucken* 1948: 116 f.).

⁴ Freilich ist Interpretation der Gegenwart als Krise nicht eine Spezifikum der Eucken'schen Analyse, sondern kann geradezu als Grundtenor der Nationalökonomie in der Weimarer Zeit bezeichnet werden; siehe hierzu die überzeugende Darstellung bei *Köster* (2011). Zur Rolle der Krisensemantik bei Eucken vgl. *Renker* (2009) und *Wörsdörfer* (2014).

sellschaftlicher Zwangsläufigkeiten, zumal eine solche Entwicklungstheorie auch unabdingbar mit einer Gleichheitsideologie und dem „Verschwinden der Persönlichkeit im Ganzen“ einhergehe (Eucken 1925b: 23; vgl. *Dathe* 2009: 62). Demgegenüber betont Eucken – ganz in der Tradition seines Vaters, des Philosophen Rudolf Eucken⁵ – dass es darum gehen muss, „ob in der Gegenwart der Mensch einen geistigen Lebensinhalt gewinnen kann“ (Eucken 1927: 45). Dem Marxismus als Theorie einer von äußeren Faktoren getriebenen Entwicklung stellt Eucken die Forderung und Möglichkeit einer von geistigen und damit inneren Faktoren beförderten Entwicklung entgegen:

„Eine völlige Umgestaltung der Gegenwart ist notwendig, aber sie ist nur dann tiefgreifend und wahrhaft umwälzend, wenn man von vornherein anerkennt, daß der Mensch zwei Welten angehört, einem gegebenen Dasein und einer schaffenden Tatwelt. Nur von hier aus kann die geistige Krise der Gesamtheit überwunden werden Entscheidend aber ist, daß der Marxismus die große innere Leere der Zeit nicht überwinden kann. Dazu sind andere Kräfte notwendig, die der Marxismus seiner Natur nach ausschließt. So kann er nichts Positives leisten. In seiner machtvollen Ausdehnung ist er nur ein deutliches Menetekel von der Größe der Zeitkrise.“ (Eucken 1925a: 42)

Aus der Äußerlichkeit der Bestimmungsfaktoren und der materialistischen Deutung gesellschaftlicher Entwicklung durch den Marxismus folgen für Eucken zwei weitere Konsequenzen: Zum einen die Aussichtslosigkeit, den Marxismus zu ethisieren (siehe insb. *Eucken* 1926b) und zum anderen – und mit Blick auf die Grundlagen einer möglichen ordoliberalen Entwicklungs-idee die wichtigere –, die Unmöglichkeit, dass der Marxismus dem Menschen einen Lebensinhalt zu geben vermag, da „dies von der Wirtschaft aus überhaupt unmöglich ist“ (Eucken 1925a: 42). Diese von Eucken festgestellte Unvereinbarkeit von „Wirtschaft hier – Lebensinhalt dort“ führte ihn in ein Dilemma: Ökonomische Entwicklung und geistige Lebensführung werden zu Gegenspielern. Der wirtschaftliche Aufstieg von Gesellschaften werde mit ihrem kulturellen Niedergang erkauft:

„In einer Gesellschaft dynamischer Wirtschaftsentwicklung muß also offensichtlich die Kulturschicht fehlen, die zur Kultur-Bildung und Erhaltung notwendig ist. [...] Die wirtschaftliche Entwicklung haben wir als einen Feind der Kulturbildung erkannt; ein tiefer innerer Gegensatz in der Sache selbst liegt vor.“ (Eucken 1930: 37)

Vor diesem Hintergrund wird nun klar, dass der Ordoliberalismus im Sinne Euckens immer auch eine Diagnose von Entwicklungsprozessen be-

⁵ Walter Eucken wurde durch die Philosophie des Vaters, insbesondere in der Frage nach einer zureichenden Lebensordnung, wesentlich geprägt; siehe *Goldschmidt* (2002a: 80–101 und 2013), *Dathe/Goldschmidt* (2003), *Gander/Goldschmidt/Dathe* (2009) und *Klump/Wörsdörfer* (2011).

deutete. Es ist für Eucken offensichtlich, dass die Gesellschaft sich verändert hat und es ist für ihn fraglos, dass dies das Ergebnis von Industrialisierung und Kapitalismus ist. Mit diesen materiellen Umwälzungen konnte die geistige Entwicklung nicht Schritt halten⁶, obwohl gerade die geistige Entwicklung für die langfristige gesellschaftliche Entwicklung auch in Zukunft unentbehrlich bleiben würde:

„Auf der einen Seite ist nicht zu verkennen, dass der moderne Kapitalismus die geistige Leere der Zeit mitverschuldet, dass er dazu beiträgt, dem menschlichen Leben einen Inhalt zu rauben und vor allem es erschwert und erschweren wird, wieder eine umfassende geistige Lebensordnung zu schaffen. Aber auf der anderen Seite müssen wir zugestehen, dass die Erhaltung des Kapitalismus für die Versorgung der Menschen mit wirtschaftlichen Gütern eine Notwendigkeit ist. Die aus äußeren Gründen einfach unentbehrliche Wirtschaftsform stemmt sich dem inneren Neuaufbau entgegen. ... Wie aber auch immer der Weg zur Lösung beschaffen sein wird, ob er in ferner Zukunft leicht zu beschreiben ist oder ob er durch gewaltige Katastrophen hindurchführt, Eines steht fest: Die Lösung des Problems muß gefunden werden.“ (*Eucken* 1926a: 15 f.)

Entsprechend will Eucken eine Lösung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Probleme „im Rahmen der Universalgeschichte“ (*Eucken* 1932b: 297) aufzeigen. Gerade sein 1932er Aufsatz „Staatliche Strukturwandlungen und die Krisis des Kapitalismus“ macht deutlich, dass Eucken sein wirtschaftswissenschaftliches Programm vor dem Hintergrund historischer Entwicklungen und gesellschaftlicher Veränderungen erarbeitet und – in seinem Verständnis – er es so auch nur sinnvoll erarbeiten kann. Hierzu bedarf es der „Untersuchung der Entwicklungskräfte“ (*Eucken* 1932b: 297) und der Suche nach neuen Organisationsformen im Verhältnis von Wirtschaft und Staat. Das Ergebnis dieser Suche ist bekanntlich das von Eucken in den 1930er

⁶ Insbesondere in seinen frühen Arbeiten sieht Eucken das Auseinanderdriften von Gesellschaft und Religion als Grundursache dieser Krise an: „Sobald sich der Mensch nicht mehr so sehr in erster Linie als Sünder empfand, den nur göttliche Gnade erlösen kann, sobald er meinte, von Natur gut zu sein, verschob sich der Schwerpunkt des Lebens, und sein Inhalt formte sich um. Das Leben schien nicht mehr der Religion zu bedürfen, es wurde in steigendem Maße autonom geregelt und wurde nach Werten bestimmt, die nicht aus dem Glauben genommen werden.“ (*Eucken* 1932a: 83, siehe auch *Eucken* 1932b: 306). Gegen diese „Wendung zur Diesseitigkeit“ (*Eucken* 1932a: 83) fordert Eucken eine Rückkehr zum Glauben: „Die geschichtliche Entwicklung wird nach Scheitern aller anderen Versuche mit Notwendigkeit zu dem Ergebnis führen müssen, daß der umfassende Sinnzusammenhang den Tätigkeiten des einzelnen Menschen nur von der Religion, vom Glauben an Gott wieder verliehen werden kann. Erst dann wird auch auf sozialem und politischem Gebiet wieder eine gewisse Beruhigung eintreten.“ (ebd.: 87). Die Religion und die Kirchen bleiben für Eucken durchgängig ein wichtiges Thema (vgl. *Goldschmidt* 2002b). Zu Euckens eigenem Verständnis von Glauben und Christentum siehe *Goldschmidt* (2005a) und neuerdings *Petersen* (2015: 96–161).

und 40er Jahren entwickelte Denken in Ordnungen.⁷ Wirtschaft und Gesellschaft, sollen eine Rahmenordnung erhalten, die beides gewährleisten kann: *funktionsfähig* und *menschenwürdig* zugleich zu sein (Eucken 1940/1989: 240).⁸ Oder anders formuliert: Die von Eucken notwendig geforderte Durchdringung der geistigen Probleme seiner Zeit soll zu einer solchen Ordnung führen, die gesellschaftliche wie wirtschaftliche Prozesse hervorbringt, die den Menschen dienlich sind. In diesem Sinne ist das ordnungspolitische Projekt Euckens immer auch ein ordnungsethisches.⁹

III. Historismus

„Denken – Warum?“, so fragt Eucken in einem 1933 erschienenen Beitrag in der väterlichen Zeitschrift „Die Tatwelt“. Die Antwort ist für ihn offensichtlich: „Weil der Weltlauf die logischen Gesetze nicht verleugnet, sondern bestätigt; weil die Ergebnisse richtigen Denkens sich bei der Erklärung der Tatsachen stets bewähren“ (Eucken 1933: 149).

Es ist in den letzten Jahren vermehrt und sinnvollerweise darauf hingewiesen worden, dass das Denken Euckens nur in seinem Anschluss an das Erbe der Historischen Schule vollständig erfasst werden kann (Schefold 1995 und 2003; Peukert 2000; Goldschmidt 2002a: Kap. 5). In seinem Ver-

⁷ Eine solche Lesart des Eucken'schen Werks machen auch den Versuch von Pies (2001) mit dem 1932er Aufsatz „Staatliche Strukturwandlungen und die Krisis des Kapitalismus“ einen „Eucken I“ und einen „Eucken II“ voneinander trennen zu können, äußerst fragwürdig. Das Programm und die Problemstellung bleiben bei Eucken durch sein gesamtes Werk erhalten; er nähert sich aber freilich in seinen späteren Schriften mehr und mehr seiner ordnungspolitischen Lösung und setzt die Erörterung dieser und nicht mehr das ursprüngliche Entwicklungsproblem in das Zentrum seiner Überlegungen.

⁸ Die Forderung, dass der modernen Wirtschaft eine Ordnung zu geben sei, „die wirtschaftlich funktionsfähig und menschenwürdig ist“, findet sich auch in Euckens Aufsatz „Wettbewerb als Grundprinzip der Wirtschaftsverfassung“ aus dem Jahr 1942 (Eucken 1942: 48). Dieser Aufsatz macht zudem besonders deutlich, dass es Eucken immer auch um die Analyse konkreter Entwicklungsprozesse geht. So betont er, dass man in seiner Zeit „in einer stark dynamischen Wirtschaft“ (ebd.: 33) lebe und die heutige Wirtschaftsordnung „keine Dauerordnung“ sein könne (ebd.: 34). Entsprechend fordert er, dass ein „totaler Umbau“ (ebd.: 37) der Wirtschaftsordnung nötig sei und man einen „dritten Weg“ (ebd.) beschreiten solle – vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Diktatur eine fraglos mutige Forderung.

⁹ Eucken war sich durchwegs dieses normativen Anspruchs seiner Ordnungspolitik bewusst – einer Ordnungsethik, die sich nicht auf das Wohlverhalten des Einzelnen zurückzieht, sondern die strukturelle Güte der Ordnung selbst anzielt. So schreibt er in den „Grundsätzen der Wirtschaftspolitik“: „Eine ethische Besserung des Menschen kann die Schäden der Ordnung nicht beseitigen, auch nicht den Zerfall des Rechts Die Gesamtordnung sollte so sein, dass sie den Menschen das Leben nach ethischen Prinzipien ermöglicht.“ (Eucken 1952/2004: 199).

such, die „große Antinomie“ (Eucken 1940/1989: 15 ff.) zu überwinden, schlägt sich Eucken weder auf die Seite einer theoretischen Nationalökonomie im Gefolge Mengers, noch überlässt er das Feld den historischen Untersuchungen im Stile Schmollers:

„Der Theoretiker überlässt das Historisch-Individuelle dem historischen Nationalökonom und der historische Nationalökonom dem Theoretiker das Generelle. Jeder sucht auf seinem Wege zu seinem eigenen Erkenntnisziel zu kommen. Nur durch volle Erkenntnis des schweren Schadens, den dieser Dualismus angerichtet hat und anrichtet, kann er überwunden werden.“ (Eucken 1940/1989: 31)

Gegen beide Richtungen setzt Eucken bekanntlich seine „pointierend-hervorhebende Abstraktion“, die auf die Herausbildung idealtypischer Formen wirtschaftlicher Ordnungen zielt und durchaus in der Tradition der Wirtschaftsstufen- und -stilforschung zu sehen ist (siehe *Goldschmidt* 2002a: Kap. 3).

Will man aber verstehen, worin der Bruch mit dem Programm der Historischen Schule liegt, sollte man nicht so sehr auf der Ebene der methodischen Vorgehensweise suchen, sondern die erkenntnistheoretische Position in den Blick nehmen.¹⁰ Eucken geht es in seinen Arbeiten um die benannte „Erklärung der Tatsachen“, und es geht ihm damit immer um die Frage, wie die Entwicklung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Ereignisse überhaupt adäquat erfasst werden kann. Entsprechend strebt Eucken in seinen Überlegungen in den 1930er Jahren, die dann in die „Grundlagen der Nationalökonomie“ münden, vor allem danach, gegen den Relativismus des Historismus herauszuarbeiten, dass es möglich ist, Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung zu erkennen, sprich, dass es einen theoretisch gehaltvollen Zugang zum Verständnis wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung gibt. Offensichtlich wird dieser Grundzug der Freiburger erkenntnistheoretischen Tradition insbesondere in dem Geleitwort „Unsere Aufgabe“, dass Franz Böhm, Walter Eucken und Hans Großmann-Doerth für ihre Reihe „Ordnung der Wirtschaft“ 1936 vorgelegt hatten (Böhm, Eucken, Großmann-Doerth 1936/2008).¹¹ Die Krise von Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, die der Historismus ausgelöst habe, liege darin, so die drei Freiburger Kollegen, dass man verlernt habe,

„die wirtschaftliche Realität in ihren Zusammenhängen zu verstehen. Das heißt sie [die Nationalökonominnen, N. G.] wurden wirklichkeitsfremd und begingen gerade diejenigen Fehler, den sie am meisten verabscheuten. Denn die Wirklichkeit ist

¹⁰ Zugleich lässt sich auch ein Bruch insbesondere zum wirtschaftspolitischen Programm und dem Staatsverständnis des Historismus ausmachen, siehe wiederum *Zweynert* (2007).

¹¹ Das Geleitwort stammt wohl weitgehend aus der Feder von Walter Eucken. Siehe hierzu und zur Entstehung der Reihe „Ordnung der Wirtschaft“: *Goldschmidt* (2005b).

nicht ein Haufen nebeneinanderstehender Tatbestände. Und so bildete sich ein Typ des deutschen Nationalökonomens heraus, der noch heute weit verbreitet ist: Er strebt zur wirtschaftlichen Wirklichkeit hin, aber er kennt sie nicht.“ (*Böhm/Eucken/Großmann-Doerth* 1936/2008: 33)

Der Grundfehler der historistischen Sichtweise sei, so führt dann Eucken zwei Jahre später in seinem Text „Die Überwindung des Historismus“ aus, dass mit der Relativierung der Wahrheitsidee der Wissenschaft die Basis selbst entzogen worden sei. Ist die „Vernunft nur eine Funktion des wechselnden geschichtlichen Lebens“ dann wird auch die „Wissenschaft als ein Trabant des Lebens“ (*Eucken* 1938: 196) angesehen: „Warum dann überhaupt noch Historie, zumal die Erkenntnisse von heute schon morgen mit der Entwicklung des geschichtlichen Lebensprozesses überholt und veraltet sind?“ (ebd.: 197). Hiergegen, gegen das „punktuelle Denken“, setzt Eucken das Nachdenken über die „Zusammenhänge der Wirklichkeit“ (ebd.). Dabei sei es Ziel jeder Erfahrungswissenschaft, „die wechselnden und subjektiven Oberflächenansichten beiseite zu schieben, die nichtrelative Wahrheit über den Zusammenhang der Tatsachen in der Menschengeschichte und in der Natur zu suchen und so wesentliche Probleme, die mit wirklicher Energie gestellt werden müssen, zu lösen“ (ebd. 204).¹² Die Kritik Euckens am Historismus liegt also nicht an der Hinwendung zur Historie, sondern am Fehlen eines theoretischen Zugangs, mit der Historie umzugehen: „Wir bekämpfen die historische Schule der Nationalökonomie nicht deshalb, weil sie Historie trieb, ... sondern deshalb und so weil sie der historistischen Denkweise verfiel“ (ebd.: 207).¹³

¹² Siehe hierzu auch die klaren Worte Euckens in „Wissenschaft im Stile Schmollers“: „Kennzeichnend für Schmoller, viele Schmollerschüler und weite sonstige Kreise der gegenwärtigen Nationalökonomie ist es nun, daß das Faktum des Gesamtzusammenhanges der ökonomischen Erscheinungen überhaupt nicht mehr gesehen oder doch in seiner entscheidenden Wichtigkeit nicht mehr gewürdigt und damit nicht so in den Vordergrund geschoben wird, wie es sachlich nötig ist. In diesem Teile der Nationalökonomie hielt und hält man die Feststellung des Gesamtzusammenhanges des wirtschaftlichen Alltags für eine ‚Hypothese‘, – meist für eine unhaltbare oder doch unwesentliche Hypothese. Man glaubt, realistisch zu sein, wenn man sie beiseiteschiebt.“ (*Eucken* 1940: 493) Zur Interpretation dieses Aufsatzes aus heutiger Sicht siehe *Blümle* (2002/2008).

¹³ Euckens Ausführungen in dem Aufsatz von 1937 müssen vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit dem Knapp-Schüler Bernhard Laum gelesen werden. Laum (1937) hatte das Geleitwort der Freiburger harsch kritisiert und konterte später Euckens Antwort nochmals mit einigen Zeilen, in denen er Eucken eine „Verabsolutierung des Ökonomischen“ vorwirft (*Laum* 1938: 216). Vgl. zu dieser Auseinandersetzung *Wittkau* (1992: 179–181), *Brandt* (1993: 243–245) sowie den wichtigen Hinweis beim *Janssen* (2009a: 261), dass Laum mit diesem Angriff auf Eucken auch ein Plädoyer für eine nationalsozialistische Wirtschaftslehre abgeben wollte.

IV. Wirtschaftstheorie

Obwohl Eucken sich selbst zumindest auch als einen *theoretischen* Nationalökonom verstanden hat, wie seine Zugehörigkeit zu den „Ricardianern“ belegen kann (Janssen 2009a: 31 ff.; vgl. hierzu die kritische Position von Köster 2011: 226–228), und obwohl einige seiner Schüler wie Leonhard Miksch, Elisabeth Liefmann-Keil, Friedrich A. Lutz und Fritz W. Meyer darum bemüht waren, die moderne Wirtschaftstheorie aufzugreifen und weiterzuentwickeln, sind seine wirtschaftstheoretischen Arbeiten bislang nur wenig systematisch erforscht.¹⁴ Die Ursache hierfür liegt wohl darin, dass Eucken als nationalökonomischer Theoretiker i. e. S. kaum so bedeutsame Leistungen aufzuweisen hat wie als Vordenker der Ordnungspolitik. Auch spielen in seinen beiden Hauptwerken „Die Grundlagen der Nationalökonomie“ und „Grundsätze der Wirtschaftspolitik“, die heute – wenn überhaupt – noch rezipiert werden, spezifisch wirtschaftstheoretische Überlegungen bestenfalls eine untergeordnete Rolle.¹⁵ Dennoch hat sich Eucken immer wieder in Aufsätzen und in seinen beiden frühen Monographien von 1923 („Kritische Betrachtungen zum deutschen Geldproblem“) und von 1934 („Kapitaltheoretische Untersuchungen“) mit genuinen Analysen des Wirtschaftsprozesses befasst. Dabei haben – so die hier vertretene These – gerade auch diese Arbeiten die Entstehung und Formierung einer ordoliberalen (Entwicklungs-)Theorie wesentlich geprägt.

Wie wir an anderer Stelle herausgearbeitet haben (Blümle/Goldschmidt 2006) sind gerade Euckens frühe konjunkturtheoretischen Arbeiten, die sicherlich stark von der Zusammenarbeit mit Friedrich A. Lutz profitiert haben (vgl. auch Köster 2011: 263–265), äußerst hilfreich, will man das Gesamtwerk angemessen würdigen. Argumentiert Eucken Ende der 1920er Jahre noch im Sinne einer monetären Konjunkturtheorie im Anschluss an von Mises (Eucken 1929), lehnt er in seiner weiteren Entwicklung zunehmend eine allgemeine Konjunkturtheorie ab, „denn die Einmaligkeit jeder

¹⁴ Eine bis heute noch lesenswerte Ausnahme für Euckens Geldtheorie ist das Buch von Folz (1970).

¹⁵ So nimmt zwar die Analyse von Marktformen in den „Grundlagen“ einen weiten Raum ein, sie ist aber ausgerichtet auf Fragen der wissenschaftlichen Erkenntnis der wirtschaftlichen Wirklichkeit allgemein und nicht so sehr auf das, was wir heute üblicherweise als das Gebiet der Wirtschaftstheorie bezeichnen würden. Es sei im hier interessierenden Zusammenhang darauf hingewiesen, dass es Eucken mit seiner Marktformenlehre nicht um begriffliche Abgrenzungen und Systematisierungen *per se*, auch nicht um „die Deduktion aus a priori gesetzten Bedingungen“ (Eucken 1940/1989: 106) ging, sondern um die Feststellung der Koordinationsmechanismen und -bedingungen der einzelnen Marktformen als Voraussetzungen des individuellen Marktverhaltens im Wettbewerbsprozess. Siehe hierzu Goldschmidt (2008) sowie die folgende Fußnote.

individuellen Konjunkturlage erlaubt es nicht, ein allgemeines Konjunkturproblem aufzuwerfen und eine allgemeingültige Konjunkturtheorie zu entwickeln“ (*Eucken* 1934/1954: 18). So schreibt Eucken in der Festschrift für Spiethoff in ähnlicher Weise: „Die Konjunkturprobleme sind und bleiben aber konkrete, individuelle Probleme und vertragen keine Verallgemeinerung, ... wer sie erklären will, muß sie in dieser ihrer Einmaligkeit erfassen.“ (*Eucken* 1933: 74). Hieraus aber abzuleiten, Eucken ignoriere die wirtschaftliche Dynamik, wäre falsch. Ihm geht es vielmehr darum, wirtschaftliche Entwicklung als tatsächliche und real zu beobachtende Prozesse ernst zu nehmen. Folglich ist es für Eucken gerade die Gefahr von Konjunkturtheorien, wirtschaftliche Entwicklungen in ihrer Dynamik nicht zu erfassen, sondern sie in ein Korsett theoretischer Annahmen zu zwingen:

„Bemühen wir uns nicht mehr vergeblich darum, einen Normalzyklus von Aufschwung, Krise und Depression zu konstruieren – in der Hoffnung, so zu einer Konjunkturtheorie und hierdurch zu einer Konjunkturerklärung zu gelangen. Auf diese Weise verschwindet die wirkliche Wirtschaft hinter einem Schema. Nicht diese Distanzierung von den Fakten, sondern Eindringen in die Fakten ist auch angesichts der Konjunkturbewegung nötig. Vergleiche verschiedener Konjunkturschwankungen sind sehr nützlich, aber nicht um einen Normalzyklus zu konstruieren, sondern um die Besonderheit einer jeden deutlich hervortreten zu lassen. [...] Werden durch diese Wendung, die notwendig ist, die Konjunkturtheorien oder die dynamischen Theorien entwertet? – Nein. ... Vielmehr sind sie insgesamt als hypothetische Variationen bei Annahme verschiedener Bedingungskonstellationen anzusehen.“ (*Eucken* 1940/1989: 190 u. 192)

Die Behandlung der konkreten wirtschaftlichen Entwicklung führt Eucken dann – wie die Betrachtung der konkreten gesellschaftlichen und geistigen Entwicklung seiner Zeit – zur Notwendigkeit, eine Ordnung herauszubilden, die die wirtschaftliche Entwicklung selbst auf einem gleichgewichtigen Pfad führt. So schreibt Eucken in den „Grundsätzen“: „Ob darüber hinaus innerhalb der Wettbewerbsordnung noch besondere Maßnahmen nötig sein werden, um Konjunkturschwankungen auszugleichen? – Wahrscheinlich nicht.“ (*Eucken* 1952/2004: 311). Und er fährt fort: „Bei der Konjunkturpolitik liegt also das Problem nicht darin, dass Disproportionalitäten unterbleiben, sondern dass ein Apparat da ist, der das Gleichgewicht immer wieder herstellt.“ (ebd.: 312).

In ähnlicher Weise lassen sich auch Euckens Arbeiten zur Zinstheorie verstehen. Eucken – hier im Anschluss an Böhm-Bawerk (z. B. *Eucken* 1937/1954; siehe zum Ganzen die auch heute noch wertvolle Einführung von *Lutz* 1954; vgl. auch *Janssen* 2009b) – favorisiert zwar eine statische Zinstheorie, jedoch bringen ihn der Gedanke der Mehrgiebigkeit längerer Produktionsumwege und deren Wirkung auf die Zinshöhe in seinen späteren Arbeiten zur Frage nach dem zeitlichen Aufbau der Produktion. In der Un-

tersuchung des Wirtschaftsprozesses als zeitlichen Hergang liegt für Eucken geradezu die „black box“ der Wirtschaftswissenschaften seiner Zeit:

„Von der Alltagserfahrung ist aber weder zu erwarten noch zu fordern, daß sie ein Bild vom zeitlichen Hergang des gesamten Wirtschaftsprozesses gewinnt. ... Und doch ist es nötig, zu wissen, von welchen Tatsachen der zeitliche Ablauf des gesamten gesellschaftlichen Wirtschaftsprozesses abhängt, um die Hergänge auch in den einzelnen Haushaltungen, Bauernhöfen, Unternehmungen der Industrie, des Verkehrs und des Handels und bei den Banken zu verstehen. Hierin also liegt eine große Aufgabe der Wissenschaft. – Aber die Wissenschaft hat sich ihr gegenüber sonderbar verhalten. Wenige Nationalökonomien haben sie in ihrer ganzen Größe gesehen, noch weniger haben sie wirklich angepackt, viele haben sie nur eines kurzen Blickes gewürdigt und viele andere haben sie ignoriert.“ (*Eucken* 1940/1954: 223).

Nur in Erkenntnis des zeitlichen Ablaufs des konkreten Wirtschaftsprozesses lassen sich „Schwankungen der Güterversorgung und des Beschäftigungsgrades“ (*Eucken* 1940/1954: 257) erklären. Die Einbeziehung der zeitlichen Dimension und damit der wirtschaftlichen Dynamik selbst – statt die „alte, sonst bewährte Gewohnheit der nationalökonomischen Theoretiker, von einem bereits vorhandenen statischen Zustand auszugehen“ (*Eucken* 1940/1954: 262) weiter zu tradieren – ist für Eucken geradezu das Merkmal der modernen Wirtschaftsweise:

„Solange die Produktionsprozesse zeitlich nicht weit ausholten und solange der Mensch sich nur eines verhältnismäßig kleinen Apparates dauerhafter Produktionsmittel bediente, bildeten Verkürzung und Verlängerung der Ausreifungszeiten oder Verschiebungen der Ausreifungszeiten unter stärkerer oder schwächerer Ausnutzung dauerhafter Produktionsmittel nur eine geringe Rolle. ... Hier, in den modernen Industrieländern, wo durch ungeheure Rückversetzungen und Produktionswegverlängerungen ein gewaltiger Apparat dauerhafter Produktionsmittel geschaffen und die Ausreifungszeiten – wie noch nie vorher – gedehnt sind und gedehnt werden können, ist die Möglichkeit, Verlagerungen im Gesamtstand der Güterversorgung von der Gegenwart in die Zukunft und von der Zukunft in die Gegenwart vorzunehmen, stark gesteigert.“ (*Eucken* 1940/1954: 258)

Wenig überraschend setzt Eucken gegen die „doppelte Horizontverengung“ (*Eucken* 1937/1954: 222) – der Missachtung des zeitlichen Aufbaus der Produktion und der fehlenden Analyse ökonomischer Prozesse in ihren Gesamtzusammenhängen – auf die Untersuchung der jeweiligen wirtschaftlichen Ordnungsformen. Will man den zeitlichen Hergang und die Lenkung des Wirtschaftsprozesses erklären und analysieren, muss man die Wirtschaftsordnung verstehen: „Der jeweilige Aufbau der Wirtschaftsordnung beeinflusst Art und Zustandekommen der Wirtschaftspläne, und die Wirtschaftspläne lenken den Wirtschaftsprozess“ (*Eucken* 1944/1954: 277 f.).¹⁶

¹⁶ Eucken bezeichnet in diesem Zusammenhang die Wirtschaftspläne als den „archimedischen Punkt“ (*Eucken* 1944/1954: 278) seiner Überlegungen. Dieser Hinweis ist auch von daher wesentlich, da das von Eucken in den „Grundlagen der

Und freilich ist es dann die Aufgabe der ordnungspolitischen Entscheidung, „darüber zu wachen, daß zureichende Marktformen auf Arbeitsmärkten und Warenmärkten entstehen“ (Eucken 1948: 130), um eine „Wirtschaftsordnung mit dem höchsten wirtschaftlichen Wirkungsgrad“ (Eucken 1952/2004: 315) herauszubilden, die eine bestmögliche Versorgung der Mitglieder eines Gemeinwesens zu garantieren vermag. Nochmals: Wie aus der geistigen Krise der Zeit nur eine zureichende gesellschaftliche Ordnung führen kann, gilt dies auch für die Lenkung der wirtschaftlichen Dynamik mittels einer wirtschaftlichen Ordnung.¹⁷

V. Daten und Dynamik

Will man verstehen, wie Eucken nun Dynamik und Ordnung analytisch verbindet, muss man sich seine Konstruktion des „Datenkranzes“ näher anschauen.

Zwar ist es für Eucken kennzeichnend, dass er seine ökonomische Analyse gesellschaftlich einbettet, die Analyse des eigentlichen Wirtschaftsprozesses selbst aber unter Vernachlässigung des gesellschaftlichen Kontextes stattfindet. Ziel seiner Vorgehensweise ist es zu erklären, welche Veränderungen im wirtschaftlichen Ablauf aus dem Wirtschaftsprozess selbst abgeleitet werden können und welche Ergebnis gesellschaftlichen Wandels sind. Für den Wirtschaftsprozess *sui generis* und für die *Wirtschaftstheorie* i. e. S. sind gesellschaftliche Bedingungs-lagen also ein „Kranz von ‚Daten‘“ (Eucken 1934/1954: 39):

„Gesamtwirtschaftliche Daten sind diejenigen Tatsachen, die den ökonomischen Kosmos bestimmen, ohne selbst unmittelbar von ökonomischen Tatsachen bestimmt zu sein. An den faktischen gesamtwirtschaftlichen Daten endigt die theoretische Erklärung. Aufgabe der Theorie ist es, die notwendigen Zusammenhänge bis zum Datenkranz zu verfolgen und umgekehrt zu zeigen, wie von den einzelnen

Nationalökonomie“ entwickelte Marktformenschema zwar dasjenige von Heinrich v. Stackelberg aufgreift, doch stehen bei Eucken nicht die *Zahl* der nachfragenden und anbietenden Marktteilnehmer im Vordergrund, sondern die Frage nach der *Koordination der Einzelpläne* der Marktteilnehmer im Wettbewerbsprozess – und damit ein *dynamischer* Prozess der Planabstimmung. Im Anschluss an *Brandt* (1964: 109) kann man Eucken zur Gruppe der Marktformertheoretiker einordnen, die „subjektive Momente der Marktplanung mit der strukturell bestimmten Datenlage der Entscheidungseinheiten in Verbindung zu bringen“ versuchen.

¹⁷ In diesem Zusammenhang ist es wichtig, dass Eucken immer auf den Doppelcharakter des Ordnungsbegriffs hingewiesen hat. Wirtschaftsordnung ist zum einen „die Gesamtheit der realisierten Formen, in denen in concreto jeweils der alltägliche Wirtschaftsprozess abläuft“ (Eucken 1940/1989: 238). Sie ist aber zum anderen auch die „Ordnung, die dem Wesen des Menschen und der Sache entspricht, d. h. Ordnung, in der Maß und Gleichgewicht bestehen“ (ebd.: 239).

Daten das wirtschaftliche Geschehen abhängt. Aber die ökonomische Theorie ist nicht fähig, ihr Zustandekommen zu erklären.“ (*Eucken* 1940/1989: 156)¹⁸

Euckens Interpretation vom Datenkranz findet sich erstmals in seinen „Kapitaltheoretischen Untersuchungen“. Er entwickelt dort aus der Analyse der „einfachen Wirtschaft“ die fünf Daten „Bedürfnisse“, „Natur“, „Arbeit“, „technisches Wissen“ und „Konsumgütervorrat“.¹⁹ Bezogen auf gesellschaftliche Wirtschaftssysteme benennt Eucken ein weiteres Datum: „In der staatlichen, rechtlichen, sozialen Ordnung und in den Sitten eines Volkes sieht sie [die theoretische Nationalökonomie, d. Verf.] ein Datum: das sechste“ (*Eucken* 1934/1954: 65).

Wesentlich im vorliegenden Zusammenhang ist die Tatsache, dass Eucken mittels des Datenkranzes der ökonomischen Theorie ein fest umgrenztes Aufgabengebiet zuordnet. Die Daten sind sozusagen das „Produkt“ der Grenzziehung des Kranzes, auf der Basis „nationalökonomischer Problemstellung und pointierend-hervorhebender Analyse der Fakten“ (*Eucken* 1940/1989: 263, Anm. 51). Oder anderes gesagt: In den Daten finden sich systematisiert die Einflussgrößen auf den ökonomischen Kosmos, ohne dass die Bewegungen im Kosmos unmittelbar von Daten bestimmt werden. Eucken negiert den Einfluss der Größen des Datenkranzes für das wirtschaftliche Geschehen keineswegs, er versagt ihr nur die *Unmittelbarkeit*. Auf diese Weise gelingt es ihm zwischen dem historisch-politischen und dem wirtschaftlichen Abläufen zu vermitteln und so die dynamische Wechselbeziehung beider in den Blick zu bekommen: „Indem nun die Theorie – im Rahmen der Idealtypen und in abstrakter Form – zeigt, wie die Daten das wirtschaftliche Geschehen bestimmen, wird sie zum geeigneten Instrument, um den Zusammenhang von geschichtlich-politischen Tatsachen und wirtschaftlichen Geschehen zu erklären.“ (*Eucken* 1940/1989: 161 f.). Und in umgekehrter Weise können „[ö]konomische Tatsachen und Hergänge, die sich aus einer Datenkonstellation ergeben, ... auch auf die gesamtwirtschaftlichen Daten zurückwirken“ (ebd.: 157).²⁰ Auf der Basis dieses Wechs-

¹⁸ Auch die Idee, der ökonomischen Theorie eine (definitorische) Grenze zu geben, ist keine originär Eucken'sche Erfindung. Siehe hierzu *Gold Schmidt* (2002a: 68–70).

¹⁹ Vgl. *Eucken* (1934/1954: 57–62). Insbesondere das Datum „Konsumgütervorrat“ ist in seiner Abgrenzung problematisch. An späterer Stelle (ebd.: 126) interpretiert Eucken „Verfügungsmacht über Konsumgüter“ als Kapital und bezeichnet dies als ein Datum. Dieser Kapitalbegriff der „Untersuchungen“ wird von Eucken aber an keiner anderen Stelle wieder aufgegriffen; vgl. *Folz* (1970: 146).

²⁰ Zur Analyse verschiedener Datenkonstellationen favorisiert Eucken die Variationsmethode (insb. *Eucken* 1940/1989: 188 ff.). Es handelt sich dabei letztlich um gedankliche „ceteris-paribus-Analysen“, die in der Gefahr stehen, Aussagen über Realität mit Aussagen über Systematizität zu verwechseln. Siehe hierzu die klare Kritik von *Herrmann-Pillath* (1991: insb. 30). *Kirchgässners* (1988: 55 f.) Überle-

selspiels zwischen Wirtschaftsprozess (als dem Gegenstandsbereich der ökonomischen Theorie) und den ökonomisch nicht erklärbaren, auf das wirtschaftliche Geschehen wirkenden Daten kann Eucken den Gesamtprozess wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels analysieren.

Die Konsequenz: Im Kunstgriff Euckens, „Daten“ bzw. eine „Datengrenze“ in die ökonomische Analyse einzuführen, zeigt sich erneut der Gedanke, der auch die vorherigen Abschnitte geleitet hat. Gerade in dem Wissen um die notwendige wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung ist es für Eucken unabdingbar, sich darüber klar zu werden (und dies isoliert zu benennen), welche die tatsächlichen dynamischen Elemente sind, die Prozesse in Gang setzen. Erst dann wird es möglich, Entwicklung zu gestalten. Die theoretische Analyse von Zuständen will die (wirtschafts-)politische Veränderung ermöglichen:

„Gesamtwirtschaftliche Daten, auf welche die theoretische Analyse stößt und an denen sie haltmacht, sind nicht Daten der Wirtschaftspolitik. Eher ist das Gegenteil richtig. Die Wirtschaftspolitik im engeren und weiteren Sinne wirkt gerade dadurch, dass sie Daten verändert. Wenn etwa der Staat Kartelle verbietet oder eine Kreditexpansion vornimmt oder das gewerbliche Schulwesen reformiert, so werden hiermit stets Daten verändert. ... Auch die Bemühungen der Wissenschaft, die Schaffung einer funktionsfähigen Wirtschaftsverfassung gedanklich vorzubereiten, zielen darauf ab, das Datum der rechtlich-sozialen Organisation in bestimmter Weise zu gestalten.“ (*Eucken* 1940/1989: 158)

VI. Ausblick

„Allgemeingültige, dynamisch-theoretische Aussagen über die Einwirkung des Wirtschaftsherganges auf die Daten sind unmöglich.“ (*Eucken* 1940/1989: 185). Euckens wiederholte Kritik an Theorien wirtschaftlicher Entwicklung lassen es geradezu sinnwidrig erscheinen, sich über eine ordoliberalen Entwicklungstheorie Gedanken zu machen. Doch schiebt man den

gung hingegen, dass Eucken innerhalb des Datenkranzes Menger Recht gegeben habe, außerhalb Schmolter, ist problematisch. Zwar benennt Eucken eine definitive Grenze zwischen den Erkenntnismöglichkeiten der jeweiligen Bereiche. Entscheidend ist aber, dass hierin (aus Eucken'scher Sicht) keine Zweiteilung liegt, sondern eine Voraussetzung zur Erkenntnis der wirtschaftlichen Wirklichkeit und Entwicklung. Siehe hierzu auch *Meyer* (1989: 44–47) und *Wenzel* (1999: 329). Dass neben gesamtwirtschaftlichen Daten auch Tatsachen nichtwirtschaftlicher Art wirken, ist *Eucken* (1940/1989: 185) bewusst und ihm ein Argument dafür, dass auch Analysen der Variationsmethode nicht *notwendige* Zusammenhänge behaupten können: „Wir sehen ..., daß allein das Moment außen- oder innenpolitischer Unsicherheit genügt, um Wirtschaftspläne der Unternehmer, ihre Erwartungen, ihre Handlungen, das Investitionstempo und alles übrige Geschehen zu beeinflussen. ... Die Sprache der Tatsachen ist überwältigend“ (ebd.: 183).

terminologischen Befund beiseite, zeigt sich ein anderes Bild. In seiner Hinwendung zum tatsächlichen wirtschaftlichen Geschehen will Eucken gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel tatsächlich *erklären* und *gestalten*. Dies wird nach Eucken dann misslingen, wenn man wirtschaftliche Entwicklung vom Prozess der gesellschaftlichen Entwicklung abkoppelt und den Prozess in die eine oder andere Richtung deterministisch bestimmen will. Dies gilt für Gesellschaftstheorien wie Marxismus und Sozialismus in gleicher Weise wie für „dynamische“ Theorien wirtschaftlicher Zwangsläufigkeiten. Gegen den Reduktionismus solcher Theorien und gegen den Relativismus historistischer Ansätze setzt Eucken sein ordoliberales Programm, in dem das Wechselspiel zwischen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklung im Mittelpunkt steht.

Es ist hier nicht der Ort darüber zu spekulieren, inwieweit es Eucken tatsächlich gelungen ist, eine Theorie wirtschaftlicher Entwicklung zu entwerfen. Seine phänomenologisch inspirierte Forschungsmethode (zum Überblick: *Gander/Goldschmidt/Dathe* 2009) und die bleibende Schwierigkeit, den Datenkranz, ist er erst einmal gebildet, dann wieder in das wirtschaftliche Geschehen zu ‚endogenisieren‘²¹, sind nur zwei gewichtige Gründe, die ihm auf dem Weg zu einer modernen Entwicklungstheorie entgegenstehen.

Doch Eucken und den Ordoliberalismus als Theorie wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung zu lesen – statt bei dem alleinigen, stereotypen Verweis auf die Güte der konstituierenden und regulierenden Prinzipien zu verharren – hätte auch für die heutige Diskussion in Zeiten der andauernden Wirtschaftskrise viel zu bieten: Ordnungsprobleme sind immer Fragen gesellschaftlicher wie wirtschaftlicher Wandlungsprozesse und ihres jeweiligen Wechselspiels.

²¹ Auf dieses Problem hat bereits Georg Weippert hingewiesen. In Hinblick auf Euckens Datenkranz schreibt er: „Die Ordnungsformen werden also, nachdem sie ursprünglich alles spezifisch geschichtlichen Gehaltes entkleidet waren, nun gewissermaßen wieder – über die Daten – prall mit geschichtlichem Gehalte angefüllt. ... Daß hier in reichem Maße geschichtliche Fakten Anerkennung erfahren, ist unbestreitbar, aber wird so die wirtschaftliche Wirklichkeit in ihrem geschichtlichen Sein in zureichendem Maße erfaßt? Wieder haben wir festzustellen, daß wohl Tatsachen und Ereignisse in großer Fülle in die Untersuchung eingehen, aber doch letztlich ihres geschichtlichen Gehaltes beraubt. ... Es ist eben unmöglich – und hier erheben wir den zentralen Einwand gegen das von Eucken angewandte Verfahren –, sich zunächst oder ‚zeitweise‘ von der ‚geschichtlichen Anschauung entfernen‘ zu wollen, um dann wieder zur ‚vollen geschichtlichen Anschauung‘ zurückzukehren. ... [A]uch wenn die Distanz zu unserem Gegenstand sehr groß ist, müssen wir dessen Grundstruktur, gemeint ist seine spezifische Seinsart, jeweils im Auge behalten. Glauben wir uns über diese hinwegsetzen zu dürfen, dann müssen wir zu wirklichkeitswidrigen Konstruktionen gelangen.“ *Weippert* (1942: 298f.).

Literatur

- Berndt, Arnold/Goldschmidt, Nils* (2003), „Wettbewerb als Aufgabe“ – Leonhard Mikschs Beitrag zur Ordnungstheorie und -politik, in: *ORDO* 51, S. 33–74.
- Blümle, Gerold* (2002/2008), „Wissenschaft im Stile Schmollers“. Zur Dialektik der Methoden in der Ökonomik, in: *Blümle Gerold. Wirtschaftsgeschichte und ökonomisches Denken. Ausgewählte Aufsätze*. Herausgegeben von Nils Goldschmidt und Dorothea Schmidt-Klau, 2. Aufl., Marburg: Metropolis, S. 307–326.
- Blümle, Gerold/Goldschmidt, Nils* (2006), From Economic Stability to Social Order: The Debate About Business Cycle Theory in the 1920’s and its relevance for the development of theories of social order by Lowe, Hayek and Eucken, in: *European Journal of the History of Economic Thought* 13,4, S. 543–570.
- Böhm, Franz/Eucken, Walter/Großmann-Doerth, Hans* (1936/2008), Unsere Aufgabe, in: *Goldschmidt, Nils/Wohlgemuth* (Hg.). *Grundtexte zur Freiburger Tradition der Ordnungsökonomik*, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 21–37.
- Brandt, Karl* (1964), Methodologische Bemerkungen zur Marktformenlehre, in: *Kloten, Norbert u. a.* (Hg.). *Systeme und Methoden in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Erwin von Beckerath zum 75. Geburtstag*, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 107–126.
- Brandt, Karl* (1993), *Geschichte der deutschen Volkswirtschaftslehre. Band 2: Vom Historismus bis zur Neoklassik*, Freiburg: Haufe.
- Dathe, Uwe* (2009), *Walter Euckens Weg zum Liberalismus (1918–1934)*, in: *ORDO* 60, S. 53–86.
- Dathe, Uwe* (2013), Ein Weg zum dritten Weg. *Walter Euckens Auseinandersetzung mit Marx und dem Marxismus (1921–1932)*, in: *Ploenus, Michael/Steinbach, Matthias* (Hg.). *Prüfstein Marx. Zu Edition und Rezeption eines Klassikers*, Berlin: Metropol, S. 211–225.
- Dathe, Uwe/Goldschmidt, Nils* (2003), *Wie der Vater, so der Sohn? Neue Erkenntnisse zu Walter Euckens Leben und Werk anhand des Nachlasses von Rudolf Eucken in Jena*, in: *ORDO* 54, S. 49–74.
- Dietze, Constantin von/Eucken, Walter/Lampe, Adolf* (1943/2008), *Wirtschafts- und Sozialordnung*, in: *Goldschmidt, Nils/Wohlgemuth, Michael* (Hg.). *Grundtexte zur Freiburger Tradition der Ordnungsökonomik*, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 99–115.
- Eucken, Walter* (1921), *Zur Würdigung von St. Simons*, in: *Schmollers Jahrbuch* 45, S. 1051–1066.
- Eucken, Walter* (1923), *Kritische Betrachtungen zum deutschen Geldproblem*, Jena: Fischer.
- Eucken, Walter* (1925a). *Zur Kritik des Sozialismus*, in: *Die Tatwelt* 1, S. 37–42 (unter dem Pseudonym Kurt Heinrich).
- Eucken, Walter* (1925b). *Zur Kritik des modernen Sozialismus*, *Langensalza*.
- Eucken, Walter* (1926a). *Die geistige Krise und der Kapitalismus*, in: *Die Tatwelt* 2, S. 13–16 (unter dem Pseudonym Kurt Heinrich).

- Eucken*, Walter (1926b), Über den Versuch, den Marxismus zu ethisieren, in: Die Tatwelt 2, S. 96–99 (unter dem Pseudonym Kurt Heinrich).
- Eucken*, Walter (1927), Vom Radikalismus sozialistischer und Euckenscher Prägung, in: Die Tatwelt 3, S. 44–48.
- Eucken*, Walter (1929), Kredit und Konjunktur, in: Boese, Franz (Hg.). Wandlungen des Kapitalismus. Auslandsanleihen. Kredit und Konjunktur. Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Zürich 1928 (= Schriften des Vereins für Socialpolitik 175), München, Leipzig: Duncker & Humblot, S. 287–316.
- Eucken*, Walter (1930), Wirtschaftsentwicklung contra Kulturentwicklung, in: Die Tatwelt 6, S. 33–37.
- Eucken*, Walter (1932a), Religion – Wirtschaft – Staat. Zur Problematik des Gegenwartsmenschen, in: Die Tatwelt 8, S. 82–89.
- Eucken*, Walter (1932b), Staatliche Strukturwandlungen und die Krisis des Kapitalismus, in: Weltwirtschaftliches Archiv 36, S. 297–323.
- Eucken*, Walter (1933a), Denken – Warum? in: Die Tatwelt 9, S. 148–152.
- Eucken*, Walter (1933b), [ohne Titel], in: Clausing, Gustav (Hg.). Der Stand und die nächste Zukunft der Konjunkturforschung. Festschrift für Arthur Spiethoff, München: Duncker & Humblot, S. 74–78.
- Eucken*, Walter (1934/1954), Kapitaltheoretische Untersuchungen, 2. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, Zürich: Polygraphischer Verlag.
- Eucken*, Walter (1937/1954), Vom Hauptproblem der Kapitaltheorie, in: Eucken, Walter. Kapitaltheoretische Untersuchungen, 2. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, Zürich: Polygraphischer Verlag, S. 191–222.
- Eucken*, Walter (1938), Die Überwindung des Historismus, in: Schmollers Jahrbuch 62, S. 191–214.
- Eucken*, Walter (1940), Wissenschaft im Stile Schmollers, in: Weltwirtschaftliches Archiv 52, S. 468–506.
- Eucken*, Walter (1940/1954), Der Wirtschaftsprozess als zeitlicher Hergang, in: Eucken, Walter. Kapitaltheoretische Untersuchungen, 2. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, Zürich: Polygraphischer Verlag, S. 223–262.
- Eucken*, Walter (1940/1989), Die Grundlagen der Nationalökonomie, 9. Aufl., Berlin u. a.: Springer.
- Eucken*, Walter (1942), Wettbewerb als Grundprinzip der Wirtschaftsverfassung, in: Schmolders, Günter (Hg.). Der Wettbewerb als Mittel volkswirtschaftlicher Leistungssteigerung und Leistungsauslese, Berlin: Duncker & Humblot, S. 29–49.
- Eucken*, Walter (1944/1954), Die zeitliche Lenkung des Wirtschaftsprozesses und der Aufbau der Wirtschaftsordnungen, in: Eucken, Walter. Kapitaltheoretische Untersuchungen, 2. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, Zürich: Polygraphischer Verlag, S. 263–323.
- Eucken*, Walter (1948), Die soziale Frage, in: Salin, Edgar (Hg.). Synopsis. Alfred Weber 30.VII.1868–30.VII.1948, Heidelberg: Schneider, S. 113–131.

- Eucken*, Walter (1952/2004), Grundsätze der Wirtschaftspolitik. Herausgegeben von Edith Eucken und K. Paul Hensel, 7. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck.
- Feld*, Lars P./*Köhler*, Ekkehard A. (Hg.) (2015), Wettbewerbsordnung und Monopolbekämpfung. Zum Gedenken an Leonhard Miksch (1901–1950), Tübingen: Mohr Siebeck.
- Folz*, Willibald (1970), Das geldtheoretische und geldpolitische Werk Walter Euckens, Berlin: Duncker & Humblot.
- Gander*, Hans-Helmuth/*Goldschmidt*, Nils/*Dathe*, Uwe (Hg.) (2009), Phänomenologie und die Ordnung der Wirtschaft. Edmund Husserl – Rudolf Eucken – Walter Eucken – Michel Foucault, Würzburg: Ergon.
- Goldschmidt*, Nils (2002a), Entstehung und Vermächtnis ordoliberalen Denkens. Walter Eucken und die Notwendigkeit einer kulturellen Ökonomik, Münster: Lit.
- Goldschmidt*, Nils (2002b), Eröffnung der Kontingenz gesellschaftlicher Ordnungen? Die Kirche als ordnende Potenz (Kommentar), in: Pies, Ingo/Leschke, Martin (Hg.). Walter Euckens Ordnungspolitik, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 164–171.
- Goldschmidt*, Nils (2005a), Die Rolle Walter Euckens im Widerstand: Freiheit, Ordnung und Wahrhaftigkeit als Handlungsmaximen, in: Goldschmidt, Nils (Hg.). Wirtschaft, Politik und Freiheit. Freiburger Wirtschaftswissenschaftler und der Widerstand, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 289–314.
- Goldschmidt*, Nils (2005b), Zur Einführung: Hans Großmann-Doerth und die Freiburger Schule, in: Blaurock, Uwe/Goldschmidt, Nils/Hollerbach, Alexander (Hg.). Das selbstgeschaffene Recht der Wirtschaft. Zum Gedenken an Hans Großmann-Doerth, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 9–18.
- Goldschmidt*, Nils (2008), Zur Einführung: Walter Eucken (1891–1950), in: Goldschmidt, Nils/Wohlgemuth, Michael (Hg.). Grundtexte zur Freiburger Tradition der Ordnungsökonomik, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 191–196.
- Goldschmidt*, Nils (2009), Die Geburt der Sozialen Marktwirtschaft aus dem Geiste der Religion – Walter Eucken und das soziale Anliegen des Neoliberalismus, in: Abländer, Michael S./Ulrich, Peter (Hg.). 60 Jahre Soziale Marktwirtschaft. Illusionen und Reinterpretationen einer ordnungspolitischen Integrationsformel, Bern/Stuttgart/Wien: Haupt, S. 27–44.
- Goldschmidt*, Nils (2013), Walter Eucken's Place in the History of Ideas, in: Review of Austrian Economics 26, 127–147.
- Herrmann-Pillath*, Carsten (1991), Der Vergleich von Wirtschafts- und Gesellschaftssystemen: Wissenschaftsphilosophische und methodologische Betrachtungen zur Zukunft eines ordnungstheoretischen Forschungsprogramms, in: ORDO 42, S. 15–67.
- Heuß*, Ernst (1989), „Die Grundlagen der Nationalökonomie“ vor 50 Jahren und heute, in: ORDO 40, S. 21–30.
- Holzwarth*, Fritz (1985), Ordnung der Wirtschaft durch Wettbewerb. Entwicklung der Ideen der Freiburger Schule, Freiburg: Haufe.
- Janssen*, Hauke (2009a), Nationalökonomie und Nationalsozialismus. Die deutsche Volkswirtschaftslehre in den dreißiger Jahren, 3. Aufl., Marburg: Metropolis.

- Janssen, Hauke* (2009b), Walter Eucken (1891–1950), in: Kurz, Heinz G. (Hg.). *Klassiker des ökonomischen Denkens. Band 2: Von Vilfredo Pareto bis Amartya Sen*, München: Beck, S. 187–204.
- Kirchgässner, Gebhard* (1988), *Wirtschaftspolitik und Politiksystem: Zur Kritik der traditionellen Ordnungstheorie aus der Sicht der Neuen Politischen Ökonomie*, in: Cassel, Dieter/Ramb, Bernd-Thomas/Thieme, H. Jörg (Hg.). *Ordnungspolitik*, München: Vahlen, S. 53–75.
- Klump, Rainer/Wörsdörfer, Manuel* (2011), On the Affiliation of Phenomenology and Ordoliberalism: Links between Edmund Husserl, Rudolf and Walter Eucken, in: *European Journal of the History of Economic Thought* 18, S. 551–578.
- Köster, Roman* (2011), *Die Wissenschaft der Außenseiter. Die Krise der Nationalökonomie in der Weimarer Republik*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Laum, Bernhard* (1937), *Methodenstreit oder Zusammenarbeit? Randbemerkungen zu einem Angriff auf die historische Nationalökonomie*, in: *Schmollers Jahrbuch* 61, S. 257–273.
- Laum, Bernhard* (1938), *Entgegnung zu Euckens Aufsatz*, in: *Schmollers Jahrbuch* 62, S. 215–220.
- Lutz, Friedrich A.* (1954), *Die Entwicklung der Zinstheorie seit Böhm-Bawerk, in: Eucken, Walter. Kapitaltheoretische Untersuchungen, 2. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, Zürich: Polygraphischer Verlag, S. IX–XXVII.*
- Meyer, Willi* (1989), *Geschichte und Nationalökonomie: Historische Einbettung und allgemeine Theorien*, in: *ORDO* 40, S. 31–54.
- Petersen, Tim* (2015), *Theologische Einflüsse auf die deutsche Nationalökonomie im 19. und 20. Jahrhundert – drei Fallbeispiele*, Dissertation, Universität Hamburg, online verfügbar: <http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2016/7718/pdf/Dissertation.pdf> (31.03.16).
- Peukert, Helge* (2000), *Walter Eucken (1891–1950) and the Historical School*, in: Koslowski, Peter (Hg.). *The Theory of Capitalism in the German Economic Tradition. Historicism, Ordo-Liberalism, Critical Theory, Solidarism*, Berlin u.a.: Springer, S. 93–145.
- Pies, Ingo* (2001), *Eucken und von Hayek im Vergleich. Zur Aktualisierung der ordnungspolitischen Konzeption*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Renker, Jan* (2009), *Die Krisis der Moderne bei Rudolf Eucken, Edmund Husserl und Walter Eucken*, in: Gander, Hans-Helmuth/Goldschmidt, Nils/Dathe, Uwe (Hg.). *Phänomenologie und die Ordnung der Wirtschaft. Edmund Husserl – Rudolf Eucken – Walter Eucken – Michel Foucault*, Würzburg: Ergon, S. 41–66.
- Schefold, Bertram* (1995), *Theoretische Ansätze für den Vergleich von Wirtschaftssystemen aus historischer Perspektive*, in: Schefold, Bertram (Hg.). *Wandlungsprozesse in den Wirtschaftssystemen Westeuropas*, Marburg: Metropolis, S. 9–40.
- Schefold, Bertram* (2003), *Die deutsche Historische Schule als Quelle des Ordoliberalismus*, in: Commun, Patricia (Hg.). *L'ordolibéralisme allemand. Aux sources de l'Economie sociale de marché*, S. 101–118.

- Streit*, Manfred E./*Wohlgemuth*, Michael (2000), Walter Eucken und Friedrich A. von Hayek: Initiatoren der Ordnungsökonomik, in: Külz, Bernhard/Vanberg, Viktor (Hg.). Freiheit und wettbewerbliche Ordnung. Gedenkband zur Erinnerung an Walter Eucken, Freiburg/Berlin/München: Haufe, S. 461–498.
- Weippert*, Georg (1942), Walter Euckens Grundlagen der Nationalökonomie, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 102, S. 1–58 u. 271–337.
- Wenzel*, Bettina (1999), Der Methodenstreit. Ökonomische Forschungsprogramme aus der Sicht des kritischen Rationalismus, Frankfurt a.M. u.a.: Lang.
- Wittkau*, Annette (1992), Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wörsdörfer*, Manuel (2014), The ‚Societal Crisis of the Present‘ as a Neoliberal Leitmotiv, in: History of Economic Thought and Policy 2014/2, S. 77–109.
- Zweynert*, Joachim (2007), Die Entstehung ordnungsökonomischer Paradigmen – theoriegeschichtliche Betrachtungen, Freiburger Diskussionspapiere zur Ordnungsökonomik 07/8.